

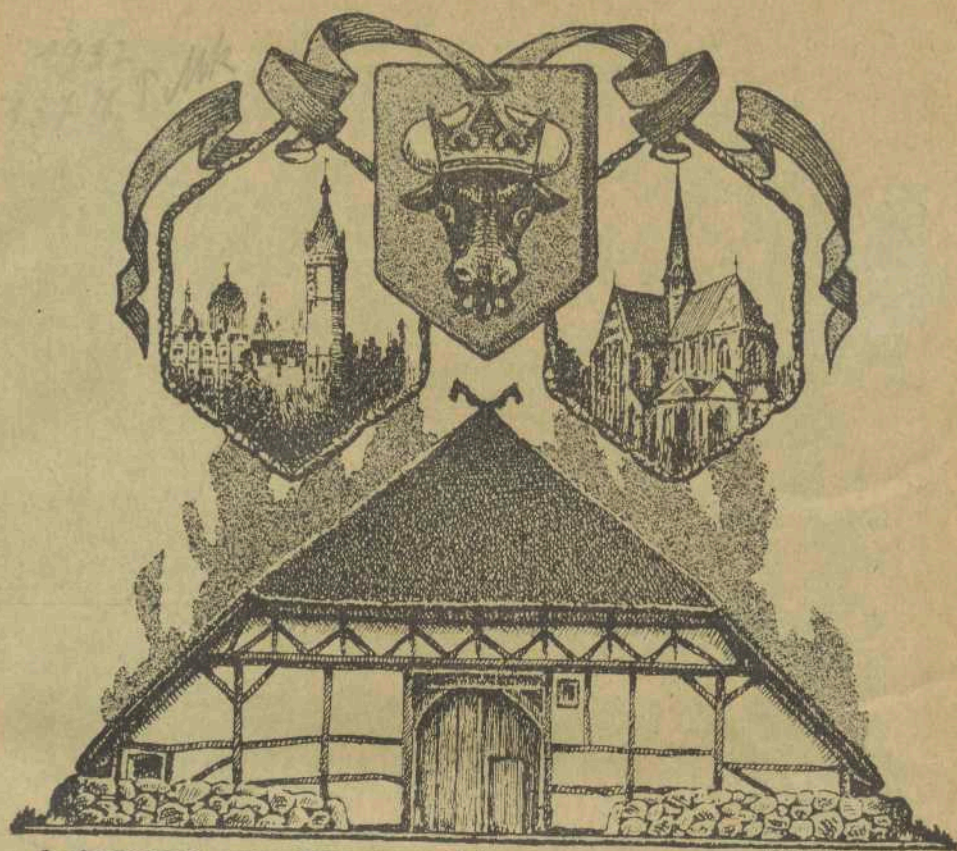
Die Mecklenburgische Heimat : Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

[N.S.] 10. Jahrgang (1931)

Schwerin i. M.: Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, 1931

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903489709>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Dr. Duwel 1927

Die Mecklenburgische Heimat



10. Jahrg. Schwerin, Januar/Februar 1931 Nr. 1/2



Der Weltkrieg 1914-1918

Das Weltkriegswerk des Generals von Kuhl.

Dieses Buch steht in der bisherigen Weltkriegsliteratur insofern einzig da, als es in knapper, übersichtlicher und doch erschöpfender Form eine vollständige Geschichte des Krieges an allen Landfronten, zur See, in den Kolonien und in der Heimat bietet. Gewiß gab es schon ernste wissenschaftliche Werke mit gleicher Zielsetzung, wie z. B. Volkmanns „Großer Krieg“ und Schwarzes achtbändiges Sammelwerk. Ersteres Buch beschränkt sich indessen auf eine Darstellung der Ereignisse in ganz großen Umrissen, das letztere geht sehr in die Einzelheiten. Beide entsprechen zudem, weil schon vor Jahren erschienen, nicht mehr voll dem heutigen Stande der Forschung. Die bisher erschienenen Bände des amtlichen Werkes des Reichsarchivs behandeln nur den Landkrieg im Jahre 1914. Die hiernach vorhandene fühlbare Lücke wird jetzt durch das zweibändige, etwa 1200 Seiten umfassende Werk des Generals von Kuhl geschlossen. Die im Untertitel zum Ausdruck gebrachte Absicht, den Krieg dem deutschen Volke darzustellen, ist vollauf geglückt. Trotz seiner streng wissenschaftlichen Unterlagen und seines sorgfältigen Quellenstudiums hält es sich frei von Fachgelehrsamkeit. In klarem, leichtflüssigem Stil geschrieben, ist es für jeden gebildeten Laien verständlich. Seine hohe nationale Bedeutung in Gegenwart und Zukunft bedarf bei der Persönlichkeit des Herrn Verfassers keines Wortes. Für die im Vorwort betonten Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zeugt wohl nichts mehr als die

(Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite)

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

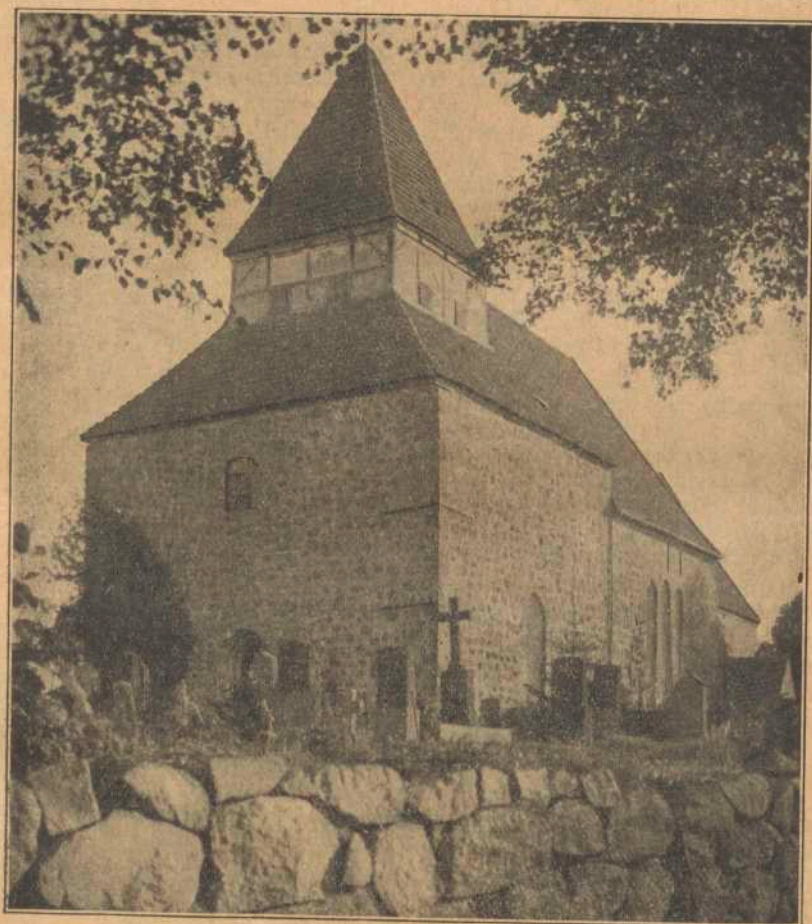
Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock
Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Jan./Febr. 1931

Nummer 1/2

Inhalt: Ein Dörf. — Der preussische Herzogshof und das altmecklenburgische Kunsthandwerk. — Friß Reuter am Körnergrab in Böddelin. — Die Kirche zu Sanitz. — Bat'n Duer för Nahlag bet. — Mecklenburgisches Siedlungswesen. — Freizeit für männliche Mitglieder der Vereinigung ehem. Bauernhochschüler. — Freizeit ehem. Bauernhochschüler in Witzgrub. — Meckl. Heimatabend in Schwerin. — Jahresberichte. — Bücherchau. — Geschäftliches.



Die Kirche zu Sanitz. (Vgl. den Aufsatz in dieser Nummer.)
Aufgenommen von Lehrer P. Intpant, Sanitz.

Mecklenburg weitergetragen. — Die Studienarbeiten wurden in früherer Zeit besonders kunstvoll hergestellt. Besonders beliebt waren damals Jagdszenen mit Hirschen in Relief; Christof Parr schnitt 1568 im Schlosse zu Güstrow Hirsche und Rehe, und im Schlosse Frederiksborg, wo Windrauch zuerst beschäftigt war, finden wir an den Wänden des Rosenjaales die gleichen herausragenden Hirsche mit echtem Geweih, wie in Königsberg, so daß man wohl annehmen darf, daß auch sie von ihm herrühren.

Teils als Maurer, teils als Steinmetz bezeichnet, war Meister Gabriel von Aachen (Neebe) zu Reminiszere 1543 am herzoglichen Hofe zu Königsberg angestellt worden. Bis zum Sommer 1550 ist er nachweislich in Preußen geblieben. Man möchte geneigt sein, ihn mit dem Gabriel von Aken zu identifizieren, welcher für den Schwiegersohn Albrechts, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, den Fürstenhof zu Wismar bauen half. Zeitliche Schwierigkeiten bei dem Vergleiche finden sich nicht, und manche Gleichartigkeiten der Arbeiten zu Wismar und in Ostpreußen sprechen sogar dafür.

Bemerkenswert für die Verbindungen zwischen Königsberg und Mecklenburg ist auch ein im Königsberger Staatsarchiv vorhandener Brief vom 27. Juli des Jahres 1603: „Die pr. R. an den dänischen Statthalter auf Gotland, Hermann Juell. — Bezeugen in Zoll-Sachen, daß die von dem Rostocker Schiffer Symon Foy nach Kgsbg. mit Erlaubnis des dänischen Königs gebrachten gotländischen Steine in der That für den geplanten Königsberger Schloßkirchen-Bau abgeliefert seien.“

Die Rechnungsbücher der herzoglichen Rentkammer zu Königsberg berichten, daß Herzog Albrecht eine längere mecklenburgische Reise antrat, zu welchem Zweck besondere Schaupfennige mit dem Wilde des Fürsten angefertigt wurden.

Auf dem Blatte 164 des Rechnungsjahrganges 1543/4 (Mai) steht: „Extraordinarie dem Baumeister 25 1/2 Mk. f. 30 Etr. Glas 1/12; 55 1/2 Mk. f. 37 Last Kalkstein, gekauft von einem gotländischen Schiffer 3. 5., 27 Mk. 6 Sch. desgl. von e. Wismarischen 8. 7., 36 Mk. 24 Sch. f. 26 desgl. von e. Rostodischen 13. 8.“

Ferner geht aus dem: „Fl. 13 474“ der herzoglichen Rentkammer hervor, daß eine beträchtliche Summe für eine Reihe von mecklenburgischen Gemälden verausgabt worden ist.

So bestanden zwischen den beiden Fürstenhöfen Alt-Preußen und Alt-Mecklenburg — wie auch zwischen den beiden Ländern — mancherlei Verbindungen, deren Spuren bis in unsere Tage gehen.

Friz Reuter am Körnergrab in Wöbbelin.

Etwa 15 Jahre alt war Friz Reuter, als er zum ersten Male am Grab des auf mecklenburgischem Boden gefallenen und bestatteten jungen Freiheitskämpfers, des Sängers von „Leber und Schwert“, stand. Von weit her war er gekommen, aus dem Osten Mecklenburgs, von Friedland her, wo er in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Schüler des Gymnasiums weilte. Am Friedländer Gymnasium stand schon damals das deutsche Turnen im Sinne des Turnvaters Jahn, der dort selbst des öfteren von Berlin her anwesend war, in hoher Blüte. Der Prorektor Karl Horn, einstmals Lüthower Jäger und Kampfgefährte von Körner und Jahn, war der Turnlehrer, und unter ihm wurde auch der junge Friz Reuter, der schon von Kind auf für allerlei Sport und Wandern lebhaftes Interesse zeigte, ein begeisterter Turner. Seit Jahren war es in Friedland üblich geworden, daß allsommerlich größere Turnwanderungen unternommen wurden, quer durch Mecklenburg und Vorpommern sowie Rügen, und eine der beliebtesten, die schon Horns Vorgänger, der Prorektor Büsch, eingerichtet hatte, führte bis in die Gegend von Schwerin mit dem Ziel nach Wöbbelin an Körners Grab. Im Kreise einer solchen Friedländer Turnschar kam auch Friz Reuter zum ersten Male dorthin. Er ist dann während seiner Schulzeit, auch von Parchim her, wo er nachher seine Gymnasialzeit beendete und das Zeugnis der Reise erwarb, noch mehrmals in Wöbbelin gewesen. Er selbst hat diese Besuche an Körners Grab, mit

denen immer eine Gedenkfeier für den gefallenen Freiheitshelden verbunden war, in einem von ihm geschriebenen, allerdings nicht veröffentlichten und daher für die Allgemeinheit nicht gedruckten Gedichte „Am Grabe Theodor Körners“ festgehalten.

Darin heißt es:

Wir wallen zum Grabe
des Helden hinan:
Komm' Weihgefang, und labe
die Seele jedermann!

Für Freiheit gestorben
begruben sie ihn hier,
doch was er uns erworben,
das lehrt für und für.

Wir feiern den Sänger
durch singende Lust,
wir feiern auch den Kämpfer
mit Mut in der Brust.

Er kämpfte mit der Leyer,
er kämpfte mit dem Schwert;
drum ist er dieser Feier
von deutschen Herzen wert.

Kommt Jünglinge, schwöret
an diesem Grabesstein,
von Feigheit nie beküret
und bieder stets zu sein.

Wie Reuter selbst bestätigt, sind die Stunden, die er am Körnergrab erlebt hat, für ihn stets Stunden höchster Weihe gewesen, die er nie wieder vergessen hat. Noch vier Jahrzehnte später wird bei Gelegenheit der 50. Wiederkehr von Körners Todestag (1863) die Erinnerung daran in ihm neubelebt. Als damals im August auch in Eisenach, wohin Reuter, nun schon der gefeierte, plattdeutsche Volksdichter, eben von Neubrandenburg übergesiedelt war, eine Körnerfeier stattfand, da verfaßte Reuter das Festgedicht, das er dann selbst bei der Feier sprach. Dabei eilten seine Gedanken wieder rückwärts in die Jugendzeit, wieder sieht er sich im Geiste mit seinen Schulkameraden am Körnergrab, und unter dem Eindruck, den diese Stätte einst auf sie alle gemacht hat, spricht er die Worte:

Wir Knaben, wir zogen zu seinem Grab,
die Tränen, sie rollten die Wangen herab.
Mit blühendem Auge, mit Druck der Hand,
so schwuren wir Treue dem Vaterland.
Durch die Seele zuckte hell und licht:
Nein, nein, den Schwur, den brechen wir nicht!

Von derselben Körnerfeier aber wurde besonders auf Reuter Veranlassung von Eisenach ein aus Wartburgmoos gewundener Kranz nach Wöbbelin entsandt. Den Beileitspruch dazu verfaßte ebenso Friß Reuter, der am liebsten persönlich den Kranz auf das Körnergrab gelegt hätte, mit den Worten:

Wo einst erkönte deutscher Minnesang
und Friedrich in die Wange ist gebissen,
wo Luther mit dem Teufel selber rang
und ihm das Tintfaß an den Kopf geschmissen:
an Wartburgs Feste ist dies Moos gefunden,
von deutscher Hand zum Kranz gewunden,
damit es jene Stätte kränze,
wo Körner ruht, nach kurzem Lebenslenze. —
Wir nehmen unser Glas zur Hand
und leeren's auf das Vaterland.
Hoch, Deutschland hoch, auf Deutschlands Wohl!
Das sei der Gruß vom deutschen Kapitol.

D. B.

Die Kirche zu Sanitz.

Von Primaner Friß John.

Die Kirche zu Sanitz gehört den Bauten der westfälischen Kolonisationswelle an, die sich, von der lauenburgischen Gegend an der Elbe ausgehend, über ganz Nordmecklenburg bis nach Vorpommern hinein erstreckte und ihr Gebiet mit den ihr charakteristischen Kirchenbauten füllte. Bezeichnend für diese Kirchen ist einmal die unregelmäßige Spaltung der Granitblöcke, die nur an den Kanten und in den Fenster- und Portalwänden sorgfältig rechtwinklig behauen sind, und die sonst meistens recht unregelmäßig, mit einer glatten Seite nach außen, in die Wände eingemauert sind. Zum andern ist es die steile, achtriippige Kuppel, die immer wieder in den westfälischen Bauten vorkommt und in unserem Lande in mehr als zwanzig Kirchen vertreten ist.

Die Sanitzer Kirche, die sich im Dorfe auf dem ovalen Kirchhof, mit aus Feldsteinen geschichteter Mauer, erhebt, hat bereits ein beträchtliches Alter, ja, sie gehört mit zu den ersten Bauten Mecklenburgs, die von den eingewanderten Deutschen errichtet wurden. Bereits in den ersten Jahrzehnten nach 1200 muß sie begonnen sein, in einer Zeit, in der der romanische Baustil noch vorherrschte und die Entwicklung zur Gotik in den ersten Anfängen war. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird die Kirche fertig gewesen sein, da Sanitz im Jahre 1256 nicht nur als Kirchdorf genannt wird, sondern auch die Kirche von Dänschenburg zur Tochterkirche erhält. Der Bau zeigt die oben genannten architektonischen Merkmale der westfälischen Kirchen in deutlicher Weise, man kann ihn in drei Teile zerlegen: der älteste, östliche Teil ist der Chor. In seiner Ost- und Südwand hat er die für die Zeit seiner Erbauung typischen drei Schließenfenster mit nach innen und außen abgeschrägten Gewandungen und noch völlig romanischen Rundbogenschläffen. Der Giebel ist schmucklos und bis in die oberste Spitze aus Granitsteinen aufgebaut, ohne Verwendung von Backsteinen; eine Bauweise, die ein Beweis für das erwähnte große Alter ist. An der Nord- und Süd- wand des Chores befinden sich zwei kleine Anbauten. Der nördliche ist eine Sakristei mit gewölbter Decke und ist ebenso alt wie der Chor selber. Der südliche ist ein Eingangsvorbau, der vor die dort befindliche erst in jüngerer Zeit gesetzt ist.

Der sich westlich an den Chor anschließende Mittelteil, das sog. Gemeindehaus, ist etwas jüngerem Datums. Es erhebt seinen Ostgiebel über das Dach des Chores, und die Giebelflächen sind bereits mit spitzbogigen Blendfenstern verziert, wie auch die Fensterschlässe eine dem Uebergangsstil entsprechende leise Zuspitzung zeigen. Nach Westen gehen die Mauern des bis zur Höhe der unteren Dachkanten ebenfalls gänzlich aus Felsen aufgemauerten Gemeindehauses ohne Vorsprung in die des Turmes, des dritten Gebäudeteiles, über. Dieses Turmhaus, das auch ganz aus Feldsteinen erbaut ist und nur ein Geschoss besitzt, dessen obere Mauerkanten nur wenig höher als die des Gemeindehauses liegen, trägt einen in gar keinem Verhältnis zu dem massigen Unterbau stehendem quadratischen Fachwerkbau, der nach oben in ein Zeltdach mit Kuppel und Hahn ausläuft.

Betrifft man die Kirche von Westen, so fallen sogleich die mächtigen, gut drei Meter dicken Mauern des Turmes auf, dessen Halle durch ein Fenster in der Südseite nur spärlich erhellt wird. In der Nordwand führt eine Treppe zur Glockenstube, die sich in dem genannten Fachwerkbau befindet, empor, auf welche ein anderes Fenster mündet und die rohen, aus unregelmäßig behauenen Felsen bestehenden Stufen und Wände nur mäßig beleuchtet. Der fast quadratische, mit einem Kreuzgewölbe gedeckte Raumteil des Turmhauses öffnet sich durch einen schweren Mauerbogen zum Gemeindehause, das auf der Südseite von drei, auf der Nordseite von zwei Fenstern erhellt wird. Das Gemeindehaus ist wie der Chor von genau quadratischem Grundriß und mit der westfälischen, achtriippigen Kuppel eingewölbt. Ein anderer großer Mauerbogen, der sog. Triumphbogen, öffnet sich östlich zum Chore hin. Er ist schwer und gedrückt und verrät nur durch eine leise Zuspitzung, daß der Uebergang vom romanischen zum gotischen Stil sich langsam vorbereitet. Die ganze Raumwirkung

in der Kirche ist überhaupt noch völlig romanisch und von der späteren gotischen Vergeistigung noch nichts zu spüren. Die Inneneinrichtung der Kirche ist viel jünger als der Bau selber und gehört verschiedenen Stilepochen an. Zunächst ist es der Altar, der dem Besucher in die Augen fällt und der seiner ganzen Art nach den zahlreichen Altären aus dem 18. Jahrh. ähnelt, also dem Barockstil zuzuweisen ist, jedoch nicht der Blütezeit dieses Stils, sondern seinen letzten Ausläufern gegen 1800, dem Klassizismus. Im Untersätze ist die Einsetzung des heil. Abendmahles, im Aufsatze das Leiden Christi am Oelberge, dargestellt. Beide Bilder sind von dem großherzogl. Hofmaler R. Suhrlandt gemalt. Ueber dem Hauptbilde befindet sich ein Schild mit Spruch und darüber eine geschnitzte, im 18. Jahrh. an Altären und Kanzeln häufig vorkommende Strahlen-
gorie mit dem Worte „Jehova“ in hebräischen Buchstaben. Die Seiten des Altars werden von zwei korinthischen Säulen und je zwei aus Holz geschnitzten Figuren, die Glaube, Liebe, Hoffnung und Geduld darstellen, flankiert. Die Orgel ist nicht an ihrem gewöhnlichen Platz im Westrande des Gemeindehauses, sondern hinter dem Altar aufgestellt, ein für den evangelischen Gottesdienst nicht günstiger Ort. Da sie ganz hinter dem Altaraufsatz verschwindet, entbehrt sie jeglichen Schmuckes und Verzierung. Die Kanzel, die am südlichen Pfeiler des Triumphbogens aufgestellt ist, ist ein Werk vom Ende des 17. Jahrh., im Barockstil errichtet. In den vier dem Kirchenraum zugekehrten Feldern des achteckigen Predigtstuhles stehen die hölzernen Figuren der Evangelisten. Auf der Tür zum Ausgang steht geschrieben, daß die Kanzel 1694 von Herrn Victor von Grabow und dessen Ehefrau Gustava Magdalena von Mecklenburg gestiftet sei. In der Nordwand des Gemeindehauses, nahe am Triumphbogen, steht ein Kirchenstuhl aus der Renaissancezeit, der 1592 von Herrn Hinno Preens Witwe Catharina, gebor. von Behr, gestiftet wurde. Von den sonstigen Einrichtungs-
stücken ist noch eine Empore mit Stühlen an der Südwand des Chores zu nennen, die an ihrer Brüstung eine Kreuzigungsszene und auf der einen Seite daneben einen knienden Ritter mit zwei Söhnen, auf der anderen seine Frau mit zwei Töchtern zeigt. Daneben einige Familienwappen. Ferner eine alte, arg beschädigte Christus-
figur und ein sehr schönes Triumphkreuz, welche beide Teile jezt, das erstere hinter dem Altar, das andere auf dem Boden, ein recht unwürdiges Dasein fristen. — An der Nordwand hängt ein Schrank in Form eines steilen, mit Fialen geschmückten gotischen Tabernakels, es ist ein sogenanntes Sakramentsgehäuse, das noch aus vor-
reformatorischer Zeit stammt. — Von dem Grabsteinen ist einer vor dem Altare zu erwähnen, der dem Ehepaare von Grabow (1721) gehörte und der mit dem Wappen und einer lateinischen Aufschrift versehen ist.

Wat 'n Buer för Nahsag het.

J. Rehm, Swerin.

Dei Buer möt sich allerlei nahseggen laten: Dei Annern sünd in 'n Stall! — Buersläd sünd dat all. — Buer blivt 'n Buer, un wenn hei ok bet Mirdag slöpt. — Buer is kein Minsch, man 'n Buer. — Hei hölt mieh'r von sien Pierd, as von dei Fru. — Manieren kenn so 'n Buer nich; wat dei Kaiser in dei Tasch steckt, dat smitt dei Buer bah weg. — Wat weit dei Buer von Gurkenasat? — Wat dei Buer nich kennt, dat et hei nich. — Hei sall eindrätisch, starkköpisch un tag as Bullentedder wäsen; un, weit dei Himmel, wat dei Buer all noch wiere för Nahsag het. — Dat giwt 'n Märken: Dei Buer un sien Of, dor steiht schräben: Wenn dei Buer morgens upstahn is, geiht hei ierst nah sienem Ofsen. Dei sickt em mit dei Tung äwert 't Gesicht, dormit sport hei dat Waschen; nahst strakt hei em mit sienem Swanzquast äwer, dormit sport dei Buer sich dat Andrögen. — „Je!“ segt dei Buer, denn weit hei nicks mieh'r. — Sowal is äwerst gewiß, lat 's all seggen, wat 's willen, dat secht den Buren gor nich 'n Spierken an, dat het blof den' Sinn, tellt ward up em. — Hei het in't Volksleben 'n groten Stein in't Brett. — Dat geiw mal eins 'n Bild ut Gustav Kühn in Nie-Ruppin sien Fabrik, dor wieren dei Ständen stuwtenwies upstellt, baben up dei höchste Stuwf stünd dei Kaiser, un tau siener Rechten, ein Stuwf niedriger, stünd dei Buer mit sienem

Plaug, un mit dei Stellung kann dei Buer woll taufräden wäsen. Hei steiht dor, as 'n heil wichtigen Mann in'n Nährstand. — Stelht'n vör dei Ohrn vör'n Roggenfeld, dor kickt sacht 'n Halm un noch ein stuer hoch mang dei annern ruf. — Je, dat sünd dei „Eddellürd“, dei Ohrn, dei gewichtig sick dallwärts bögen, dat 's den' Buern sien Hääd, — Laf't em man krupen. Dei weit Wischeid! —

So reiten die Herren: Hopp hopp, Galopp!
 So reiten die Damen: Zuck zuck — — zuck zuck!
 So reitet der Bauer: Klabuster, klabaster!
 Dor backappelt hei hen!

Mecklenburgisches Siedlungswesen.

Von Gutsbesitzer Dr. m. n. - Rostentin.

Wenn man im allgemeinen mit Mecklenburgern über Siedlung spricht, auch mit Landwirten, großen und kleinen, begegnet man einer erschreckenden Unkenntnis über die einfachsten Fragen, die mit der Siedlung zusammenhängen. Jeder behauptet, siedlungsfreundlich eingestellt zu sein und erklärt, daß die Innere Kolonisation unbedingt erforderlich sei. Aber, gerade heute sei nicht die richtige Zeit hierzu. Es sei unverantwortlich, heute Bauern anzusiedeln, es sei geradezu ein Verbrechen, diese Leute unglücklich zu machen. Erst müsse die gesamte Wirtschaftslage sich geändert haben, die Landwirtschaft müsse erst rentabel gestaltet werden, bevor an die Siedlung herangegangen werden könne. — Diese Argumente habe ich bereits seit 25 Jahren gehört, auch vor dem Kriege, als es der gesamten Wirtschaft gut ging. Eine richtige Zeit hat es für die, die innerlich Gegner der Siedlung sind, dies aber nicht direkt zugeben wollen, nie gegeben.

Selbstverständlich ist die Lage unserer gesamten Wirtschaft heute derartig, daß, falls keine Aenderung eintritt, kein Landwirt bestehen kann. Viele wirklich tüchtige Landwirte haben mit dem weißen Stock die Scholle der Väter verlassen müssen und die nächste Zukunft liegt schwarz und düster vor uns. Es ist hier kaum ein Unterschied zwischen den einzelnen Besitzgrößen vorhanden. Nur desto größer der Betrieb ist, desto schwieriger wird die Lage. Steuern und soziale Lasten bedrücken den Großbetrieb bedeutend stärker als den Mittel- und Kleinbetrieb, dessen Inhaber die Krisenzeit durch Einschränkung der Lebenshaltung wenigstens eine Zeit lang besser überstehen können. Zu berücksichtigen ist ferner, daß heute der Grund und Boden so niedrig im Preise steht, daß, wenn man bei einem Gutskauf das Inventar und die Gebäudewerte berechnet, der gesamte Boden in den meisten Fällen außer Anschlag bleibt. Dies sind natürlich völlig ungesunde Zustände, aber ich halte heute gerade die Krisenzeit für besonders geeignet, daß heute Land zur Besiedlung bereit gestellt wird, und zwar einmal, daß dann, wenn die Krisis überwunden ist und dann keine Neigung zur Landabgabe im größerem Umfange besteht, genügend Land zur Verfügung steht, und zweitens auch, weil die katastrophale Lage, in der sich heute der Gütermarkt befindet, noch viel schlimmer sein würde, wenn die Nachfrage nach Siedlungsland ausgeschaltet würde. Ich bin kein Freund einer zu weitgehenden Aufteilung des großen Besitzes. Der Großbetrieb hat ebenso seine Aufgaben im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft zu erfüllen, wie der mittlere und Kleinbetrieb. Es kommt darauf an, daß eine gesunde Mischung aller Besitzgrößen besteht. Ueberwiegender Kleinbesitz wie in vielen Gegenden Süddeutschlands mit seinen Zwergbetrieben ist volkswirtschaftlich wie auch betriebswirtschaftlich genau so falsch, wie z. B. der überwiegende Großbesitz im östlichen Mecklenburg und in Vorpommern. Hier möchte ich Ihnen nun einige Zahlen mitteilen über die verschiedenen Besitzgrößen in unserm Lande, Bevölkerungsdichte usw.

Domanium einschl. Klostersgüter	1925	6054 qkm	= 46,1 %
Ritterschaft	1925	5587 qkm	= 42,4 %
Städte mit Stadtgütern	1925	1520 qkm	= 11,5 %

Sa. 13161 qkm

Es wohnten 1910 (1925 ist nicht getrennt festgestellt):

im Domanium	203 000 E.	(1 Einwohner auf 2,98 ha)
in der Rittertschaft	118 000 E.	(1 Einwohner auf 4,73 ha)
Städte	319 000 E.	

Sa. 640 000 E. (1925 Sa. 674 000)

In Mecklenburg	1925 auf 1 qkm (100 ha)	51,21 Einwohner
Deutsches Reich	1925	133,15
Preußen		130,—
Oldenburg (auch ohne Industrie u. Großstädte)		85,—

1925 entfallen auf Betriebe

unter	2 ha	3,79 %	landw. genutzten Fläche
von	2 bis 5 ha	3,2 %	
von	5 bis 20 ha	10,8 %	
von	20 bis 50 ha	18,6 %	
von	50 bis 100 ha	5,5 %	
über	100 ha	58,2 %	und zwar 1046 Betriebe über 200 ha (= 54 %).

Wie man aus diesen Zahlen ersieht, hat Mecklenburg und zwar besonders im Osten, weit überwiegenden Großbesitz. Dies hat zur Folge, daß das östliche Mecklenburg am dünnsten von ganz Deutschland bevölkert ist. In dem gesamten ritterschaftlichen Gebiet kommen 21,1 Einwohner auf ein qkm, im Domanium, zu dem die staatlichen Pachtgüter gehören, also auch zahlreiche Großbetriebe, 33,6 auf einen qkm. Dann ist zu berücksichtigen, daß bei überwiegendem Großbetrieb nur wenigen selbstständigen Existenzen eine große Menge Arbeiter und Angestellte gegenüberstehen, während es aus volkswirtschaftlichen Gründen zweckmäßig ist, daß ein zahlreicher selbstständiger Mittelstand die Scholle bebaut. Ein selbstständiger freier Bauernstand ist der Jungbrunnen des Volkes. Die Städte mit ihrer zusammengefaßten Bevölkerung sind auf die Zufuhr frischen gesunden Blutes vom Lande angewiesen, sonst degenerieren die Stadtbewohner und verkümmern allmählich. Vor allen Dingen ist es dringend erwünscht, daß ein möglichst großer Teil des ländlichen Nachwuchses dem Lande erhalten bleibt. Wohin sollen unsere zweiten und dritten Bauernsöhne gehen? Früher wurden sie vielfach Soldat, sie dienten 12 Jahre und wurden dann in Beamtenstellen eingereiht. Auch die Industrie war aufnahmefähig. Heute sind sämtliche Berufe übersättigt, die erwachsenen Kinder müssen zu Hause bleiben. Um diesen eine Selbstständigkeit zu schaffen, gebrauchen wir neues Bauernland. Die Kolonien sind uns genommen, wir sind auf dem im Lande vorhandenen Grund und Boden angewiesen. In anderen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes mit seiner dichten Bevölkerung sieht es hierin noch viel schlimmer aus als bei uns. Dort ist kein Land mehr vorhanden, auch die Industrie kann den ländlichen Nachwuchs nicht mehr aufnehmen. Diese ländliche Jugend vermehrt dort die Zahl der Arbeitslosen. Auch für sie muß Bauernland geschaffen werden. — Dieses Bauernland können wir gewinnen durch Urbarmachung von Moor und Heide sowie durch Schaffung bäuerlicher Stellen durch Aufteilung großer Güter und zwar im gesamten Osten Deutschlands. — Aus den Ostprovinzen wandern viele Menschen ab, es entsteht dort ein leerer Raum, wohin wir tüchtige deutsche Bauern verpflanzen müssen, sonst drängt das Slaventum nach und erobert, auch ohne Krieg, weite Teile Deutschlands.

Wir sind uns also darüber klar, daß wir den Bauernstand unbedingt zahlenmäßig stärken müssen. Speziell für unsere mecklenburgischen Verhältnisse ist es wünschenswert, daß wir in erster Linie Platz für unsere meckl. Bauernsöhne und für unsere vorwärtstrebenden Landarbeiter schaffen und besonders auch diesen letzteren den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg ermöglichen. Dann aber müssen wir Platz für die Jugend aus den dichtbevölkerten Landesteilen schaffen und hier ist die Hauptsache, daß wir in unser evangelisches Land auch evangelische Siedler hineinbekommen. Es ist dies auch eine Aufgabe unserer Landeskirche, gemeinsam mit der evangel. Landeskirche des Westens, geeignete junge Siedlungswillige zu

werben und sie hier zu betreten. Die katholische Kirche, die Mecklenburg als Missionsgebiet betrachtet, ist sehr rührig, sie scheut keine Mittel und Kosten, um hier festen Fuß zu fassen, und im Reich, von dem wir die Gelder zur Durchführung der Siedlung zum größten Teil erhalten, ist das Zentrum Trumppf.

(Fortsetzung folgt.)

Freizeit für männliche Mitglieder der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler

vom 13. bis 16. Januar 1931 in Wiligrad.

Der Zug hält. Lübstorf. Wir verlassen den Zug und drängen dem Ausgang zu. Eine kurze Begrüßung, und dann gehts unter fröhlichem Plaudern Wiligrad zu. Heimatlich grüßt uns der Wald. Wie wohl der neue Lehrgang ist? Bald soll uns Gewißheit werden. Zwar ist der Besuch nicht so stark wie im Vorjahre, aber es herrscht derselbe Geist und die Schülerinnen und Schüler scheinen sich sehr wohl zu fühlen. Ihre Bekannntschaft ist bald gemacht.

Nachdem wir uns beim Kaffee von den Strapazen der Reise erholt und für unser leibliches Wohl gesorgt hatten, hielt der Artamanenführer Herr Francke-Rostock einen Vortrag über „Dorf und Familie“. Seine lebhaften Worte und klaren Ausführungen blieben von nachhaltiger Wirkung. Der Vortrag des Herrn Studiendirektor Buhle-Schwerin über „Deutsche Literatur“ mußte ausfallen, da derselbe wegen dringender Geschäfte nicht erschienen war. Die jetzt noch bis zum Abendbrot freie Zeit benutzte Herr Bauer, um uns einen kurzen Bericht über die im Dezember stattgefundene Versammlung der Führerschaft der Landesjugendbauernschaft zu geben. Am Abend wurden im Rahmen der Versammlung des Vereins „Leiver dot as Slar“ zwei Vorträge gehalten, die allgemeine Anerkennung fanden. Ein Schüler sprach über Versuchswesen, ein Thema, welches er gut beherrschte und eingehend behandelte. Der Vortrag einer Schülerin über eine Rheinreise war so interessant und lebhaft, daß man fast glaubte, sie selber miterlebt zu haben. Bestärkt wurde dieser Eindruck noch dadurch, daß uns nachher ein Film vom Rhein, seinen Städten, Burgen und Bergen vorgeführt wurde.

Die diesjährige Freizeit fand zugleich im Rahmen einer Schulungstagung für Siedlungswesen statt, die uns Aufklärung geben sollte über alles, was man in dieser schweren Zeit von der Siedlung wissen muß. Diese Vorträge wurden in Schwerin im Luisenhof gehalten. Herr Ministerialrat a. D. Fensch-Rostock sprach über „Die Vorkriegssiedlung in Mecklenburg“ und Herr Dr. Kiffmeyer-Schwerin über „Die Nachkriegssiedlung in Mecklenburg“. In beiden Vorträgen wurde aus geschichtlichen Erkenntnissen heraus gezeigt, wie früher gesiedelt wurde und wie aus Mecklenburg, das nach dem großen Bauernlegen im 18. Jahrhundert zum größten Teil Großgrundbesitzern gehörte, jetzt wieder mehr und mehr Bauernland wird. Die Aussprache nach beiden Vorträgen war recht lebhaft und brachte manche Klärung.

Bei dem gemüthlichen Beisammensein in Form eines Wosfidlo-Abends las Otto Wulf-Alt-Meteln aus Wosfidlo's Werken vor. Teilweise recht derbe Ausdrücke aus „Humor der plattdeutschen Sprache“ lösten allgemeine Heiterkeit aus, und als nachher unsere alten mecklenburgischen Bauertänze getanzt wurden, erreichte die Fröhlichkeit ihren Höhepunkt. Auch unsere Gäste, viele ältere Herren, wurden von den jungen Mädchen aufgefordert und mancher Fuß, der es vielleicht lange nicht mehr gewagt hatte, bewegte sich im Walzerschritt.

Um elf Uhr abends ging's zurück nach Wiligrad, denn am andern Tage waren noch drei Vorträge, und da hieß es frisch sein.

Am nächsten Morgen war leichtes Frostwetter, und es schien ein schöner Tag zu werden. Ein größerer Teil von uns ließ es sich deshalb nicht nehmen, den von den Schülern geplanten Fußmarsch nach Schwerin mitzumachen. Mit Sang und Klang erreichten wir nach einem schönen Marsch und herrlichen Ausblicken auf den Schweriner See in gut zwei Stunden unser Ziel.

Herr Gutsbesitzer Ortmann-Rossentin sprach über das Thema: „Was muß der Siedlungslustige von der Siedlung wissen?“ Der Redner ist lange Jahre bei der königlichen Ansiedlungskommission in Posen tätig gewesen und gab aus seinen reichen Erfahrungen mancherlei Anregungen und Aufklärungen. Der Vortrag des Herrn Privatdozenten Dr. Wollenweber-Rostock über „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Siedlung in Mecklenburg“ wurde von einigen Seiten angegriffen wegen seiner etwas einseitigen Stellungnahme für die Siedlung.

Ueber das Verhältnis der Kirche zur Siedlung sprach Herr Pastor Rohrdanz-Schwerin in seinem Vortrag: „Welches Interesse hat die Kirche an der Siedlung?“ Er vermutet eine Steigerung des kirchlichen Lebens auf dem Lande und setzte sich besonders mit der Ansiedlung katholischer Siedler in Mecklenburg auseinander.

Mit diesem Vortrag hatte die Schulungslagung ihr Ende erreicht, und mit einem nochmaligen Dank an alle Erschienenen wurde die Versammlung geschlossen.

Die Rückreise nach Willigrad war wieder sehr vergnügt, um so mehr als für den letzten Abend noch einmal ein Tanzabend angefahrt war. Bei der fröhlichen Unterhaltung und den alten Tänzen lernten wir uns noch besser kennen.

Am Freitagmorgen, dem letzten Tage unserer Freizeit, sprach Herr Jugendsekretär Becker-Schwerin über „Die Jugendpflege in Mecklenburg“. Da Herr Becker hauptsächlich über städtische Verhältnisse unterrichtet war, konnte er auf die ländlichen Verhältnisse nicht so sehr eingehen und war dankbar, von unserer Seite aus Anregungen für dieses Gebiet seiner Tätigkeit zu erhalten. Die Zusammenarbeit zwischen Herrn Becker und der Bauernhochschule soll weiter gefördert werden.

Nun war auch dieser Vortrag vorüber, und unsere Freizeit hatte ihr Ende erreicht. Das Scheiden wurde uns nicht leicht, ist es uns doch immer, als ob wir aus dem Vaterhaus in die Fremde gehen sollen. Die Zeit war nur kurz und wir wären alle, glaube ich, gerne noch einige Tage dort geblieben. Aber die Pflicht ruft. Ich schließe mit dem Dank an alle Beteiligten, die uns den Aufenthalt dort so angenehm gemacht haben und mit dem Wunsche auf ein

baldiges Wiedersehen!

Hans Lunow.

Freizeit ehem. Bauernhochschülerinnen in Willigrad.

Vom 25.—29. November hielten wir Jungmädchen unsere Freizeit in Willigrad ab. Bedauerlicherweise war die Beteilung nicht sehr rege und nur der letzte Jahrgang war vertreten. Trotzdem durchlebten wir die Tage mit den Mädels des neuen Lehrganges in froher Zusammenarbeit und ungetrübter Freude des Beisammenseins. Nur zu schnell vergingen die Tage, die wir in unserm geliebten Willigrad sein durften! Auch kann ich es nicht unterlassen, an dieser Stelle noch einmal Herrn Bauer und auch Frä. Weidig recht herzlich zu danken, die in jeder Beziehung ihr Bestes hergeben und uns um eine schöne Erinnerung reicher machten. —

Groß war die Freude des Wiedersehens, als wir am 25. November nachmittags auf dem Bahnhof in Lübstorf von allen Richtungen zusammentrafen. Dann in Willigrad bei gütlicher Kaffeetafel machten wir uns mit den Mädels des diesjährigen Lehrganges bekannt. Am selben Tage hörten wir dann noch den sehr interessanten Vortrag von Herrn Pastor Majus über: „Das Volkslied“, seine Entstehung, Verbreitung und leider nur teilweise Erhaltung bis auf den heutigen Tag, in Text und Melodie. Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen und stellte uns vor die Aufgabe, mitzuarbeiten an einem Wiederaufstieg des echten, deutschen Volksliedes, denn gerade hierin liegt der Wert und die Eigenart eines Volkes. —

Am 26. vormittags beschäftigten wir die Webarbeiten in der Webstube und hörten gerne den Erklärungen der Weblehrerin Frä. Zieman zu.

Abends hielt ich einen Vortrag über das Thema: „Wie kann sich eine Tochter außer in der elterlichen Wirtschaft noch nebenberuflich betätigen?“ Es folgte hierauf eine recht rege Aussprache. —

Am nächsten Tage fuhren wir vormittags nach Schwerin, um Vorträge zu hören, die dort im Rahmen der Geflügelzuchtlehrcurse, über praktische Geflügelzucht mit Lichtbildern und Eierverwertungs-Genossenschaften, gehalten wurden. Die Vorträge interessierten allgemein und gaben uns sehr viel Nachahmenswertes mit nach Hause.

Der 28. sollte ursprünglich Abreisetag sein, aber gern gaben wir ihn noch zu, da sich Herr Prof. Schaumkell für einen Vortrag angefragt hatte, den wir auf keinen Fall versäumen wollten. Das Thema war: „Vergangenheit und Gegenwart.“ Herr Professor entrollte uns hiermit wichtige geschichtliche Ereignisse der Vergangenheit des deutschen Volkes und seine Folgerungen für die Jetztzeit. —

Die sonst noch übrigen planmäßigen Unterrichtsstunden waren von Herrn Bauer so eingerichtet, daß auch wir daran teilnehmen konnten. Die freien Abendstunden wurden mit Singen, Spielen und Volkstanz in angenehmer Weise verkürzt. Ein veranstalteter „bunter Abend“ ist mir noch besonders in Erinnerung, wo wir lustige Stegreifspiele zur Aufführung brachten. Am Sonnabendmorgen war dann endgültige Abreise. Wirchieden dankbaren, wenn auch schweren Herzens von unserer Bauernhochschule und den Zurückbleibenden, die uns die Freizeit so angenehm und lehrreich gestaltet hatten. Noch ein letztes Winken und Grüßen und jeder fuhr seiner Heimat zu. Ich bin gewiß, daß hiernach alle mit frischem Mut und neuer Kraft ihren Pflichtenkreis wieder aufgenommen haben.

J. Kirchstein.

Mecklenburgischer Heimatabend in Schwerin.

Am 19. Februar d. J., abends 7½ Uhr, veranstaltet der Unterausschuß Schwerin im großen Stadthallensaal zu Schwerin einen meckl. Heimatabend. An alle Freunde unserer Sache — alte und junge — neben einer herzlichen Einladung die Bitte, für den Besuch dieser Veranstaltung zu werben. In unserer Arbeit haben wir Heimatabende so dringend nötig! — Das Programm des Gadebuscher Heimatabends vom 10. 12. 30, über den in der letzten Heimatnummer berichtet wurde, ist mit einigen Änderungen auch das Programm für Schwerin.

Auf Meldung hin ist der Unterzeichnete gerne bereit, auswärtigen Gästen für den Rest der Nacht in Schwerin Schlafgelegenheit zu besorgen.

Mit Heimatgrüßen!

Der Vorstand des Unterausschusses Schwerin.

J. A.: Otto Wulf, Vors.

Alt-Meckeln, im Januar 1931.

Meckl. Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Jahresbericht 1930.

I. Allgemeines.

Der Ausbau unserer Organisation ist auch in diesem Jahre ein gutes Stück weiter gekommen. Von den 13 mecklenburgischen Aemtern sind jetzt in 12 Unterausschüssen unseres Landesvereins vorhanden; von diesen arbeiten schon etwa die Hälfte selbständig. Die von der Geschäftsführung erwartete Entlastung durch die Unterausschüsse ist nicht eingetreten, weil der Geschäftsführer zu den meisten Sitzungen der Unterausschüsse hinzugezogen wurde.

Die Vollversammlung der Landwirtschaftskammer für Mecklb.-Schwerin hat unserem Landesverein wieder denselben Beitrag bewilligt wie im Jahre 1929. Leider wurden die von dem Vorstand der Landwirtschaftskammer eingelegten 300 M. für Hebung des Lichtspielwesens auf dem Lande gestrichen, mit denen wir eigentlich gerechnet hatten.

II. Veranstaltungen.

1. Versammlungen. Zum ersten Male seit langen Jahren veranstaltete unser Landesverein eine besondere Tagung, da die Landwirtschaftliche Woche der Landwirtschaftskammer ausfiel. Unsere Tagung fand am 18. Januar in Güstrow statt; Vorträge hielten Dr. Priester-Rostock über „Aus der Tätigkeit des Landesvereins“, Pastor Schlüter-Kriehow über „Jungbauernschaft und Dorfgemeinschaft“ und Lehrer Beustet-Jördenstorf über „Die ländliche Fortbildungsschule“. — Auf dem Dorstag zu Parkentin wurden an dem Verhandlungstage folgende Vorträge gehalten:

1. Landgartenbauinspektor Jaensch-Rostock: Zeitgemäßer Obst- und Gartenbau,
2. Dr. Barnewitz-Rostock: Der Bauer im Hägerort,
3. Fräulein Michael-Rostock: Moderne Geflügelzucht,
4. Lehrer Pinkpank-Sanitz: Bienenzucht,
5. Dekonomierat Lembke-Berlin: Gibt es noch ein Dorf?
6. Professor h. c. Wossidlo-Waren: Sitten und Gebräuche des Hägerorts.

2. Heimatabende. Anschließend an unsere Tagung in Güstrow fand ein mecklenburgischer Heimatabend statt, der von der Jungbauernschaft Kriehow in dankenswerter Weise übernommen war. Von unseren Unterausschüssen wurden bereits eine ganze Reihe von Heimatabenden veranstaltet, so in den Aemtern Grevesmühlen, Hagenow, Schwerin und Rostock.

3. Dorstag. Der Mecklb. Dorstag wurde in Parkentin bei Rostock begangen. Die Gemeinde Parkentin hatte es allein übernommen, den Dorstag zu veranstalten. Die Beteiligung aus der näheren Umgebung war sehr groß, aus den Städten Doberan und Rostock gering. Der Dorstag erzielte einen Ueberschuß von ca. 200 M.

4. Lichtbildervorträge. Der Geschäftsführer hielt im Berichtsjahr wieder in verschiedenen landwirtschaftlichen Vereinen Lichtbildervorträge im Sinne der Heimatpflege. Die vorhandenen Lichtbilderferien wurden durch Aufnahmen des Geschäftsführers weiter ergänzt. — Auf der Niederdeutschen Woche Anfang November hielt der Geschäftsführer einen Lichtbildervortrag über ländliche Heimatpflege.

III. Lehrgänge.

Ein Weblehrgang fand im März zu Grabow unter Leitung von Fräulein Schmiedchen statt und unter reger Beteiligung städtischer und ländlicher Frauen; eine Ausstellung der hergestellten Sachen fand am Schlusse des Lehrganges statt. Ein Lehrgang für Leiter ländlicher Fortbildungsschulen fand im Berichtsjahr leider nicht statt. Haushaltungslehrgänge wurden von der Landwirtschaftskammer in verschiedenen Aemtern abgehalten.

IV. Geschäftliches.

Der Ausschuß für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege an der Landwirtschaftskammer tagte einmal und behandelte hauptsächlich das Dorokino und den Kindergarten.

Im Berichtsjahre fanden 3 Vorstandssitzungen, eine Gesamtvorstandssitzung und eine ordentliche Mitgliederversammlung statt. Die durch Auslosung ausgeschiedenen Mitglieder des Gesamtvorstandes wurden wiedergewählt.

Unsere Geschäftsstelle mußte wieder vielfach Auskunft geben namentlich über die Veranstaltung von Unterhaltungs- und Heimatabenden auf dem Lande. Das Bedürfnis nach guten plattdeutschen Theaterstücken ist nach wie vor groß. Vor allem war Nachfrage nach dem auf dem Dorstag zu Parkentin aufgeführten Stück von Alma Rogge „Auf Brautschau“.

V. Kassenbericht.

Einnahmen	4443.79 RM
Ausgaben	4693.79 „
Unterschuß	250.— RM

Ausgaben:

1. Geschäftsführung	645.90 RM
2. Büro	1262.01 "
3. Vorstand	181.26 "
4. Veranstaltungen usw.	911.33 "
5. Neuanschaffungen (Kino)	600.— "
6. Heimat	936.70 "
7. Unterausschüsse	64.85 "
8. Verschiedenes	91.74 "

4693,79 RM

Die Kasse wurde von den Herren Dursfelder-Rostock und Wilh. Schmidt-Rostock geprüft.

Verein Bauernhochschule für beide Mecklenburg.

Jahresbericht 1930.

I. Allgemeines.

In Mecklenburg wurde die Bauernhochschule von vornherein durch die Landwirtschaftskammer unterstützt. Die Höhe der Unterstützung erreichte im letzten Jahr 9000 M. Auf der Vollversammlung der Landwirtschaftskammer für Mecklb.-Schwerin am 13. November wurde die Unterstützungssumme leider auf 7000 M herabgesetzt. Wir hoffen dennoch bei sparsamster Wirtschaft durchzukommen, zumal die Landwirtschaftskammer Mecklb.-Strelitz außer den bisher bewilligten Stipendien noch 700 M der Bauernhochschule bewilligt hat. Auch mit Rücksicht auf unsere Bauernhochschule wäre es bedauerlich, wenn Mecklb.-Strelitz preussisch würde. Das Mecklb.-Schweriner Unterrichtsministerium hat uns im letzten Jahre wesentlich dadurch unterstützt, daß es vom 1. April ab die Besoldung des Leiters der Bauernhochschule zum größten Teil übernahm.

Die Hauptwerbetätigkeit für den Gedanken der Bauernhochschule fällt naturgemäß in den Sommer, weil der Leiter im Winter durch die Lehrgänge behindert ist. Auch im letzten Sommer unternahmen Dr. Priester und Herr Bauer eine Werbefahrt vom 21. bis 30. Juli durch den Süden und Westen Mecklenburgs. Der Andrang von seiten der Mädchen zur Bauernhochschule war auch im Berichtsjahr sehr stark, während der Zustrom der Jungbauern immer noch größer sein könnte.

Es gebührt also auch in diesem Jahre den beiden Landwirtschaftskammern von Schwerin und Strelitz unser größter Dank, ferner auch dem Meckl.-Schwer. Unterrichtsministerium, dem Landesverein für Innere Mission für Ueberlassung der Möbel, der Großherzoglichen Vermögensverwaltung und einer Reihe von landwirtschaftlichen Organisationen, die uns wie immer durch kleinere oder größere Beiträge unterstützt haben.

II. Bauernhochschule.

a) Lehrgänge. Im Berichtsjahre fanden wieder zwei Lehrgänge statt, einer für Mädchen vom 1. November 1929 bis 1. April 1930, einer für Jungbauern vom 1. Januar bis 1. April 1930, die von 36 Mädchen und Jungbauern besucht wurden. Dies war der bisher stärkste Besuch der Bauernhochschule.

b) Lehrpersonal. Die Leitung der Bauernhochschule lag wieder in den Händen von Herrn Dipl.-Landwirt Franz Bauer; außer ihm wirkten an der Bauernhochschule Fräulein Weidig als Haushaltungslehrerin, Fräulein Herjen in Handfertigkeit, Fräulein Steffen als Handarbeitslehrerin und Schwester Bertha als Hausmutter. Für Fräulein Herjen trat am 1. November Fräulein Ziemann als Handfertigkeitss- und Handarbeitslehrerin ein. Als Hilfskräfte waren tätig: als Turnlehrerin für Mädchen Fräulein Neubeck-Schwerin, als Turnlehrer für die Jungbauern 2 Sportlehrer, die uns freundlicherweise vom Vaterländischen Heimatbund zur Verfügung gestellt wurden. Ferner unterrichteten zeitweise an der Bauernhochschule Prof. Schaumkell, Prof. Hillmann, Amtshauptmann a. D.

Bötesfürer, Pastor Lic. Holz, Dr. Priester, D. Studemund, Herr Johann, Dr. Schmidt von der Landgesellschaft, Herr Blank von der Berufsständischen Arbeitsgemeinschaft. — Allen diesen Lehrkräften sei auch an dieser Stelle von seiten des Vereins Bauernhochschule gedankt.

Für die Bauernhochschule wurden eine Reihe Möbel, Bücher und sonstiges Lehrmaterial angeschafft. — Die beiden Lehrgänge unternahmen Ende März eine acht-tägige Lehrreise durch Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck und wurden von der Landesjugendbauernschaft Schleswig-Holstein überall freundlich aufgenommen.

III. Ausbau des ländlichen Bildungswesens.

Trotz aller Bemühungen unsererseits war es nicht möglich, im Berichtsjahr die ländliche Fortbildungsschule im bescheidensten Maße weder in Schwerin noch in Strelitz einzuführen. Hervorzuheben wäre, daß die landwirtschaftliche höhere Lehranstalt unter dem Namen Thünen-Institut von Dargun nach Rostock verlegt ist. Leiter derselben ist Dir. Biere.

IV. Veranstaltungen.

Der Verein bzw. die Bauernhochschule nahmen an der Jahresversammlung des Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 18. Januar zu Güstrow teil; ferner an einer Reihe von Heimatabenden verschiedener Unterauschnisse. Die Bauernhochschule hinterließ überall einen sehr guten Eindruck. — Am Treffen der Ehemaligen am 17./18. Mai zu Willigrad nahm der Vorsitzende teil. — Am 19. Januar wurde die Landesbauernschaft Meckl.-Schwerin zu Güstrow gegründet. Der Leiter der Bauernhochschule wurde zum Hauptgeschäftsführer gewählt. Die Verhandlungen mit dem Junglandbund gestalteten sich schwierig, waren aber doch schließlich erfolgreich. Eine Reihe von Kreis- und Ortsjugendbauernschaften wurden bereits im Berichtsjahre überall im Lande geschaffen, von denen einzelne bereits durch Erntefeste heimatlicher Art, durch Fortbildungskurse u. a. hervortraten.

V. Geschäftliches.

Im Berichtsjahre wurden veranstaltet eine ordentliche Mitgliederversammlung und drei Vorstandssitzungen. — Aus dem Vorstand schieden aus Hofbesitzer Lerow-Godow und Hofbesitzer Jülich-Ruest; beiden sei auch an dieser Stelle für ihr großes Interesse, das sie stets dem Verein entgegenbrachten, gedankt. Dafür trat ein Pastor Holz-Gammel in als nunmehr ordentliches Mitglied und Bädner Ahrendt-Neuhof. Die Zahl der Mitglieder hat sich auf 450 erhöht. Das Verhältnis zu anderen Organisationen, besonders zu den großen landwirtschaftlichen Verbänden, ist als ein durchaus gutes zu bezeichnen. In den Vorstand des Vereins Ehemaliger wurde als Vertreter des Vereins Bauernhochschule Dr. Priester gewählt. — Durch Tod verloren wir H. Pieplow-Voigtshagen, der nicht nur als ehemaliger Bauernhochschüler dem Verein größtes Interesse entgegenbrachte.

VI. Bausteine.

Auf Anregung des letzten Jahrganges ließ der Vorstand 20 000 Bausteine drucken, um einen besonderen Fonds zum Ausbau der Bauernhochschule zu schaffen. Im Berichtsjahre wurden 450 Stück abgesetzt.

VII. Zeitschrift.

Seit dem 1. Juli wird die „Meckl. Heimat“ bei Richard Hermes in Schwerin gedruckt. Durch das Entgegenkommen des Verlegers ist jetzt eine größere Möglichkeit des Ausbaus gegeben.

VIII. Kassenbericht.

Einnahmen	15 173.37 RM
Ausgaben	14 723.87 "
Bestand	449.50 RM
Davon Bausteine	430.— "
Kassenbestand	19.50 RM

Die Ausgaben setzen sich zusammen:

1. Geschäftsführung	457.— RM
2. Büro	1 117,76 "
3. Vorstand	98.10 "
4. Bauernhochschule	11 005.74 "
5. Neuanschaffungen	590.— "
6. Zeitschrift	1 066.70 "
7. Sonstiges	388.57 "
	14 723.87 RM

Die Kasse wurde von den Herren Gutsbesitzer Matthes-Brodersdorf und Lehrer P i n k p a n k -Sanitz geprüft.

Bücherbesprechung.

Telse, Novelle von Steen Steensen Blicher. Aus dem Dänischen übersetzt von Fr. Lembke, Band 17 der Sammlung „Landbücher“, 107 Seiten, Leinenband 60 Pfg. Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin SW. 11.

Im Mittelpunkt dieser Novelle steht die Schlacht bei Hemmingstedt (1500), in der die Dithmarschen Bauern gegen ein gewaltig überlegenes Heer des Dänenkönigs den Sieg errangen und ihre Freiheit behaupteten. Vor der Ehre und Freiheit des Vaterlandes muß alles Persönliche zurücktreten, auch die Liebe Reimers und seiner Braut Telse, die durch die Schurkerei eines Verräters, aber auch nicht ohne eigene Schuld, ein tragisches Ende findet. Es ist eine geschichtlich bedeutsame und menschlich ergreifende Handlung, die uns hier in spannenden Bildern vor Augen geführt wird. Das Denken und Handeln eines starken, selbstbewußten Bauerntums in schwerer Notzeit soll auch uns aneifern, im Kampfe gegen die großen Schwierigkeiten unserer Zeit nicht kleinmütig zu werden.

Der Preis, von 60 Pfg. für das in Leinen gebundene Bändchen ist als außerordentlich niedrig zu bezeichnen.

Geschäftliches.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Aufruf des Leiters der bekannten Anstalten in Bethel bei Bielefeld, P. v. Bodelschwingh, bei. Seit Jahrzehnten hat sich die Anstalt nicht nur der Epileptischen angenommen, sondern auch in großem Umfange Arbeits- und Heimatlosen aus ganz Deutschland gedient. Von dem alten „Vater Bodelschwingh“, dessen 100. Geburtstag am 6. März 1931 gefeiert wird, ging der Anstoß zur Gründung von Arbeitsheimen aus, in denen im Lauf der Jahre Hunderttausende Unterkunft und Hilfe gefunden haben. Diese Arbeit gewinnt in der Gegenwart eine ganz besondere Bedeutung. Neuere Zeiten hat Bethel die Ausgliederung weiterer großer Feldlandsflächen in Angriff genommen. Mit Hilfe von Obdachlosen werden sie in Kulturland umgewandelt. Ein Teil des Landes soll nach Urvormachung zur Siedlung benutzt werden. Für diese Arbeit und die ständigen Aufgaben der Anstalt wird ein Notopfer für Arbeitslose von allen denen erbeten, die noch Arbeit haben. Näheres darüber ist aus dem beigelegten Aufruf zu ersehen, den wir unsern Lesern dringend empfehlen.

Bezugsbedingungen: Die „Medlenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1,50 Mark. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, T. Fischer, Chaussee 26. Das Geschäftszimmer der Redaktion befindet sich Schwaanische Straße 2. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 1/1 Seite kostet RM. 50.—, Seitenteile werden entsprechend berechnet. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Zuschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an: Hubert Gerkhabe, Zeitungsvorlag u. Annoncen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarck-Straße 61/69.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, März 1931

Nummer 3

Mecklenburgisches Siedlungswesen (Schluß).

Von Gutsbesitzer O r t m a n n - R o s s e n t i n.

Nun besteht große Unkenntnis über das Wesen der Siedlung, auch in den Kreisen, die für die Uebernahme einer Siedlerstelle in Frage kommen. Ich will daher kurz auf die wichtigsten Punkte eingehen.

1. Wer ist als Siedler geeignet?

Als Siedler sind geeignet Landarbeiter, die sich ein kleines Kapital erspart haben, und die hierdurch zeigen, daß sie fleißige vorwärtstrebende Leute sind, und zwar sowohl Gutsarbeiter wie Häusler, dann Büdner und Büdnersöhne, also mecklenburgische Kleinbauern, sowie drittens zweite Bauernsöhne, die bis dahin in der väterlichen Wirtschaft mitgeholfen haben, sowie viertens Söhne von Landwirten, die bereits in die Stadt abgewandert sind, aber wieder auf das Land zurückwollen, weil ihnen die Stadt nicht das bietet, was sie suchen. Hier, bei diesen letzten Bewerbern, zu der auch Reichswehrangehörige gehören, die die Heeresfachschule besucht haben, ist aber Vorbedingung, daß die Frau sich dem Landleben und der Landarbeit anpassen kann, denn in kleinbürgerlichen Verhältnissen kommt es auf eine tüchtige Hausfrau am meisten an.

2. Welches ist die vorteilhafteste Größe einer Siedlerstelle für unsere Verhältnisse?

Dies läßt sich schwer in einer Zahl ausdrücken, das richtet sich nach Lage, Boden, Größe der Familien usw. Ich warne dringend vor zu kleinen Stellen. In Mecklenburg sind die alten kleinbürgerlichen Wirtschaften, die Büdnereien, im Durchschnitt nicht klein, sie sind selber über 6—8 ha groß, die Besitzer kommen in den meisten Fällen gut vorwärts, daher wird von vielen Seiten diese Größe als richtig angesehen. Dies ist falsch. Entweder soll man im kleinen Umfange Arbeiterstellen schaffen, die ungefähr 4 Morgen groß sind, aber nur dort, wo noch genügend Arbeit vorhanden ist, oder man soll die Stelle so groß nehmen, daß sie eine Familie ohne ständige fremde Arbeitskräfte zu gebrauchen, bearbeiten kann, daß sie ihren Wirtschaftler ernährt, und daß das erforderliche Zugvieh auch ausgenutzt werden kann. Dies ist in Mecklenburg eine Stellengröße von 14—18 ha, je nach Lage und Boden. Die Erfahrung hat immer wieder gelehrt, daß die Siedler auf kleinen Stellen auf die Dauer nicht durchkommen können. Die Gebäudelasten sind zu groß je 1 ha, da die Gebäude für eine 30-Morgenstelle verhältnismäßig viel teurer sind wie für eine 60-Morgenstelle. Pferde müssen gehalten werden, — Kuhbauern wollen unsere Siedler nun einmal nicht sein, — und diese Pferde müssen ausgenutzt werden können. Der Boden soll so viel her-

geben, daß sich die Familie ernähren kann, und daß genug Bodenerzeugnisse gewonnen werden, die durch eine nicht zu kleine Viehhaltung in Vieh, Milch, Fleisch umgewandelt werden. Es soll also Veredelungswirtschaft betrieben werden, aber nur auf Grund eigener Erzeugnisse unter Zukauf von Eiweißfutter, keine industrielle Viehmast. — Getreide sollen klein- und mittelbäuerliche Betriebe nicht verkaufen. Getreide läßt sich im Großbetrieb billiger erzeugen, während in der Viehhaltung der Kleinbetrieb mehr leistet, da die Bäuerin das Vieh selbst und gewissenhafter betreiben kann.

Für Bauernsöhne, die aus Hofbesitz-Stellen kommen, können die Stellen größer sein, hier sind Stellen von 25 bis 40 ha erwünscht, wenn genügend Kapital zur Verfügung steht. Dann ist es richtig, wenn zur Ausnutzung der alten großen Gutsgebäude in einer größeren Siedlung, ein oder zwei noch größere Stellen ausgelegt werden. Denn auch in der einzelnen Siedlung soll man sich nicht an eine bestimmte Größe klammern, auch hier ist eine gesunde Mischung anzustreben, um einen wirtschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen.

3. Welcher Boden ist geeignet?

Nicht geeignet ist leichter Sandboden, die Ernten sind hier zu unsicher, der Siedler hat jährlich seine Zinsen zu zahlen, er muß also auch ziemlich sicher geben können, daß er auch jährlich genügend erntet. Nicht geeignet ist steriler Tonboden. Auch hier sind die Ernten unsicher und die Bearbeitung ist zu schwierig. Am besten eignet sich wie für jeden landwirtschaftlichen Betrieb ein milder humoser Lehm Boden, der alle Früchte sicher trägt. Auch guter Mittelboden, der rotkleefähig ist, ist vorzüglich geeignet, leichter Mittelboden nur dann, wenn genügend Wiesen vorhanden sind. Ueberhaupt ist ein gutes Wiesenverhältnis erstrebenswert, damit stets reichlich Heu zur Verfügung steht.

4. Welches Vermögen soll der Siedler haben?

Zur Uebernahme einer Siedlerstelle von 14 bis 17 ha sind ungefähr 6 bis 9000 RM. erforderlich. Besonders tüchtige Leute kommen mit etwas weniger aus, aber dies sind Ausnahmen. Hierfür soll der Siedler ein normales Siedlergehöft mit ungefähr 72—80 qm Wohnfläche, 110—120 qm Stallfläche und 1000 cbm Scheunenräume erhalten. Die Bezahlung beträgt ungefähr 4500 bis 6000 RM. ohne Inventar, mit Inventar entsprechend mehr. — Neuerdings sind Versuche mit der sog. Primitivsiedlung oder Aufstiegsiedlung gemacht. Wie sich diese auf die Dauer bewähren wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist hierdurch Siedlungslustigen mit einem weit geringeren Vermögen die Möglichkeit gegeben, eine Selbstständigkeit zu erwerben. Der Siedler selbst wird weitgehend zur Selbstarbeit beim Bau herangezogen, es werden nur die allernötigsten Räume geschaffen: Wohnhaus aus 3 Räumen, sehr kleine Ställe und sehr kleine Scheunen. Die Anlage ist so, daß das Wohnhaus durch Anbau am Siebel um 2 Räume vergrößert werden kann, daß der Scheunenraum später mit als Stall ausgebaut wird und der Siedler sich dann eine besondere kleine Scheune errichtet. Der Grundgedanke ist vielleicht richtig, aber falsch ist es, wenn der Stall zu klein ist. Die Siedler sollen viel Vieh, vor allem Schweine halten können, hierzu muß Platz vorhanden sein, sonst kommen die Siedler nicht vorwärts und der spätere weitere Ausbau wird illusorisch. Brauchbar wird diese Primitivsiedlung sein bei Ansetzung der alten Gutsarbeiter auf dem Gut, auf dem sie solange als Gutsarbeiter tätig waren, sie behalten eine Arbeiterwohnung, möglichst im Siebel des Hauses, ein kleiner Stall ist vorhanden, es braucht nur eine kleine Stallscheune neu erbaut werden.

5. Wie teuer stellt sich eine Siedlerstelle?

Die Preise sind natürlich je nach den Ansprüchen, die gestellt werden und je nach dem Boden verschieden. Der Aufbau eines Normalgehöftes kostet heute un-

gefähr 17 000 bis 18 000 RM., hierzu der Wert des Grund und Bodens mit ungefähr 12 000 bis 18 000 RM. für eine Stelle von 15 ha, sowie das nötigste Inventar im Werte von 3- bis 4000 RM., also zusammen 32 000 bis 40 000 RM. Dies ist natürlich sehr hoch, und es ist Aufgabe aller beteiligten Stellen, die Preise so niedrig wie möglich zu stellen. Besonders müssen die Unkosten der Siedlungsgesellschaft möglichst heruntergedrückt werden. — Aber es kommt für den Siedler nicht so sehr auf die Höhe des Kaufpreises an, sondern darauf, was er jährlich an Zinsen aufzubringen hat.

Als Beispiel nehme ich eine 15 ha große Stelle an, die 36 000 RM. kostet, hiervon 6000 RM. Anzahlung, Rest 30 000 RM. Dieses Restkaufgeld soll im allgemeinen durch Reichskredit gedeckt werden, der z. Bt. mit $3\frac{1}{2}\%$ zu verzinsen und $\frac{1}{2}\%$ zu tilgen ist, außerdem sind $\frac{1}{8}\%$ Verwaltungskosten zu zahlen. Es macht dies 1050 RM. Zinsen, 150 RM. Amortisation, 37,50 RM. Verwaltungskosten, zusammen 1237,50 RM., also 20,50 RM. für 1 Morgen. — Wenn ich heute eine Kleinbauernstelle von 60 Morgen in freiem Gutverkehr kaufe, so muß ich mindestens 350—400 RM. pro 1 Morgen bezahlen, für 6000 RM. Anzahlung (100 RM. pro 1 Morgen) Restkaufgeld 250—300 RM. pro 1 Morgen, Zinsen $8\% = 20$ bis 24 RM. pro 1 Morgen. Selbstverständlich wird es in der heutigen Zeit dem Siedler sehr schwer werden, dies aufzubringen, und es gehört der feste Wille zu schwerer Arbeit dazu und der Verzicht auf viele Annehmlichkeiten des Lebens, wenn sich der junge Siedler durchsetzen will. Aber er ist sein eigener Herr und leistet die Arbeit für sich und seine Familie. Zu berücksichtigen ist auch, daß der Kaufvertrag stempel- und gebührenfrei ist und daß die Siedler in den ersten 5 Jahren keine Grundsteuern zu zahlen haben. Die Grunderwerbssteuer fällt fort, Vermittlungsgebühren gibt es nicht.

6. Wie bekomme ich eine Siedlerstelle?

Die Siedlung wird in Mecklenburg im allgemeinen durch 2 größere Gesellschaften durchgeführt und zwar durch: die Meckl. Landgesellschaft Schwerin und die Kultur- und Siedlungs-Aktiengesellschaft Deutscher Landwirte (Schwerin). Daneben ist noch im geringen Umfange die Norddeutsche Ansiedlungs-Gesellschaft tätig, auch befaßen sich Einzelpersonen, wie z. B. Gutsbesitzer Schulz (Bauerkuhl), sowie das Amt Hagenow mit der Siedlung.

Die Meckl. Landgesellschaft ist ein staatlich anerkanntes, gemeinnütziges Siedlungsunternehmen. Der Staat und die meisten Meckl. Ämter sind hieran beteiligt. Das Stammkapital dieser Gesellschaft beträgt 600 000 RM. — Der Kultur- und Siedlungs-Aktiengesellschaft wird die Gemeinnützigkeit von Fall zu Fall erteilt, desgl. den übrigen Siedlungsträgern.

Die Aufsicht über das mecklenburgische Siedlungswesen führt das Landwirtschaftsministerium, Abt. Siedlungsamt. Dieses prüft sämtliche zur Aufteilung kommenden Güter, ihm muß von jedem Gut ein genauer Finanzierungsplan vorgelegt werden, auch müssen sämtliche Kaufverträge über Siedlerstellen vom Siedlungsamt genehmigt werden.

Die Siedler sind also nicht der Willkür der Siedlungsgesellschaften ausgeliefert. Aber es muß berücksichtigt werden, daß es zum größten Teil Erwerbsgesellschaften sind und daß sie die auch auf allen Gütern vorhandenen weniger guten Stellen verkaufen müssen. Es heißt also für den Käufer die Augen aufmachen und sich alles genau vorher ansehen. Er soll nicht die erste beste ihm angebotene Stelle nehmen, sondern soll sich eine größere Anzahl Stellen ansehen, soll alle Verhältnisse genau prüfen, die zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben zusammensstellen und sich erst dann entschließen. — Die Neusiedler haben es bestimmt nicht leicht, aber wenn die Lage der Landwirtschaft wieder besser wird, und das müssen wir alle hoffen, und hieran muß ein jeder zu seinem Teil mitbessern und mitkämpfen, dann wird auch das Fortkommen der Siedler gesichert sein und sein Los wird ein leichteres werden.

Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Ursachen und seine Folgen.

Bei der Reichsgründungsfeier am 18. Januar 1931 in der Kieler Universität hielt der Hygieniker Professor Dr. Dold eine bedeutsame Rede über dieses Thema, die von tiefem wissenschaftlichen, sittlichen Ernst getragen einen gewaltigen Eindruck auf die gespannt folgenden Hörer machte. Diese Rede müßte in Millionen Abdrücken im deutschen Volke verbreitet werden! Wir geben hier den wesentlichen Inhalt wieder:

„Wir kennen alle das Wort Clemenceaus von den 20 Millionen Deutschen, die für die Franzosen zu viel in Europa sind. Aber weniger bekannt sind die Worte, die Marshall Foch in der Nachkriegszeit in Warschau sprach: „Daß man dieses Deutschland so umschürren müsse, daß es wie ein Kadaver in sich selbst verfaule.“

Das Diktat von Versailles will die Vernichtung des deutschen Volkes. Als die Kunde davon zu uns drang, als sich Entsetzen lähmend auf das Land legte, da löste sich aus der Starre eine Hoffnung: Ein Volk von 60 Millionen kann nicht untergehen. Ein Volk von mehr als 60 Millionen vaterlandsliebender Deutscher jeder Herzschlag ein „Nein“, kann niemals untergehen, — wenn es 60 Millionen bleiben. Wie aber, wenn aus den 60 Millionen 50, 40 und weniger würden? Das wäre der Untergang!

Heute, da wir des Tages der Reichsgründung gedenken, scheint mir eine Frage, die uns alle angeht, die Frage: Wie steht es um das deutsche Volk? recht am Platze zu sein.

Vor den fast 95 Millionen Deutschen, die auf der Erde leben, wohnen mehr als 31 Millionen außerhalb und annähernd 64 Millionen innerhalb des jetzigen deutschen Reichsgebietes. Für unsere Betrachtung müssen wir die Auslandsdeutschen beiseite lassen. Ihr Geschick hängt wesentlich ab von dem Schicksal der Reichsdeutschen.

Ein Volk lebt durch seine Kinder. Es stirbt an den Kindern, die ihm nicht geboren werden.

Bis zur Jahrhundertwende nahm die Geburtenzahl des deutschen Volkes innerhalb des Reichsgebietes stetig zu. Mit der Wende des Jahrhunderts trat ein Wandel ein. Sowohl die absoluten Geburtenzahlen als auch die auf das Tausend der Bevölkerung berechneten Geburtenziffern fallen seither stark, und wie es scheint, unaufhaltsam. Wir hatten noch um die Jahrhundertwende auf das Tausend der Bevölkerung 36 Lebendgeburten, 1913 nur noch 27, 1929 nur noch knapp 18. Innerhalb eines Zeitraumes von 30 Jahren hat sich also die Geburtenziffer auf weniger als die Hälfte verringert. Da jede Bevölkerung aus den Ueberlebenden von rund hundert verschiedenen Geburtsjahrgängen besteht, können die Wirkungen eines Geburtenrückganges nicht sofort sichtbar werden. Ein beispielsweise in diesem Jahre einsetzender Geburtenrückgang wird sich erst in 6 Jahren in der Schule, erst in 15 Jahren auf dem Arbeitsmarkt, erst in 20—30 Jahren auf dem Wohnungsmarkt usw. geltend machen. Er wird allmählich den ganzen Volkskörper durchlaufen und dessen Alterszusammensetzung verändern. Betrachtet man den Altersaufbau eines gesund sich entwickelnden Volkes, so ergibt sich das Bild einer Pyramide: Ein breiter Unterbau von Neugeborenen, der sich mit zunehmendem Alter verjüngt und schließlich ausläuft in die Spitze der höchsten Altersklassen.

Als Folge der zunehmenden Geburtenschwäche schwindet bei unserem Volke mehr und mehr der Unterbau, der das Ganze trägt, während der mittlere und obere Teil der Pyramide unnatürlich aufgebläht ist. Im Vergleich zum Mittel- und Oberbau unseres heutigen Volkskörpers fehlen uns nach den Berechnungen des statistischen Reichsamtes an der Basis rund $8\frac{1}{2}$ Millionen Kinder.

Das ist gut so, werden viel denken. Die Erde ist überbevölkert. Wer den tatsächlichen und potentiellen Nahrungsraum der Erde kennt, weiß, daß noch auf lange Sicht keine Gefahr einer Ueberbevölkerung der Erde besteht, und wenn sie bestünde, warum soll der hochwertige Mensch dem minderwertigen weichen? Aber wir haben

in Deutschland viel zu viel Menschen, werden viele sagen, und jedes Weniger an Bevölkerung als wirtschaftliche Erleichterung und als Entlastung des Arbeitsmarktes begrüßen. Wer so spricht, übersieht, daß weniger Menschen nicht nur weniger Arbeitsjuchende, sondern auch weniger Arbeitsleistende und weniger Verbraucher, im Ganzen also ein Weniger an Wirtschaftskraft bedeuten.

Es nehmen bei uns die Jungen ab und die Alten relativ zu. Nach den Berechnungen von Burgdörffer werden wir in 50 Jahren ungefähr ebenso viele Alte, das heißt über 65jährige haben, wie Kinder unter 15 Jahren und es wird dann jeder sechste Deutsche zur Klasse der nicht mehr erwerbsfähigen alten Leute gehören. Daß eine derartige Veränderung der Struktur eines Volkes schwerwiegende wirtschaftliche und politische Folgen haben muß, bedarf keiner Begründung. Wie sollen in einem dermaßen überalterten Volk von der geschrumpften Schicht der Schaffenden die Tributlasten und die vermehrten sozialen Lasten der relativ so stark vermehrten Nichtmehrerwerbsfähigen aufgebracht werden? Ist nicht zu fürchten, daß die Generation, die zu klug war, sich mit Nachkommen zu belasten, alt geworden, vergeblich nach jüngeren Stützen suchen wird?

Der Ernst unserer Bevölkerungslage wird dadurch verschleiert, daß nicht nur die Geburtenziffer, sondern auch die Sterbeziffer zurückgegangen ist, und zwar diese in noch etwas stärkerem Maße als jene, so daß rein zahlenmäßig zurzeit ein noch geringerer Geburtenüberschuß (5—6 aufs Tausend) resultiert. Als Folge der gesteigerten hygienischen und ärztlichen Maßnahmen der letzten Jahrzehnte ist die Sterbeziffer in Deutschland von 26,9 aufs Tausend im Jahre 1900 auf etwa 12 aufs Tausend im Jahre 1929 gesunken — zweifellos ein großer Erfolg der hygienischen und ärztlichen Bemühungen. Aber der Verminderung der Sterblichkeit sind natürlich Grenzen gesetzt, die jetzt wohl erreicht sein dürften. Die Verlängerung des Lebens vermag deshalb auf die Dauer nicht den Geburtenschwund auszugleichen. Auch müssen wir bedenken, daß hinter der an sich erfreulichen Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer sich manche sehr unerfreuliche Veränderungen in der Zusammensetzung und Qualität unseres Volkskörpers verbergen, daß also eine Verlängerung des Lebens um jeden Preis, aufs Ganze gesehen, gar nicht wünschenswert ist. Wir dürfen auch nicht im Ernst etwa glauben, daß es uns je gelingen könnte, durch Hormone, durch diese modernen Zaubersäfte, eine Verjüngung unseres Volkskörpers herbeizuführen. Wir können im günstigen Falle da und dort aus einem alten Greis einen jugendlichen Greis machen, und es gibt nachdenkliche Leute, die der Meinung sind, daß das ein zweifelhafter Fortschritt sei. Für ein Volk gibt es nur eine Möglichkeit der Verjüngung: Nachzeugung.

Verfleiert wird der Ernst der Bevölkerungslage auch durch die übliche Berechnungsweise der Geburten- und Sterbeziffern auf das „Tausend der Bevölkerung“. Wie Burgdörffer gezeigt hat, ist diese Berechnungsgrundlage nur bei vergleichbarem normalem Altersaufbau brauchbar. Bei den ungleichen und abnormen Alterszusammensetzungen der Nachkriegsjahre liefert sie falsche Resultate. Tausend Einwohner der Bevölkerung zum Beispiele des Jahres 1910 repräsentieren wegen ihrer Alterszusammensetzung eine andere Summe von Zeugungs- und Gebärfähigkeit und von Sterbegerichtigkeit als Tausend der Bevölkerung zum Beispiel des Jahres 1920. Der Begriff „Tausend der Bevölkerung“ muß deshalb seiner inneren Zusammensetzung nach genormt werden, was durch die Berechnung der sogenannten stationären Bevölkerung möglich ist. So hat Burgdörffer die Lebensbilanz des deutschen Volkes einer Vereinigung unterzogen, aus der sich ergibt, daß das deutsche Volk mit seiner heutigen Geburtenziffer schon nicht mehr in der Lage ist, seinen Bestand aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten. Die Gebärleistung der deutschen Frauen ist etwa um ein Zehntel geringer als sie zur Erhaltung des Bestandes sein sollte. Setzt man die Gebärleistung der Frauen in Deutschland gleich 100, so hat nur noch Großbritannien eine gleich niedere Geburtenquote, alle anderen europäischen Länder haben eine höhere; sie beträgt in der Schweiz 101, in Schweden 102, in Belgien 108, in Frankreich 112, in der Tschechoslowakei 122, in den Niederlanden 149, in Italien 159, in Spanien 161, in Polen 176, in Bulgarien 207.

Nicht Frankreich ist auf dem Kontinent das geburtenschwächste Land, sondern Deutschland. Der minimale Geburtenunterschied des heutigen Frankreichs beruht nicht auf einer größeren Geburtenschwäche, sondern auf einer höheren Sterblichkeit infolge zurückgebliebener Hygiene, er läßt sich also leicht korrigieren. Daß die Geburtenschwäche eines Volkes, das, wie das deutsche, rings umgeben ist von expansiven Nationen mit höherem Bevölkerungsdruck, auch außenpolitische Gefahren wecken muß, ist klar.

Es wäre eine gefährliche Illusion, zu glauben, daß wir, bei unserer geographischen Lage, durch eine systematische Geburteneinschränkung unsere politische und wirtschaftliche Lage verbessern könnten. Würden wir mit der Absicht einer Vergrößerung unseres relativen Nahrungsraumes uns und unseren Kindern zuliebe unsere Volkszahl mehr und mehr beschränken, so würde von den Grenzen her, namentlich aus dem Osten, die heute schon in Gang befindliche Einwanderung anspruchsloser, fremdrassiger Menschen, dem Unterschied des Bevölkerungsdruckes entsprechend, sich mehr und mehr steigern und so uns und unsere Kinder um den erhofften Genuß unserer völkischen Selbstbeschränkung bringen. Andere würden unser Land füllen und uns zu Knechten auf eigenem Boden machen.

Die erschreckende Geburtenabnahme wird uns in ihrer tieferen Bedeutung erst klar, wenn wir bedenken, daß sie in den kulturtragenden Schichten begonnen hat, und daß von ihr vorwiegend die biologisch hochwertigen und die so wichtige Schicht der Mittelwertigen betroffen wurde, während die Minderwertigen nicht nur verschont blieben, sondern sogar eine relative Zunahme erfuhren.

Ich bemerke, daß biologische Wertigkeit nichts zu tun hat mit Stand oder Einkommen. Minderwertige finden sich in allen Schichten der Bevölkerung.

Die Gesamtzahl der in unserem Volk vorhandenen biologisch Minderwertigen läßt sich auch nicht annähernd genau angeben. Leider ist der weitaus größere Teil von ihnen durch nichts behindert, sich zu vermehren und so die kranken Erbanlagen vervielfältigt weiterzugeben, zumal das oft gerade bei den biologisch Wertvollen vorhandene übertriebene Verantwortungsgefühl bei den meisten dieser Minderwertigen völlig fehlt. So ist es nicht verwunderlich, aber erschütternd, wenn von verschiedenen Autoren an verschiedenen Orten übereinstimmend festgestellt wurde, daß, während die begabten, aufstrebenden Kreise in allen Schichten der Bevölkerung ihre Nachkommenschaft immer mehr beschränken, die Kriminellen, Trunksüchtigen, Arbeitsscheuen, Piederlichen und besonders die Schwachsinnigen und Schwachbegabten eine zum Teil doppelt so große Kinderzahl aufweisen. Nun neigen zwar die Nachkommen von Schwachsinnigen und anderen Minderwertigen zu einer überdurchschnittlichen Sterblichkeit, aber unsere heutige oft falsch orientierte, weil mehr auf den Einzelnen als auf das Wohl des Ganzen gerichtete Humanität und eine durch sie geforderte soziale Hygiene fällt hier der regulierenden Natur in die Arme und wirkt sich so in Wahrheit inhuman und antisozial aus. Soziale Hygiene, die diesen Namen mit Recht verdient, muß echte Volkshygiene, das heißt auf das Gesamtwohl als oberstes Ziel abgestellte Hygiene sein. Sonst wird die Befürchtung der Tieferblickenden und Weiserschauenden wahr, daß die soziale Hygiene in dem kurzfristigen Bestreben, den Einzelnen unter allen Umständen und ohne Berücksichtigung seines biologischen Wertes zu unterstützen und zu fördern, im Endeffekt das Ganze und damit wieder jeden Einzelnen schädige. Mitleid ist das schöne Vorrecht des Herzens, des einzelnen Menschen, privater, charitativer und kirchlicher Verbände. Des Staates insonderheit eines veramteten Staates vornehmste Aufgabe muß es sein, ein Ziel zu haben, diesem Ziel mit seinen beschränkten Mitteln zu dienen, und dieses Ziel kann nur sein: Erhaltung, Förderung, Wiederherstellung des gesunden Lebens der Nation.

Die Gefahr einer qualitativen Gegenauslese durch relative Zunahme der biologisch Minderwertigen darf gerade heute nicht unterschätzt werden, wo den Minderwertigen, vor allem den leichteren verdeckten Minderwertigkeitsträgern größere Freiheiten, Rechte und deshalb auch größere Möglichkeiten einer Einflußnahme auf das öffentliche und staatliche Geschehen gegeben sind als je zuvor. So betrachtet, ermessen wir

erst, was der fortschreitende, vorwiegend die wertvolleren Volksteile erfassende Geburtenchwund für unsere Zukunft bedeutet.

Forschen wir nach dem Grunde unseres scharfen Geburtenrückganges, so müssen wir uns von vornherein darüber klar sein, daß wir es nicht mit einer Ursache, sondern mit einem vielfach verschlungenen Netz materieller und ideeller Ursachen zu tun haben. Zuvörderst muß die Meinung abgelehnt werden, als ob ein unabwendbares Naturgesetz wie den Einzelnen, so auch die Völker zum Sterben zwingt. Uraltal Kulturvölker — ich erinnere nur an die Chinesen und Japaner — zeigen noch heute, nach einem viele Jahrtausende umfassenden geschichtlichen Dasein eine ungebrochene Fruchtbarkeit. Unser Geburtenrückgang ist auch nicht bedingt durch zunehmende körperliche Schwäche oder durch Zunahme der unerklärlichen schicksalhaften Unfruchtbarkeit. Wir können auch nicht den Krieg und seine Folgen als die eigentliche und hauptsächlichste Ursache unserer heutigen Bevölkerungsfrage bezeichnen. Denn die Geburtenziffer ist viel stärker gesunken, als die Menschenverluste der Kriege- und Nachkriegszeit und die Gebietsverluste im Westen, Osten und Norden erwarten ließen. Und außerdem: Der Geburtenrückgang hat ja schon lange vor dem Kriege eingesetzt. Und was unsere Verarmung anlangt, so hat selbstverständlich in einer so sehr wirtschaftsbedingten Zeit und Welt wie der unsrigen die Wirtschaftslage einen großen Einfluß auf Heiratsneigung und Kinderverlangen. Viele Ehepaare möchten wohl Kinder, verzichten aber aus wirtschaftlicher Not. Und doch ist unsere Verarmung auch nicht die wahrste und tiefste Ursache des Geburtenrückganges. — Denn unser Geburtenrückgang fing schon um die Jahrhundertwende, als es uns gut ging, an und setzte sich trotz steigenden Wohlstandes stetig fort. Die unfruchtbare Frau stammt ja gerade aus den Kreisen, denen es an Raum, Luft, Nahrung und Lebensmöglichkeit nicht fehlte. Und eine genauere Betrachtung der Beziehung zwischen Einkommen und Fruchtbarkeit bei uns und den anderen hochzivilisierten Völkern Europas widerlegt die rein wirtschaftliche Begründung der Unfruchtbarkeit und lehrt im Gegenteil, daß mit steigendem Einkommen die Kinderzahl im allgemeinen abnimmt, wenngleich sich hierin schon da und dort ein Wandel bemerkbar macht.

In Berlin z. B. weisen heute nicht mehr die wohlhabenderen Bezirke, sondern einige Arbeiterviertel die geringste Geburthäufigkeit auf. Es zeigt sich hier die bekannte Erscheinung: Sitten, gute wie schlechte, wandern von oben nach unten. Aber noch gilt im großen und ganzen die ausschlagreiche Beobachtung, daß mit steigendem Einkommen die Kinderzahl abnimmt. Ohne die deutsche Bauern-, Arbeiter- und Handwerkerchaft wäre unsere Geburtenziffer noch viel stärker gesunken.

Den tieferen Unter- und Hintergründen unseres Geburtenrückganges kommen wir näher, wenn wir die von Burgdörffer bereinigten Lebensbilanzen der Land- und Stadtbevölkerung vergleichen. Die bereinigte Geburtenziffer der deutschen Landbevölkerung liegt noch um etwa 25 v. H. über der Bestandhaltungsziffer, während die Städte mit zunehmender Größe wachsende Geburtendefizite haben: Die Kleinstädte ein durchschnittliches Defizit von 31 v. H., die gesamten deutschen Großstädte im Durchschnitt ein Defizit von 42 v. H., Berlin ein Defizit von 57 v. H. Die Bevölkerung der Großstädte kann sich also nicht mehr aus sich selbst heraus erhalten. Sie lebt nur von Zuzug. Ein trauriges Schauspiel: Das Land erzeugt die Menschen und trägt die Last der Aufzucht. Arbeitsfähig geworden verlassen sie in Scharen das Dorf; die Großstadt verschlingt sie und füttert sie in wenigen Generationen! Das Land ist die Wiege, die Großstadt das Grab der Nation!!

Aber nicht die große Menschenfiedlung als solche ist es, die fortpflanzungsfeindlich wirken muß — das sehen wir zum Beispiel wieder an den Chinesen und Japanern, deren Großstadtbevölkerung gegenüber der Landbevölkerung keine so große Fruchtbarkeitsunterschiede aufweist —, sondern es sind die in unseren Großstädten gehäuften familien- und kinderfeindlichen Tendenzen unserer heutigen Zivilisation. Wie auch uns früher, so ist jenen alten Kulturvölkern des Ostens noch heilig, was der Erhaltung des Lebens und der natürlichen Gemeinschaften — Familie, Sippe,

Stamm, Volk — dient. Bei uns sind diese natürlichen Gemeinschaften, in erster Reihe die Familie und damit die Quelle des Lebens von zwei Seiten her bedroht: vom Individualismus, der nur sich selbst gehören, sich selbst genießen will und Bindungen ablehnt und vom Kollektivismus, der mechanisiert, entseelt, natürlich Gewachsenes und Gegliedertes zerreißt und so im wahrsten Sinne desorganisiert. Auf solchem Boden, begünstigt durch den ungehemmten Vertrieb empfangnisverhütender Mittel, gedeiht, besonders in unseren Großstädten, die Unfruchtbarkeit aus Zwang und aus Absicht: Vagabundentum der Liebe, Prostitution, geschlechtliche Erkrankungen, Unmöglichkeit der Eheschließung, freie Liebe, Liebe mit der Absicht, die Natur zu überlisten. Spätestes Zweikindersystem, Einkindersystem, Keinkindersystem. Sofern man das Kind nicht überhaupt ablehnt, wird ängstlich errechnet, ob und wieviel Kinder man sich „leisten“ kann, denn die Kinder sollen es „besser haben“ als die Eltern, wobei man unter „Besserhaben“ weniger Arbeit und höheres Einkommen versteht. Gewissenhaft wird überlegt, wieviel Kinder man „verantworten“ kann.

Gewollte Unfruchtbarkeit. So war es im untergehenden Griechenland. Wir lesen es bei Polybios, der über die zunehmende Kinderlosigkeit seines Volkes klagt: „denn die Menschen“ schreibt er, „hatten sich dem Wohlleben, der Geldgier und der Bequemlichkeit zugewandt. Sie wollten nicht heiraten oder, wenn sie es taten, doch nur wenige Kinder haben, höchstens eines oder zwei, um diese appig groß zu ziehen und reich zu hinterlassen.“

Gewollte Unfruchtbarkeit. So war es im untergehenden Rom. „Ich weiß nicht, woran ich bin mit Euch“, spricht Augustus zu den Männern Roms, „Wie soll ich Euch nennen? Männer? Römer? Da Ihr dabei seid, diesen Namen zu silgen. Da Ihr Morde begeht, indem Ihr denen nicht das Leben gebet, die von Euch erzeugt werden sollten.“

Gewollte Unfruchtbarkeit auch bei uns, und oft gerade in Kreisen, die keine Not dazu zwingt. So stehen wir vor einer beschämenden Tatsache: Millionen sind für dieses Land gestorben. Millionen sind zu bequem oder zu feige, für dieses Land zu leben, denn leben heißt nicht nur: Lebendigkeit, sondern auch: Leben weisergeben, Leben aufziehen und so teilhaben an der Unsterblichkeit der Nation.

So steht es um unser Volk. Es wäre unverantwortlich, die Lage zu beschönigen und den Erkenntnissen auszuweichen. Da wir uns dem Gängelband der Natur entwunden haben, müssen wir lernen, in Generationen zu denken und fühlen. Der Gedanke an die kommenden Geschlechter zwingt uns, mit allen möglichen Mitteln die Neuentstehung minderwertigen erbkranken Lebens zu verhindern. Die menschliche Gesellschaft hatte die Kühnheit, der Natur das Regulative zu nehmen; sie wird nun auch den Mut aufbringen müssen, nicht bloß zu hegen und zu pflegen, sondern auch zu roden und zu jäten. In einer Zeit, wo viele erbgesunde aus übertriebenem und falschem Verantwortungsgefühl glauben, auf Nachkommen verzichten zu müssen, scheint es mir keine ungehörliche Zumutung zu sein, daß Erbkranken sich die Möglichkeit, die oft bis zur Grenze der Gewißheit reichende Wahrscheinlichkeit nehmen lassen, neue Erbkranken zu erzeugen, die sich selbst und der Gesellschaft nur zur Last und Qual sind.

Der Gedanke an unsere bedrohte Zukunft verlangt gebieterisch, daß allen erbgesunden kinderreichen und kinderfrohen Familien jede wirklich wirksame Unterstützung zuteil wird, denn sie bauen und bilden das lebendige Fundament des Staates. Sie sind es, die ihn erneuern und erhalten. Menschen machen den Staat.

Wenn der Bestand der Familie und damit des Volkes erhalten bleiben soll, dann müßten in jeder überhaupt fruchtbaren Ehe durchschnittlich 3—4 Kinder geboren werden. Auch andere Gründe sprechen für die große Familie. Kinder brauchen Kinder und Geschwister sind die besten Gehilfen bei der Erziehung. Wie soll echtes soziales Empfinden erwachsen in Kindern, die überhaupt nie an sich erfahren haben, was es heißt, Brüder und Schwestern haben? Und wenn auch die

von manchen Forschern vertretene Ansicht, daß die Wertigkeit der Kinder eines Ehepaares erst beim vierten oder fünften Kinde ihren Gipfel erreiche, schwer beweisbar und umstritten ist, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß das Zwei- und Einkindersystem einem Würfelspiele gleicht mit nur zwei, mit nur einem Wurf. Auch lehrt die Erfahrung, daß ungewöhnliche Ausfälle auffallend häufig bei dritten, vierten und späteren Kindern erfolgen. Hätten unsere Vorfahren schon unser hochentwickeltes Verantwortungsgefühl und unsere Klugheit des Zweikindersystems be- sessen, dann wäre dem deutschen Volk, um nur einige Beispiele zu nennen, kein Dürer, kein Bach, kein Luther, kein Handel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Richard Wagner, kein Lessing, kein Kant, kein Kleist, kein Fraunhofer, kein Robert Koch, kein Friedrich der Große, kein Freiherr von Stein, kein Bismarck und kein Hindenburg geboren worden.

Schwer lastet auf uns der Vernichtungswille des Versailler Diktates. Aber es gilt: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten. Bekennen wir uns doch wieder, als Staat und als einzelne, zum Lebensstil der Armut — äußerer Armut, inneren Reichthums — der uns früher als es uns besser ging, zierte und heute, da wir bettelarm sind, der einzig angemessene ist. Handeln wir doch in dieser harten Zeit auch bei allen unseren Aufwendungen nach dem Grundsatz: Das Leben zuerst, das Leben der Nation zu allererst. Dann brauchen wir nicht aus Mangel an materiellen Mitteln so viel wertvolles menschliches Erbgut zugrunde gehen lassen.

Wenn das deutsche Volk nicht mehr jenen Nationalismus besitzt, der nach den Worten des sozialistischen englischen Ministerpräsidenten Macdonald nicht Angriffslust ist, sondern Selbstachtung; wenn es nicht einmal mehr durch das doch gewiß friedliche Mittel einer genügenden Fortpflanzung sich zu behaupten gewillt ist, dann gleitet es in eine Niederlage hinein, aus der es keine Auferstehung mehr geben kann. Darum Deutsche! Es genügt nicht, daß das Reich gegründet wurde. Es genügt nicht, daß das Reich gehalten wurde gegen den Ansturm von 27 Nationen. Das Reich — das deutsche Volk — muß auch erhalten bleiben, in gesunder Kraft — jetzt und in alle Zukunft!

Wat 'n bilewt, wenn 'n af un tau nah dei Stadt kümmt.

Von F. Rehm, Swerin.

Als ick jon Krabater von 'n Johre säben wier, füll ick ok eins mit nah dei Wismer, hard Mudde all segt.

Noch güng't äwerst dei Reif' nich los. — Vörlöpig müßt ick mi dormit begnügen, mit 'n Reig anner Dörpungs achter dei „Bulster“ tau Barg tau stiegen; von dor künn'n doch all henkiken. — Friß Bobzien, dat wier all'n groten Dels, dei oft allerhand Tääg in'n Kopp hard, wull einen sogor Lübeck wiesen; wer sick dorup inläut, den' böhr hei an dei Uhren hoch, un wenn deijenig denn „Au“ särd, denn träug hei: „Heft Lübeck seihn!“ — Tau seihn wier dor 'ne hübsche grote Landschaft mit säben Kirchturns ahn dei wismerischen, un noch 'n poor miehr Windmählen, un'n groten Placken von dei Ostsee künn'n ok äwerkieken, man künn sogor dei gäl blühenden Rappfelder up dei holsteinisch Sied düklich, un den' Rand von Insel Fehmarn schämmern seihn.

Links in dei Grund leig Wismer, un dei grot Marienturn mit sienen langen Hals reckt sick äwer dat Ganze, as wenn hei sien Riek äwerwachen müßt. Tau Land'n un tau Wader, em sällen's woll kamen, wenn's nah dei Stadt wullen. — Up'n Land'n wier dunmals noch nich mal 'n Bund Swäwelsticken tau köpen, un Breiw' un Tiedungen geiw dat blot bi Gelegenheit.

Sündag vör Pingsten keim ick von't Mäschplücken ut dei Bulster, dunn seit in'n Huf' ein Käfer ut'n Dörp, dei wull taufragen, ob wer ut unsen Huf' annern Dag mit em sähren wull nah 'n Pingstmarkt. Mudde un ick wullen mit; Klock säben füll't

losgahn. — Dat güng ok los. Dei beiden dicken Pierd sleusten immer eben weg, un dei Fuhrmann smökte immer eben weg. Als wi up dei Schoffee keimen, würd't meist 'n Draw gahn, dei Swart zuckel immer ebendrächfig seigen den' Brunen up; sei leiten sick äwerst ruhig alle Näs'lang vörbijagen. Bi't Schoffeehus' tau Kriehowborg müßt Mudde sick bi dei Fick kriegen un dat Schoffeegeld bitahlen. Dunn gäng't von süßen bargdal, un naßt druckten wi so eben wiere; dat müßt 'n doch ok mäglichsst utnuhen, woöör'n bitahlt hard. — Wi keimen an 'n Eiererplatz vörbi, wo 'n ganze Haurd Soldaten äumten, dat hard 'k süß noch nich seihn. — Dei Käter vertell Mudde, sien Wäschin in dei Stadt hard vier Mann Soldaten in. Zwei dorvon hard sei all 'n poor Johr, dei hardn all tau 'n zweiten Mal as Stellvertreder annahmen, dor stüünd sei sick bäter bi, as wenn's up 'n Häwen orre bi'n Buren deinen deeren. — Sien Jung hard sick verleden Johr frielost. Sei wull ok 'n Deuwel dauhn un köpen sien Jungs in 'n Verein, dat Geld künn'n sick spooren.

„Prr!“ — Dor wieren Schlagböm äwer dei Schoffee. — Dei Isebahn keim angejuff, un süßr dwas äwer dei Schoffee, gor nich nah't Stadtduur rin. Dor järd ich von. Dunn mein dei Käter, dat dor nich Ruum naug tau wier, denn müßt irst dei Festungsmur üm dei Stadt dalrefen wardn, un dei Turn, dei knasch an 'n Hum stüünd, un wo's denn mit dei Hameldeiwo, dei vör'n Wochener drei tau Benz Gabel stahlen hardn, bliewen fällen, dei müßten doch ehr Straf up'n Turn assitten? —

Nu dreih't hei sick nah mi tau, neihm dei Piep ut'n Mundn un fräug: „Wo heßt dienen rorden Lappen? — Nu man rut dormit, nu is 't Tied! — Jedwerein, dei tau'n irsten Mal in dei Stadt kümmt, möt 'n rorden Lappen in'n Mundn hebb'n, süß let einen dei Durfschriewer nich rin!“ — Ich würd ganz verdußt, keik Mudde an, dei grien sick un järd: „Jung, du heßt jo doch dien Tungen, dat 's naug.“

So keimen wi denn glücklich rin. Up beird Sieden stüünd dei Oldwismersstrat all vull Landwagens, dei tauhopschaben wieren. Vör Eingeiter Borchert wier noch'n Platz tri, dor würd afftegen, dei Käter spann ut un bröcht dei Pierd weg nah Kopmann Magerfleisch, wo hei sien Ankiehrung hard, sienen Stall. Bi't Affstiegen sölln mi vör Borchert sien Finster zwei grote Altforlächters in't Og. Lütte Thranfunzeln stüünd dorbi; ok sinnen Töllers un Schalen, un denn Wappenschiller, son 'as ich in un' Kirchhofskapell all an dei Rußkisten seihn hard.

Mudde mein, sei hard sick ganz taunicht säten up'n Strohsack, wi wullen äwerst man surts tau Markt gahn, dat ich'n Poor Stäwel kreig, denn naßt bugten dei Schausters werre af.

Als wi üm dei Eck keimen, wo't rup güng nah'n Marktplatz, dor wull ich nu mien Kieken wohren, äwerst Mudde fast mi bettau, kieken künn ich naßt noch. Ich mößt irst mit nah dei Meckelbörger Straf, dor wieren 'n grof Endn lang luter Schausterbaurden. Hier kreig ich'n Poor seine Stäwel, un von den' Schauster den' Wunsch mit, ich müßt sei mit Gesundheit verdrägen.

Nu müßten dei Stäwel irst in Säkerheit bröcht wardn bi unsen Kopmann, un vernüschern müßt'n sich ok'n bäten, mein Mudde. Dat Kopmannshus seig ich all von Fiern, denn zwei grote Zuckerhäurd stüünd dor vör't Finster, ok Seisensträk un wisse Tonpiepen. — Irst würd äwerst bi Bäcker Wischendorp vörgahn, un'n poor Stollen tau Dreißföling köst. — Schillingsbröd un Soltkauken wieren Mudde nich gaurd naug. — Bi'n Kopmann kreig sei 'n Stück Kees tau ehren Stoll, un mien würd upsnäden un oull Syrup mak't. Naßt würd tau Markt gahn, un ich kreig rieklisch mien Deil von't Kieken un Kapen in dei Baurdenstraten, wat geim't dor nich all tau seihn un tau köpen. — Ok Juden bäurden mit völ Wäswark ehr Woren ut. Dei Ort wier süß in Wismer nich leden, blot tau'n Pingstmarkt dörwten sei dor handeln, wenn't Markt ut wier, würden's richtig utlärd.

'N Paket Kauken wull Mudde mit nah Hus' nehmen, un ich hard 'n Schilling in dei Tash, dei müßt doch hendörchbröcht wardn; dor kreig ich Annieskauken un'n Tüt vull Klemmers vör. —

Wenn nu blot un' Käter irst werre führen wull; äwerst vör son' Ort Lürd wier Stadtfreis 'n Dagreis', dat Anspannen hard grad noch kein Hast; wenn wi ok irst mit

Abend un all tau Hus keimen, Mandſchien wier jo ok, geiw hei Viſcheid. Mudde müßt also'n Knuppen in dei Geduld ſlahn. — Von dat Gedudel un den' Larm up'n Markt un von dat Rümſtahn un -gahn hard wi äwerſt för ditmal naug. — Naht in'n Huſ' kreig ik't äwer mit dat Vertellen, allens wat ik ſeihn hard un bilewt, müßt Großmutter doch weiten. — Ok för'n Propoſten hard wi Breim un dei „Norddeutſche Correſpondenz“ von'n Kopmann mitbröcht, bet dorhen liewer dei Poſt dei Saken dunnmals man, dor müſten ſei afförret wardn. Als ik dei Saken räwerbröcht un an Fru Propoſten anſiewern deer, würd ik von ehr „interwiewt“ un keim dormit rut, dat up'n Markt ok'n grof Menageri tau ſeihn weſt wier. — Sei hard nu grad kein Brill up, wies mi binnen in dei Tiedung 'n Umbildung un mein: „Das iſt wohl ein Elefant?“ — „Nee, ſärd ik, dat Tier hard jo keinen Rüſſel, dat hard Härn.“ „Na“, mein ſei denn, „denn iſt's woll'n Auerochs!“ — Dat von dei Menageri nicks in dei Tiedung ſtänd, dor güng ſei nich von af. —

Als ik naht iſt gröter wier, würd ik öfters nah dei Stadt ſchickt mit Bodder un Eier. Mirdwochs un Sünnaabends wier Wochenmarkt, denn bröchten's all wat von'n Landn nah dei Stadt. Wenn 'k 'n bäten ſchwor tau drägen hard un kein anner Gelegenheit wier, güng ik blof bet an dei Schoffee tau Kauf. Dor keim an diſſe Daag regelmäſig tau biſtimmte Klockentied up dei Schoffee von Niebukow her Fuhrmann Freihs mit ſienen Planwagen lang, dei künnt tau Not äwer'n Duſ Lürd mitnehmen. Frachten biſorg hei ok. — Bi Chriſchan Ahmſetter an'n Markt kiehr hei an. — Jere Kopmann, dei up Landkundschaft reken deer, hard tau Ankiehrung'n Stuw mit Viſchen un Bänken, wo dei Landlürd ſick dalſetten un ehr mitgebröchte Tehrung ut dei Buſtkiep kriegten un vertehren können, wotau dei Kopmannsladen dat Gedränk för Mannslürd 'n Gluck in dei Pegelbuddel, un för Frugenslürd 'n Glas Bitterbeir, wat äwerſt mit düchtig gälen Streuzucker ſäut makt wier, liewern deer. — Wat 'n bäten wat weſen wull, wend ſick an dei Kopmannsfru, von dei geiw't 'n Taſſ Kaffee. Tau Gaſthus tau gahn, föll keinen in, dat wier blof wat för Stadtlürd un grote Herrn. — Hier wier äwerſt 'n bannig Gefäus, wenn's all ehren Kram verköſt hardn un bi't Veräuchtern ſeiten. Dorbi würd denn ok düchtig klänt, ok klätert: Wecke ſien Stut all'n Fahlen hard, — woväl dei för'n Stark krägen hard, — dat Bruhnen tau Rei-wern ſien Säag ehr Farken nich annehmen wull — wie dat up dei un dei Hochtied hergahn hard, — wer dor un dor infrien ſäll. — Ein Fru nehm dei Mund heil vull von dat, wat ſei all weben laten hard tau Uſtſür von ehr Dochter un wat dei likert noch all mitkreig, dor künnt woll 'n olligen un anſehnlichen Kierl mit taufräden weſen, wenn ſick ein anſindn deer; un ſöj Muskanten müßt ſei ok hebb'n, hard ſei all tau „ehren“ ſeggt. — Ein Buerfru mäuk ſick nah'n Poor ran: „Si möten juh nahdiſſen ok entſuln, ob't wat warden ſall mit mien Diern un juhen Veſten, för't Henhollen bünnt ik nich, entweder ran ort v an; tau'n Narren lat 'k mi nich bruken!“ — „Täu!“ ſärd ſei dun lies tau ehr Swelter, „dei hew 'k dei Wach gaut anſeggt, nu ward ſick't woll reigen!“ —

(Fortſetzung folgt.)

Niederdeutsche Vergleiche zwischen Mensch und Tier.

W. Zierow

Anſchaulichkeit iſt eine der vornehmſten Eigenſchaften unſerer niederdeutſchen Sprache. Abſtraktkeiten hält ſie möglichſt fern. Faſſbar, handgreiflich muß das ſein, was man ihr nahe bringt. Der Niederdeutſche traut dem Ohr mehr als dem Gedanken, dem Auge mehr als dem Ohr, und ſeiner kraftvollen Hand am meiſten. „Wat einer hollen kann, dat iſt ſiker.“ Wo deſhalb etwas ſinnlich nichts Wahrnehmbares an ihn herantritt, da macht er es ſich up irgendeine Weiſe „handlich“, ſachlich, anſchaulich, ſei es durch Umdeutſchung (Volksethnologie), durch Umſchreibung (daher die oft umſtändliche Redeweiſe), Wiederholung oder anderes. Eines der meiſt angewandten Mittel iſt der Vergleich. Wie ſehr dieſer unſerm Volk im Blute liegt, geht daraus hervor, daß er oft auch da gebraucht wird, wo das Geſagte ſchon an ſich klar, er also vollſtändig überflüſſig iſt.

Unter meinem Fenster stand heulend ein kleiner Knabe von etwa drei Jahren. Er war gefallen. Eben öffnete ich das Fenster, um ihn zu trösten, als sein sechs-jähriges Schwesterchen herzugelaufen kam. Sie überzeugte sich, daß ihm nichts Ernstliches geschehen sei, und machte ihrem Unmut in zornigen Worten Luft: „Wist du glik still sin, Kias! Wat schrist du hier, as wenn du steken warst? Wist du dat Mul hollen!“ Als das den Schreihals nicht einschüchterte, gab sie ihm eine Ohr- seige. Da wurde der Kleine rackerig und ging zum Angriff über. „Süh dat Kraeten- ding,“ wehrte ihn die Schwester ab, „blas't sik up as en Kuinhahn! Täum, ik gab hen un segg Mudding, dat du hier up de Straf brällst as en Oß!“ Diese Drohung half; langsam folgte er der forteilenden Schwester. Es war gewiß nicht Zufall, daß von diesem Kinde gerade die Haustierte zum Vergleich herangezogen wurden. Das tut der Niederdeutsche überall gern, denn er verkehrt täglich mit ihnen und kennt ihre Eigenschaften aus dem Grunde. Dumm sin as 'ne Gaus, as en Oß; nilig sin as 'ne Jäg; arbeiten as en Pird; kladdern as 'ne Katt; gaudmäudig sin as en Schap, as en Lamm; trug as en Hund; slitig, klauk as 'ne Imm; drist as en Slachterbund; dikern as 'ne Anf; sik hebbben as en Kalw, as en jungen Hund; affett't worden as en Bucklamm, — das alles sind Redensarten, die zugleich Streben nach Anschaulich- keit und Vertrautheit mit den Haustieren erkennen lassen.

Aber nicht nur die Tiere der nächsten, sondern auch der weiteren Umgebung, die Tiere des Feldes, ja sogar der fernen Länder sind bekannt, letztere aus dem Schul- unterricht, aus Büchern und Menagerien. Häufig sind die Vergleiche: Flink as en Häfter, as en Wesel, as en Reh, as en Tunkönig; wacht as 'ne Ilk; glatt as en Aal; gesund as en Fisch; falsch as 'ne Adder; rot as en Krewt; hungrig as en Wulf; bunt as en Stieglig; jugen, supen as en Täk; singen as 'ne Nachtigall, as 'ne Lewark; schimpfen as en Ruhrsparring; stehlen as en Raw, as en Häfter; tuchten as de Karninken; slapen as de Rotten; springen as en Heubüpper; sik winnen as en Worm, as en Maddik; 'ne Stimm hebbben as en Bor, as en Löw; gahn as en Adebör; Taglewig sin as 'ne Smaelk. Das letzte dürfte auffallend sein. Es ist ent- standen aus dem Aberglauben, daß die Schwalben sich im Herbst an einem Rohr- halme hinab ins Wasser gleiten lassen, am Grunde des Teiches einen Winterschlaf halten und im Frühling frisch und gesund ihre Auferstehung feiern. Solcher Aber- glaube darf nicht verwunderlich erscheinen, wenn wir daran denken, daß ihn früher auch die Gelahrten teilten und vom Katheder herab lehrten. N. Raff, „Lehrer der Geschichte und Geographie auf dem Lyceum zu Göttingen“ ums Jahr 1800, lehrt in seiner „Naturgeschichte für Kinder“ (mir liegt eine nach des Verfassers Tode er- schienene Ausgabe vom Jahre 1818 vor): „Es ist ganz gewiß wahr, weil es schon viele wackere Männer gesehen, und selbst welche aus Seen und Teichen heraus- gefischt, und aus ihren Nestern und Löchern herausgelangt haben, die sie in kurzer Zeit in der Wärme haben wieder aufleben und herum fliegen sehen.“ Als Beweis- stellen führt er an: Aristotelis hist. animal. lib. 3, Cap. 21 — Plinii histor. natur. lib. X, Cap. 24 und 40. — Pantoppidans Nat. Hist. von Norwegen, Teil 2, Seite 187. — Kleine verbesserte Vogelhistorie, Seite 214, und andere.

Unklar ist mir: sik freuen as en Stint. Ich habe nie davon gehört, daß dieser Zwergfisch seiner Freude besonders auffälligen Ausdruck gibt. Jemand sagte mir, es heiße eigentlich: sik freuen as en Striet, wobei an das Schweiswedeln des Hundes, das ja ein Zeichen der Freude ist, gedacht sei. Ich habe den Ausdruck nie gefunden. Oder sollte Stint mit Stichling verwechselt sein, der seiner Hochzeitsfreude durch wundervolle Färbung Ausdruck gibt?

Ebenso ist mir unklarlich, utriten as Schapledder, womit bekanntlich sehr schnelles Entfliehen gemeint ist. Ob dabei an die geringe Haltbarkeit des gegerbten Schaffelles, an das leichte Ausreißen desselben beim Durchnähen gedacht ist, oder ob es eine Synekdoche ist und auf das furchtsame Zusammenschrecken und die oft blizschnelle Flucht einer Schapherde sich bezieht?

Ein Mensch, der habgierig alles an sich zu reißen sucht, heißt Slukraw oder Raffkater; ein junges Mädchen, das unter Außerachtlassung des Anstandes Männern

nachläuft, eine wilde Hummel; ein Dummer ist en Roß, wobei sicher der Gleichklang mit Ofß maßgebend gewesen ist.

Damit sind wir auf das Gebiet der Schimpf- und Spottnamen gekommen. Ap, Schap, Schapskopp, Klas, Esel, Kamel, Rindveih sind Bezeichnungen für Einfältige und Unselbständige; Kraet nennt man den kleinen leicht zum Zorn geneigten Menschen, Draken ein bösaartiges Weib; mit Swin, Farken, Saeg, Swinegel beehrt man den Unsauberen, Unfittlichen, mit Swinhund den Hinterlistigen, Niederträchtigen. Aas und Luder sind Ausdrücke der größten Verachtung. Mit Hund kann alles mögliche gemeint sein, Gutes und Schlechtes, Schlaubeit, Findigkeit, Grobheit, Gemeinheit. En glitschen Hund, en strewigen Hund sin ist ebenso ehrenvoll als en niederträchtigen Hund erniedrigend oder en verfluchten Hund bewundernd.

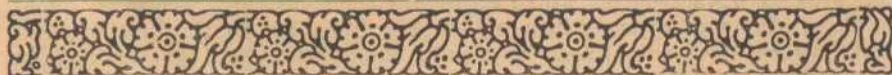
Zuweilen dient derselbe Name, der zu Schimpf und Hohn gebraucht wird, als Kosenamen, doch dann meistens in Diminutivform: Schaeping, Aeping, Klasing. Freilich liegt zuweilen ein leiser Tadel darin. Dieser fehlt in Ausdrücken wie Läm-ming, Häuning, Kükling, Kluding, Smerkatt, Smeichelkatt, Snickermus.

Auch das Äußere des Menschen wird gelegentlich durch Vergleich veranschaulicht. So spricht man von Swinsogen, Kalwsogen, Uhlen-, Fischogen, Eselsuhren, Swinsuhren, Tackelbein, Hammelwaden, Adeborsbein, Spennenfingern, Gaus Hals, Habichtsnut, Vohkopp.

Vom Streben nach Anschaulichkeit und von Naturkenntnis zeugen ferner die Deutungen der Tierstimmen. Doch würde es viel zu weit führen, hier auch nur andeutungsweise darauf einzugehen. Hat doch Wossidlo einen 504 Seiten starken Band damit gefüllt.

In diesen Deutungen der Tierstimmen aber offenbart sich noch etwas: der Humor des Volkes. Und wo der austritt, sei es sinnig und zart, oder derb und rücksichtslos, wie es häufig der Fall ist — Prüderie kennt er nicht —, immer darf er seiner Wirkung sicher sein. Der Humor kommt auch in unserer vergleichenden Redeweise oft zum Durchbruch, hauptsächlich dann, wenn der Vergleich in einem längern Satz ausgeführt wird. Von den Frauen heißt es: Dat giffst dreilei Fragensläd: ein Gaußort, ein Häuhnerort un ein Swinsort. Dei Gaußort snackt tau vel, dei Häuhnerort krafft allens utenanner; dei Swinsort is dei best, dei radet allens up'n Hümpel. — Jemand, der sich sehr eingepackt hat, guckt aus der Umhüllung hervor as 'ne Mus ut 'ne Vis Heid; ist man in Verlegenheit, so sitt'n dor as de Popp up 't Glattis; kommt man irgendwo ungelegen, so gleicht man der Saeg in 't Judenhüs; ist man elend, so süht 'n ut as en Pott vull Mäs. Vom Eigensinnigen sagt man, hei möt sinen Willen hebben as de Hund in 'n Sod, oder as de Lus in 'n Schorf; vom Erschrockenen: hei snapp nah Luft as de Karpen in 'n Kesch; vom „Klugschnacker“: hei hefft in Würden as de Kaffeiker in 'n Stiert; vom Eingebildeten: hei geihtümber as de Hahn up sinen Meß, und dabei ist er manchmal so klauk as en dänisch Pird und taugt zu seinem Geschäft as de Esel tau 't Zitherspelen. Den Trohigen hett de Buck stött, der Gescholtene schult sik weg as en begaten Pudel, der körperlich oder geistig Gefesselte ritt an dei Red as en Windhund, wenn hei en Hasen süht; dem Erregten puckerf dat Hart as en Lämmerjwanz. Von einer Frau ohne Büste heißt es: sei hett 'ne Vost, as wenn 'ne Schaplus up 't Brett nagelt is.

Diese Auslese würde sich leicht verzehnfachen lassen. Doch soll es hier nicht die Aufgabe sein, eine erschöpfende Zusammenstellung zu geben, sondern es soll nur hingewiesen sein auf die Mannigfaltigkeit der Blüten, die auch dieser Zweig am Baum unserer niederdeutschen Sprache treibt.



Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz.

Der schon beinahe zur Tradition gewordene Schulungskursus der Landesjugendbauernschaft fand in der Zeit vom 8. bis 10. Februar in Bargensdorf bei Burg Stargard statt. Eine stattliche Anzahl von Teilnehmern aus jungbäuerlichen, junggewerblichen und junglandarbeiterlichen Kreisen vereinigte das gastfreundliche Haus Godeschwege jr. unter seinem Dach. — In Anbetracht der verworrenen und undurchsichtigen Verhältnisse unseres heutigen Lebens, standen die Vorträge durchweg im Zeichen der Klärung von Begriffen, sowohl in volkswirtschaftlicher wie auch wirtschaftspolitischer und religiöser Beziehung. Diesen Vorträgen, die z. T. durch Lichtbilder ergänzt wurden, folgte immer eine lebhafte Aussprache. Die Tagung verging ungemein schnell, die freie Zeit war nur knapp bemessen, da die Vorträge von den Teilnehmern wiedergegeben werden mußten. Ein Vorabend in der Gemeinde mit Lichtbildern und Vorkino, die beifällig aufgenommen wurden, beschloß diesen Schulungskursus. Eine gemeinsame Kaffeetafel hielt die zahlreichen Gäste noch lange zusammen. — Hier sei nochmals allen gedankt, die an dem Zustandekommen dieser Tagung mitgeholfen haben.

Fr.

Gewerbe- und Fortbildungsschultag in Sanitz am 7. Februar 1931.

Von verschiedenen Seiten wurde aus der Lehrerschaft heraus der Wunsch geäußert, daß man in gewissen Zeitabständen aus einem größeren Kreise zusammenkommen und Fühlung nehmen möge über Fragen, die das Fortbildungsschulwesen in Stadt und Land betreffen. Man wollte bei dieser Gelegenheit Stellung nehmen zu den modernen Tagesfragen, die dies Gebiet beherrschen, wollte gegenseitige Erfahrungen auf den verschiedensten Unterrichtsgebieten austauschen und aus diesen Besprechungen heraus Anregungen mit hinausnehmen in die praktische Arbeit an der Ausbildung unserer Jugend.

Nach einigen Vorverhandlungen, in denen man sich über die Notwendigkeit einer solchen Arbeitsgemeinschaft unterhielt und Form und Aufgaben einer solchen besprach, wurde eine größere Versammlung in dem zentral gelegenen Dorfe Sanitz beschlossen, die auf den 7. Februar 1931 gelegt wurde.

In dankenswerter Weise hatte die Regierung weitgehendste Unterstützung des vorbezeichneten Planes, Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für das Fortbildungsschulwesen, zugesichert und nicht nur Vorträge von Schweriner Gewerbeschullehrern unter persönlicher Leitung des Herrn Oberregierungsrats Barmwoldt zugesagt, sondern auch eine Ausstellung nicht nur der neuesten Modelle für den Zeichenunterricht, sondern auch verschiedener Musterzeichnungen aus der Schweriner Gewerbeschule in Aussicht gestellt.

Bereits längere Zeit vor Beginn der Lehrertagung am Nachmittag wurde denn auch der geräumige Saal der Schmidtschen Gastwirtschaft in einen Ausstellungsraum verwandelt. Die Tische waren mit Zeichnungen überdeckt, und eine stattliche Zahl von Tischlermodellen in allerneuester Ausführung zeigte die beachtenswerten Fortschritte der Technik auf diesem Gebiete.

Die Beteiligung war sehr gut. Oberregierungsrat Barmwoldt eröffnete mit warmen Begrüßungsworten an alle Teilnehmer die Versammlung. Er stellte zunächst als ersten Punkt die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft zur Besprechung und wies darauf hin, daß man gerade in dieser Zeit, wo die Not der Jugend zum Himmel schreie, an den Idealismus der Lehrer appellieren müsse und dürfe, wenngleich gerade die Lehrerschaft vielfach angegriffen würde. Als Grundlage für die Arbeitsgemeinschaft wurden die bereits früher im kleinen Kreise festgelegten Programmpunkte anerkannt.

In einem eingehenden Vortrage über Staatsbürger-Verufskunde führte dann Herr Nagel, Schwerin, aus, wie die einzelnen hier in Frage kommenden Begriffe zu verstehen, zu werten und im Unterricht zu verwenden seien. Der hochinteressante Vortrag gab viele Anregungen, und einzelne Fragen wurden noch in einer kurzen Besprechung geklärt.

Herr Reissner sprach dann über „Das Zeichnen als Mittelpunkt des Fachunterrichts im Holzgewerbe“. Von der Praxis im Gewerbe ausgehend schilderte er die Bedeutung der Zeichnung und die Grundsätze, die bei ihrer Entstehung maßgebend sein mußten. In ausgiebiger Weise wurden zur besseren Verständigung die ausgestellten Zeichnungen herangezogen. Reicher Beifall lohnte beide Redner. In der dann folgenden Besprechung wurde hervorgehoben, daß künftige derartige Tagungen stets durch einen Fachmann besichtigt werden möchten, damit die Form der Arbeitsgemeinschaft und ihre besondere Bedeutung für die praktische Arbeit an den Berufsschulen gewahrt bleibe. Dies wurde von Oberregierungsrat Barmwoldt zugesagt.

Der Werbeabend wurde von Lehrer Pinkpank-Sanitz mit einer Ansprache eröffnet. Nachdem er Herrn Barmwoldt begrüßt und denen, die den Abend vorbereitet hatten, gedankt hatte, gedachte der Redner der Jugend. Wenn wir an ihre Zukunft denken, möchte uns sich das Herz im Leibe umdrehen. Dunkel sieht es um die wirtschaftlichen Aussichten aus, und noch schlimmer ist es, wie die Jugend hin- und hergezerrt wird von den verschiedensten Richtungen, die sich in unserem deutschen Vaterlande gegenwärtig in unversöhnlichem Kampfe gegenüberstehen. Unsere Jugend ist frisch und feurig, wie auch wir einstmal alle waren, sie will opfern, sie will Führer haben. Geben wir ihnen die Märfre, an denen sie opfern kann, und geben wir ihnen die Führer, die sie sucht. Es gibt nichts Höheres, als für unsere Jugend zu kämpfen und zu streben und mit ihr zusammen zu arbeiten, ihre Liebe und ihr Vertrauen zu genießen. Diese heilige Arbeit an der Jugend muß uns auch immer wieder zusammenführen, wenn sich unsere Wege getrennt haben, müssen unserem Volke den Frieden bescheren, der uns nur Segen und Gedeihen bringen kann.“ Er schloß mit dem Dichterwort:

„Wir alle, durch Blut und Boden verwandt,
Wir pflügen alle dasselbe Land,
Wir essen alle dasselbe Brot,
Wir fragen alle dieselbe Not,
Wir kämpfen alle mit gleichem Schwert
Für unseren Acker, für Hof und Herd.
So soll uns kein Gader länger entzwei'n,
Wir wollen Schwestern und Brüder sein.
Ein Hassen, ein Lieben, ein heißes Gebet,
Ein Glaube, der alle Stürme besteht,
Ein Wille, der all unser Schaffen befeelt,
Ein Herz, das in Leid und Entbehrung gestählt,
Vergessen das alte, das trostige „Ich“,
Ein Leben, ein Streben, nur Deutschland für Dich.“

Nach vorzüglichen Darbietungen des Turn- und Sportvereins wie des Gesangsvereins wurden die beiden alten, ehrwürdigen Theaterstücke von Kreutzer: „Die Pageluhns“ und „Krischan Kleinhammer und die olle Friß“ aufgeführt. In hoher Feststimmung wurden dann die gestifteten zahlreichen Geschenke verlost. Jeder Handwerker hatte aus seinem Betriebe einen Gegenstand gestiftet, und die Landleute Eier, Butter, ja sogar einen lebenden Hahn.

Zum Schluß wurde ein Gedicht über Sanitz vorgetragen, dessen erste Strophe lautete:

Ik kenn ein Dörp, dat Saniz heit,
 Dorvön will ick vertellen,
 Dor sübst Du niz as Glück un Freud,
 Sonn 'n Dörp, dat sal man gellen.
 Dat häfft Schoffee un ok ne Bahn,
 Dor bruukst Du nich tau Fant tau gahn. —
 Un rädst Du ok von wiet un fiet,
 Mit Saniz kümmt dat doch nich mit.

Dieser Abend hatte den Sanizern eine selten einmütige Stimmung beschieden. Vor allen Dingen war der Sinn gelenkt worden auf die höchsten Ziele, die wir einmütig verfolgen müssen, unserer Jugend und damit der Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes zu dienen. Dieser Idealismus wird uns auch in unserer Alltagsarbeit erheben und stärken. Möge uns allen aus solchen Stunden der rechte Mut und der rechte Gemeinnutz, die Kameradschaft im wahrsten Sinne des Wortes erblühen, und möge für uns alle das Wort gelten:

„Dauh still Din Wark
 Un quäl Si nich üm jeden Quark!
 Nah all dei Unrauh un denn'n Striet
 Kümmt ok noch mal 'ne bätre Tied!“



Bezugsbedingungen: Die „Medlenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Derz. Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1.50 Mark. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, Tefliner Chaussee 26. Das Geschäftszimmer der Redaktion befindet sich Alexandrinenstraße 92. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 1/1 Seite kostet RM. 50.—, Seitenteile werden entsprechend berechnet. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Zuschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an: Hubert Gergobe, Zeitungsverlag u. Annoncen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarckstraße 61/69.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, April 1931

Nummer 4

Inhalt: Wege aus der Not des Landvolkes. — Wat 'n bilewt, wenn 'n af un tan nah bei Stadt kimm. (Schluß). — Rudolph Gahlbeck, der Maler mecklenburgischer Landschaft. — Gegendienst im süd-westlichen Mecklenburg. — Merlel Plattdeutsches. — Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs. — Heimatabend zu Richtenhagen. — Bücherbesprechungen.

Wege aus der Not des Landvolkes.

Ausbau des ländlichen Bildungswesens.

Von Walter Malchow, Wahlsdorf.

Unser deutsches Volk durchlebt augenblicklich eine Zeit schwerster Not, welche sich in gesteigertem Maße auf das Landvolk auswirkt. Sucht man nun nach Wegen, welche aus dieser Not hinausführen, so ist es notwendig, zuerst die Ursachen, die zu allen diesen Noterscheinungen unserer Zeit sowohl auf kulturellem als auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet geführt haben, zu ergründen.

Als Ursache der außerordentlichen Notlage, in welcher das deutsche Volk und besonders das Landvolk sich befindet, wird gewöhnlich der unselige Ausgang des Weltkrieges und der Schandvertrag von Versailles bezeichnet. Und doch scheint mir die wahre Ursache tiefer zu liegen, nämlich in dem liberalistischen, materialistischen Denken unserer Zeit, welches erst diesen katastrophalen Niederbruch mit allen seinen furchtbaren Folgen ermöglichte. In allen Kreisen macht sich dieses Denken bemerkbar. Geboren in der Blutzzeit der französischen Revolution, hat der Liberalismus in kurzer Zeit auch Deutschland überflutet. Der Marxismus ist sein Ausfluß. Auch in bürgerlichen Kreisen hat sich die liberalistische Denkungsart verhängnisvoll ausgewirkt. Ob in der Stadt, ob auf dem Land, jeder sieht in seinem Nachbarn seinen Konkurrenten, der ihm seinen Verdienst schmälern könnte. Von gemeinsamer Arbeit, von Gemeinschaftsgefühl findet man selten eine Spur. Nicht zuletzt ist ein Uebel, an welchem das gesamte deutsche Volkstum krankt und an welchem dasselbe, wenn es nicht rechtzeitig behoben wird, zugrunde gehen wird, auf das Konto der materialistischen, liberalistischen Weltanschauung zu setzen, ich meine den katastrophalen Geburtenrückgang, der seit mehreren Jahrzehnten eingeseht hat und der in immer steigendem Maße an der deutschen Volkskraft zehrt.

Um dieser verhängnisvollen Weltanschauung, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht hat, die uns den Marxismus gebracht hat, um dem drohenden Kommunismus entgegenzuwirken und erfolgreich zu bekämpfen, muß man den Hebel da ansetzen, wo das deutsche Volkstum am gefundesten erhalten ist, nämlich auf dem flachen Lande, auf dem Dorfe. Nicht zu unterschätzen ist die Tatsache, daß, wenn man eine geistige Gesundung des Dorfes herbeigeführt hat, daß man dadurch dem gesamten deutschen Volkstum einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat, denn diese Gesundung wird sich in den kommenden Generationen auch auf die Stadt auswirken, weil das Dorf die Keimzelle des deutschen Volkskörpers ist. Wenn man sich so den ungeheuren Wert des Landvolkes für das gesamte Volk vergegenwärtigt, ist man

erstaunt, wie wenig für die geistige und wirtschaftliche Förderung des Landvolkes von seiten des Staates getan wird, wie wenig das ländliche Bildungswesen bisher ausgebaut ist. Gerade in der heutigen Zeit, wo der Kampf um das Dasein, der Kampf um die Scholle auf dem Lande besonders hart entbrannt ist, ist eine Förderung des Bildungswesens mit gesteigerter Energie zu fordern, um den Bauern das geistige Rüstzeug zu geben, um ihm die innere Festigkeit zu verleihen, den Kampf mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten und gegen weltanschauliche Gegensätze mit der erforderlichen Schärfe aufnehmen zu können.

Bisher ist das Landvolk in bezug auf Bildungswesen vom Staate recht stiefmütterlich behandelt worden. Sehen wir uns einmal den Bildungsgang eines Jungen vom Lande an. Nachdem er bis zu seinem siebenten Lebensjahre in der Freiheit des Landlebens aufgewachsen ist und von seinen Eltern und im Zusammenleben mit seinen Kameraden die ersten erzieherischen Eindrücke empfangen hat, nimmt ihn die Dorfschule auf. Leider hat die Dorfschule seit etwa 1871 ihren ländlichen Charakter mehr und mehr eingebüßt und sich mehr an die städtische Volksschule angelehnt. Ob die Dorfschule oder die städtische Volksschule die bessere ist, darüber läßt sich streiten. Mancher erfahrene Landlehrer behauptet, daß die einklassige Dorfschule die beste Einrichtung für die Erziehung der ländlichen Jugend sei. Zur Begründung dieser Ansicht wird angeführt, daß die gesamte Erziehung in der Hand eines Lehrers liegt. Die Gefahr, daß das, was ein Lehrer aufbaut, von anderen wieder zerstört wird, ist also behoben. Voraussetzung ist aber, daß die Erziehung in den Händen eines tüchtigen, charakterfesten Lehrers liegt, andernfalls kann dieser Vorteil leicht in einen Nachteil umschlagen. Ist einmal ein etwas aufgeweckter Kopf unter den Schülern der Dorfschule, so wird er durch weniger begabte Mitschüler in seiner Entwicklung gehemmt werden. Die Möglichkeit, eine städtische Schule zu besuchen, wird für einen Bauernjungen wegen der wachsenden finanziellen Schwierigkeiten von Jahr zu Jahr geringer. Andererseits besteht die Gefahr, daß, wenn ein Junge vom Lande eine höhere Schule besucht und er gezwungen ist, in der städtischen Umwelt aufzuwachsen, daß er dann der Scholle und dem Dorfe entfremdet wird. Er ist geneigt, einen städtischen Beruf zu ergreifen und auf diese Weise gehen dem Landvolk die besten Kräfte seines Nachwuchses verloren. Es muß daher vom Staat gefordert werden, daß auch höhere Lehranstalten, Realschulen vor allen, in ländlicher Umgebung eingerichtet werden. Hat der Junge die Dorfschule durchlaufen, so ist sein Bildungsgang in den meisten Fällen abgeschlossen. Vereinzelt, wenn seine Begabung und das Verständnis und die finanziellen Verhältnisse des Vaters es zulassen, besucht er noch die landwirtschaftliche Schule. Oft tritt der junge Landwirt bereits mit 16 oder 17 Jahren in die landwirtschaftliche Schule ein, weil er im väterlichen Betriebe noch keine volle Arbeitskraft ersehen kann. In diesem Alter fehlt ihm jedoch die geistige Reife und er ist meistens, wenn er nur die Dorfschule besucht hat, nicht genügend vorgebildet, um den gebotenen Stoff in den kurzen zwei Semestern bewältigen zu können. Hier klafft also eine Lücke in unserem Bildungswesen. Diese Lücke auszufüllen, dazu ist die ländliche Fortbildungsschule berufen. Es ist daher mit allem Nachdruck die Einführung der zwangsmäßigen Fortbildungsschule zu fordern. Vor allem ist es notwendig, daß der Ruf nach der Fortbildungsschule nicht nur vom Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, aus kleineren Kreisen der Lehrerschaft und von einigen wenigen einsichtigen praktischen Landwirten ertönt, sondern daß dieser Ruf auch in den breiten Schichten des Landvolkes seinen Widerhall und seine Bekräftigung findet. Durch die Einrichtung der Fortbildungsschule würde das Landvolk in keiner Weise bevorzugt sein, sondern es würde nur den Vorsprung, den die Stadt in Gestalt der Gewerbeschulen besitzt, wieder aufholen. Den Unterricht in der Fortbildungsschule müßte der Lehrer der Dorfschule übernehmen. Seine Aufgaben würden ihm dadurch erleichtert, daß die Fortbildungsschüler schon in der Dorfschule durch seine Hände gegangen sind und er ihre Charakteranlagen und Fähigkeiten genau kennt. Es wäre zu wünschen, daß die Landlehrer sich aus dem Bauernstande rekrutierten, da sie dann viel engere Bindungen an das Dorf fesseln und sie durch ihre gemeinsame

Einstellung zur Scholle und zur Landwirtschaft viel leichter Beziehungen zu den Dorfbewohnern, den Eltern der ihnen anvertrauten Schüler, anknüpfen könnten, Beziehungen, die für den Erzieher ungemein wertvoll sind. Außerdem kommen dem Lehrer, welcher aus ländlichen Kreisen stammt, seine landwirtschaftlichen Kenntnisse sehr zu statten, da sich ein Teil des Fortbildungsschulunterrichts auch auf landwirtschaftliche Fächer erstrecken müßte. Um dem Dorfe die Gewähr zu geben, daß ein so verantwortungsvoller Posten, wie ihn der Lehrer auf dem Lande bekleidet, wirklich von einer Persönlichkeit besetzt wird, die für die besonderen Verhältnisse des betreffenden Dorfes am besten geeignet ist, wäre es vielleicht von Vorteil, ein System einzuführen, welches in der Schweiz bereits allgemein üblich ist, nämlich die Einrichtung, daß das Dorf selbst seinen Lehrer wählt. Hat nun der junge Landwirt die Fortbildungsschule besucht, so wird es von seinen Zeugnissen abhängen, ob er die landwirtschaftliche Schule besuchen darf. Durch diese Begabenauslese wird der landwirtschaftlichen Schule ein gut vorgebildetes Schülermaterial zugeführt, mit dem sie wirklich arbeiten kann. Diese Auslese geht aber noch weiter. Die begabtesten Schüler der landwirtschaftlichen Schulen werden Gelegenheit haben, an der Bauernhochschularbeit teilzunehmen, um hier ihre Persönlichkeit, ihren Charakter zu festigen und ihre Allgemeinbildung zu bereichern. Wer dann noch seine Fachkenntnisse erweitern möchte, hat hierzu auf einer höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt, in Mecklenburg ist es das Thünen-Institut in Rostock, ausreichende Gelegenheit. Aus dieser systematischen Auslese, die wir in den nordischen Ländern schon seit längerer Zeit haben und die wohl der Nachahmung wert ist, gehen dann die Führer hervor, welche das Landvolk, das Bauerntum so bitter nothat. Führer wird immer nur der sein, welcher auf Grund seines Charakters, seiner Weltanschauung, seiner Fähigkeiten und Leistungen dazu berufen ist.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß es von der Entwicklung der Bildungsfrage abhängen wird, ob das Landvolk imstande sein wird, sich aus der augenblicklichen Nothlage und vor dem drohenden Untergang zu retten. Durch die Landflucht und die Abwanderung in die Stadt sind dem Landvolk in den vergangenen Jahrzehnten so viele seiner besten Kräfte entzogen worden, daß das deutsche Landvolk es sich einfach nicht mehr leisten kann, vorhandene Kräfte, welche nur des Weckens bedürfen, weiter schlummern zu lassen. Diese Kräfte zu wecken, ist die Aufgabe des ländlichen Bildungswesens. Vor allem ist es jedoch notwendig, daß das Landvolk seine Bildungsnot erkennt, daß es erkennt, daß ohne eine Ueberwindung des Mangels an Bildung auch kein Weg aus der kulturellen sowie aus der wirtschaftlichen und sozialen Noth gefunden werden kann. Wie wenig diese Erkenntnis bisher in die Kreise des Landvolkes eingedrungen ist, das zeigt der geringe Besuch des Thünen-Instituts, das zeigt auch der nicht gerade überwältigend große Besuch unserer Bauernhochschule. Aber vielleicht hat Gott uns diese Nothzeit geschickt, damit sie uns ein Lehrmeister sei, damit unsere Kräfte an den mehr und mehr wachsenden Widerständen erstarken. Wie ein zuversichtlicher Hoffnungsstrahl berührt es uns, wenn wir sehen, wie in Dänemark das heute vorbildlich dastehende Bildungswesen und damit das Bauerntum sich an ähnlichen Widerständen großgerungen hat, wie sie heute dem deutschen Landvolk entgegen treten. Als Dänemark im Jahre 1864 den Krieg gegen Preußen und damit Schleswig-Holstein, sein fruchtbarstes Gebiet, den fünften Teil etwa seiner Gesamtfläche, verloren hatte, da war es ein Mann wie Grundtvig, der das dänische Bauerntum wieder erstarken ließ und es aus der schweren Noth herausführte, indem er das ländliche Bildungswesen schuf und zu der vorbildlichen Höhe führte, auf der es heute steht. Wieviel mehr man in Dänemark Wert auf die Auszubildung der ländlichen Jugend legt, das wird uns klar, wenn wir bedenken, daß Dänemark mit einer Einwohnerzahl von $3\frac{1}{2}$ Millionen neben der allgemein eingeführten Fortbildungsschule 55 Bauernhochschulen hat, die sehr stark besucht sind. Dem steht ganz Deutschland mit einer Zahl von nur 45 Bauernhochschulen gegenüber, ganz zu schweigen von Mecklenburg, das nur eine Bauernhochschule und nicht einmal die Fortbildungsschule besitzt. Welche Bedeutung ein hochentwickeltes Bildungswesen für die Förderung und Aufwärtsentwicklung

für das Landvolk und die Landwirtschaft haben kann, das zeigt uns das Beispiel Dänemarks. Dänemark verfügt heute auf Grund seines Bildungswesens über eine ausgezeichnete arbeitende Landwirtschaft. Unter anderem ist das ländliche Genossenschaftswesen hervorragend organisiert, ein Gebiet, dem man auch in Deutschland mit Recht mehr und mehr Beachtung schenkt. In der Genossenschaft spielt jedoch die Disziplin der Genossen die Hauptrolle und daher sind Genossenschaftsfragen letzten Endes Bildungsfragen.

Ist das Landvolk erst tief von der Bedeutung des Bildungswesens durchdrungen, so wird es auch mit gesteigerter Energie auf eine Förderung desselben hinarbeiten. Sollte in absehbarer Zeit eine obligatorische Einführung der Fortbildungsschule seitens des Staates nicht zu erreichen sein, so muß das Landvolk zur Selbsthilfe schreiten. Sicher wird in einem oder dem anderen Dorfe, wo die geeignete Persönlichkeit in Gestalt des Lehrers vorhanden ist, die Einrichtung einer Fortbildungsschule mit geringen Kosten zu bewerkstelligen sein. Andere Dörfer werden, angelockt durch den Erfolg, bald nachfolgen und schließlich wird sich auch der Staat der Notwendigkeit der Schaffung der Fortbildungsschule und der Förderung des ländlichen Bildungswesens nicht mehr verschließen können.

Alle kleinlichen Bedenken, der Zeitverlust oder die Kostenfrage, welche nur eine ganz geringe Höhe erreichen dürfte, welche heute noch in ländlichen Kreisen gegen die Einführung der Fortbildungsschule bestehen, müssen zurückgestellt werden. Im Hinblick auf das hohe Ziel, welches wir uns gesteckt haben, die Rettung des Landvolkes und damit des gesamten deutschen Volkes, fallen diese Bedenken tatsächlich nicht ins Gewicht.

In einem wirklich gebildeten Landvolk, wobei ich unter Bildung nicht Wissensanhäufung verstehe, wird wieder der alte deutsche Bauernstolz erwachen, der mit Dünkel und Ueberheblichkeit nichts gemein hat, sondern der seine Kraft aus der Verwurzelung mit der Scholle schöpft. Wirkliche Bildung macht den Menschen frei, geistig frei. Sie befähigt ihn, sich selbst seine Weltanschauung zu zimmern. Sie macht auch den deutschen Bauern geistig frei, sie schmiedet ihm die Waffen, die er braucht, um auch die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu erringen. Wahre Bildung pflanzt in ihn den Willen zum wahren Leben, zum Kampf. So gerüstet und innerlich gefestigt wird der deutsche Bauer die Kraft haben, sein Ziel zu erreichen. Ihm wird der Sieg nicht versagt bleiben.

Wat'n bilewt, wenn'n af un tau nah dei Stadt kümmt

Von F. Rehm, Swerin.

(Schluß).

Käter Klotz und sien Fru harden siew Anten un söß Hahns verkösst un sück schön vernüchfert mit Spickaal. Hei schrap noch mit sien Taschenmeh eins up dei Binnensiet von dei Hut lang, dat nicks verslieren deer von dat schöne Fett, wisch mit dei hütelst Sied von dei Hut dat Meh drög un steik't in dei Tash. Nu wier hei noch äm dei fettigen Fingern in Verlegenheit, dei dörm hei hüt nich an sien Bücks awischen, hei hard hüt dei nieg an, un sien Fru seit bi em; dei hard'n Taschendauk, hei nich. Sei hard äwerf'n drückt Schört vör, dor lang hei hen un wisch sien Fingern an dei untrechter Sied af. — „So“, särd hei dunn, „nu will'k man irst hen!“ — Mudde wäßt Bisheid, hei hard dat all'n ehliche Daag afg in'n Rüg', dor hard sück woll Blaut set'. Nu wull hei nah'n Barbusch un sück von den' Köpp selen laten, denn mücht dat jo woll astrecken. — Nu keim äwerf'n sweitige Tur för dei Ladenswengels. Dat Inköpen von Kopmannsworen wier meist dei Frugenslürd ehr Geschäst, un ein wull ämmer ihre affarrigt warren, as dei annert. Leihn bet söffeihn ständ'n prat vör'n Ladendisch, un all harden's'n gaud Deil Bedürfnisse, denn up'n Landn wier nicks lau kriegen. Un denn wier't ok so licht nich tau, denn dei Kram müßt mit Wachschalen, dei haben den' Ladendisch anhängen deren, un bi't Awwägen in dei Hand hollen wardn müßten, orre mit verschieden Maten: Kannen, Post un Pögel, un Solt, t. B. mit Fast un halw Fast afmäten warn; dat tägert ämmer. Un denn särd ok öfters noch ein orre dei annert: „Ein Deil wull ick

noch hebb'n, dat's mi äwerst bi't Vertellen hier af'n Kopp kamen, segg mi, wat dat wier?" — Na, dat wier kein licht Uggaw för den Ladendeiner, dei ehr allens in-maken deer, dei wier äwerst up sowat instellt; hei järd denn'n langn Worenregister, wat hei sick inliehrt hard, her, bef deijenig insnappen deer. Anfangen deer jon Riemels mit Kintlen un Rosinen, Kanehl un Karmum, un upholn deer't mit Thran un Wagenfett. Dei Fru snack äwerst immer mit in. Särđ hei von baschen Peper, denn bimark sei: „Dei's in diers Tüt, den' hest mi all inmakt.“ Särđ hei von Ziguren, denn heit dat: „Dei bruk ick nich tau köpen, dei bug ick sälwen.“ — Tell hei drögte Plummien her, denn keim dei Frag: „Wist mi kein awköpen? — Drei Abens vull hew 'k all gaut.“ — Endlich snapp sei in, as hei „Lampendocht“ herseggen deer. — „Dat is 't, ick möt för 'n Söhl'ing Docht in mien Kakenjunzel hebb'n.“

„Nu kam ick äwerst irst! Ick hew hier all äwer 'n halw Stund stahn un lurt!“
„Jawoll, mien Käk'ing, nu kümmt du an 'n Danz!“

„Weist du äwerhaupt, wat 'n Kaken is?“

„Dat sünd för mi alle glarden Frugenslürd!“

„Ach, gah af! — Hes mien Buddels all vull?“

„Nee, wat fall dor in?“

„Hew 'k di jo hüt morgn all glik segt; in dei Pottbuddel sall gereinigt Del, in dei kantig Spriet, un in dei Kannbuddel Zirup.“

„Dei Buddels hest mi all drei geben ick wüßt blot nich, wat dor in jüll.“

„Dat hardst an 'n Propen rüken künnt!“

„Ick kann blot Wiesstak un Tüffelkauken richtig rüken, wat anners is up 'n Drog.“

„Zooh! — Un ick dacht, du künnt ok Kattenschieß in'n Düstern rüken!“

Wat 'n Gelach!

„Dor ligt ok noch mien Büdel tau Sold, den' hew 'k di hüt morgen all jurts geben, un dor 's noch nicks in. — Wat hest denn 'n ganzen Morgen dahn?“

„Ist hew 'k di nahkaken, wo stur du dei Strat lang gungst, un nahst hew 'k luert un kaken, wat du nich bald wärre üm dei Eck keimst.“

„Ach, du Pijah! — Wisch die man irst dei Näß; un denn mak mi man in 'n Gangn mienen Kram in, dat 'k an 't Hus kam!“

„Ja, möst woll nah dien Lüften!“

„Hahaha! — Sei heft noch kein!“ — jården dei annern.

„Nih? — Denn kann 'k dei Tüt Bongjes jo sporen, dordör krigst denn 'n groten Loppen Tunner; orre smökt dien Herr nich?“

„Hahaha! — Sei heft noch keinen, — is noch tau hebb'n!“

„Gaut, dat ick dat weit, annern Sündag kam 'k eins hen.“

„Blew man ruhig, wo du büst, du Glattsnacker; — stinkst mi väl tau dull nah maßigen Kees!“

Nu würden 'i von allen Sieden up em hacken, as dei Kreihen up 'n wundn Voh; „Jäh, dat hest hebb'n wullt!“ — „Markst wat? — Dei het Hoor up 'e Zähnen!“ — „Je, nu kiek dei Näß lang! — Stadtlürd hebb'n 't grot in 'n Würden, as dei Katteiker in 'n Stiert!“ — „Nu is 't Kalw in 't Dog slagen!“ — „Nu heft 'e nicks tau Koop!“ — „Kiek, dit Gesicht, as jon' bigaten Pudel!“

Dei Ladendeiner wull ut Geschäfts Rücksicht nich grow wardn. Hei wier nu giard bi, gräun Seip astawwågen, höll den' Spohn, wo noch 'n dågten Klacken anseit, hoch un sårđ „Kinnings, juch ward dat Muul struw, licht kann 't utlenken. Will'n ji 't nich eins smeren? — Lickt hier mal an.“ — Nu wier allens still. — Dor keim ok grard 'n groten, slanken Mann in dei Dör — ein Darw schien hei äwerst man in 'n Liew tau hebb'n. 'n Zylinder hard hei up, un 'n Altkennapp ünner'n Arm, dat wier all wichtig naug. Hei nick jo von baben dal dei Frugenslürd vör 'n Ladendisch tau, sårđ mit vör-nehmen Ton „Morjen!“, obchonst dat all nah twei nahmirdags wier, gung driewens bef nah 'n annern Endn von 'n Ladendisch, dor sårđ hei sien Mapp dal un reiw sick dei Håndn. — Dei Lürd vör 'n Laden schienten em gor nich tau kümmern, un doch hard hei grard wat för dei up 'n Harten, hei hard immer 'n Hasensaut för ehr in dei Tasch. Hei wier Ratsdeiner, bißoh up sien Gångn dörch dei Stadt alle Kopslürd, wo hei Land-kundschaft dräup, un hal sick dor sien Deputat af, wat em stillswiegens barden würd,

un wat in 'n Pseffermünzsluck mit 'n poor Böngers bistünd. Bi dat Bonbonsmirksen un Sluckdrinken bröcht hei denn sien Vertellers an 'n Mann. Musing still wier den allens, dei Uhren würdn spih, kein ein förre sick wat. Dei Ladendeiners harden Pau', leiten dei Händn an 'n Liew dalhängen un setten 'n Gesicht up, as 'n Kaff, wenn 't duntert, frängen ok twischendörch, as wenn sei 't genau weiten wullen, un mäuken 't dormit glomhaster. — Dei Landlürd drängen denn dormit af, as mit ganz wat Niegs.

Difmal vertell hei: Jüst wieren twee Schöp tau Hawen kamen von England mit 'n poor dusend Mutterschap un ok Bäck. Dei Deire stammten ut Australien, un hardn Wull, binah as Sierd, dei süllen tau Lucht nah dei groten Häw. — In 'n poor Johr würd dat Bäckjen- un Kitteltüg geben, wat meist as Sierd leit. — Dei Jungs, dei bi 't Schapscheeren Klättern sammeln mühten, würdn sick 'a glarden Konfirmatschonsantog dorbi verdeinen können. — Upn 'n annermal vertell hei: „So, nu is 't vörbi mit „Rut mit 'n Larfack!“ — un mäuk dunn dat Zündnadelgewehr dei Tauhiures klor. Dat wier jo grad nich ut dei Fingern sagen; äwerst, as 1864 'n Trupp Oestreicher dörch Wismer kamen wier, hard hei 't bild, dei Landlürd uptaubindn: Up Pål hardn 'j 'n grot Speigel, dat wier as 'n Kugel, upstellt, dor künnt 'n nu allens in seihn, wat tau Kopenhagen un in dei Ründn bi rüm passieren deer. — Den' Dänen wullen 'j nu woll kriegen.

In 't Irst, as Mudde mi mal mit Eier nah dei Stadt schickt, un ick mi up 'n Markt 'n Plaß söcht hard, keim 'n Kirl an, lang ahn wiere wat nah mienen Eierkorn rin, neihm 'n Ei rut, un lard 't sien Mäden achter sick in 'n Korn. Dat hard mi meist tau 'n Korn bröcht, wenn nich ein Fru, dei bian stünd, mi verklort hard: Dat wier dei Marktagt west, dei hard dat Recht, wat hei äwerst blot jeden Markdag nah 'n Irsten in 't Mand utäuben döwt. — Dwas äwer 'n Markt keim in 'n hogen Haut dei „Waisenvadder“ mit all sien Pleglinge poorwies, dei sängen 'n Leid ut 'n Gesangbauch. Vörup dräng'n Jung dei Büß.

Vöran tens 'n Rathus wieren dei Slachterschoren tau 'n Fleischverkop anklappt. Up 'n annern Tensendn höllen Bändnerwagers, dei harden Fuhren Tors tau 'n Verkop. — An dei Westsied henlang wo bet Mirdag ut Schatten wier, stünden in lange Reigen dei Verköpers mit ehr Bodderbüttten, twischendörch ok wieren Klepen mit Eier, ok Ferredeih. — Bei lang seiten dei Fischrugens. — Bi dei „Waterkunst“ lard ein jüst 'n Kist mit Farken, dei hei verköpen wull, af. Regelmäßig Farkenmarkt geiw 't dunn noch nich. — Dei Fugenslürd ut dei Stadt keimen nu tau 'n Inköpen. „Woväl Eier giwst du?“ (föör 4 Schilling?). — „Wat kost dei Bodde? — Lat mal prauwen?“ — Scharp, dat jon' Grimassen as 'n Bodderpräumerich mäuk, wenn 'j ehr Gesmacksnerven up höchste Leistung instellen deer, nich up 'n Film kamen is; je, so wat geiw 't dunn äwerst noch nich. — Dor räup mit 'n mal einer, dat dat äwer 'n ganzen Markt henschallen deer: „Hei hier het Maus'kartüffel mank sien Bodder!“ — Richtig, dor wieren Maus'kartüffel mankknerdt. — Swabs hard ok all dei Bidreiger 'n Klacks von sien Bodde in 't Gesicht, un, sa hei sick ümdreihn deer, ok 'n Klacks in 'n Nacken. — Dei ganzen sösteihn Pund, dei hei in sien Bütt hard, würdn up em lossneiballt, lecker seig hei ut, un nu hard em ok all dei Stadtsoldat bi dei Flicken. — Sälust „Hans von Baben“, dei bi Michaelissen in dei Wienstuw seht, hard dit Spillmark seihn un keim tau Plaß; achter den' wier bald 'n Hümpel Jungs her: „Hans, giw uns Schillings!“ — Hei lang in dei Tasch un smeit ehr 'n poor in dei Grawwel. Son' Spah wier 'n Schilling wiert.

Wer in dei Neeg von dei Fischrugens keim, bisonders dei Lürd von 'n Landn. würd anraupen: „Käup mi 'n Gericht Bösch aw!“ — „Nee, dei Dinger hebb'n väl tau grote Köpp!“ — Dor snakten anner Fischrugens mit in: „Dei weist Bischeid! — Hei woll tau Hus irst in 't Speigel kaken!“ — „Grauten Böschkopp!“ — „Wist nich 'n poor schäune, frische Goldbütt mitnehmen?“ — „Wat kosten 't?“ — „Nägen vör 4 Schilling, wiel du 't büßt!“ — „Väl tau düür!“ — „Geld dörfst hei nich utgeben, dat litt sien Fru nich.“ — „N Gericht Sandaal gefällig?“ — „Groof Bauhnen äten un is noch dauw!“ —

In 't Spijöken stellten dei Wismerischen Fischrugens ehren Mann; — „Vorsicht!“ — hard bi ehren Plaß anstahn müßt.

Nu lãrd Utrauper Jahnh ok los. Hard dei Kierl åwer 'n Kehl. Stotwie! bölk hei sien Bekanntmakungen rut, alle teihn Schritt keim wat, twischendörch snack hei denn ok mit anner Lãrd: „Up 'n Ma—ark!“ dor gång dei Siedenhändler Dreimß, dei in sien Husdör stünd vörbi: „Gut Morgen, Herr Senator!“ — „Sünd Farken!“ — „Is jundn — 'n Paket — in dei Krämerstrat — mit 'n Krinolin — un süß noch allerlei! — Wen 't hört — afhalen — bi Jahnh, Kleinsmãrdstrat.“



Juninacht. Gemãlde von Rudolph Gahlbeck.

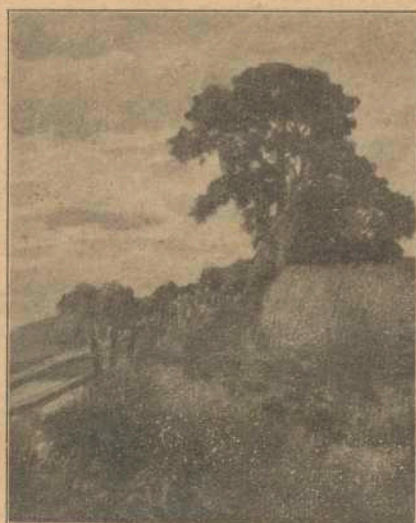
Rudolph Gahlbeck, der Maler mecklenburgischer Landschaft.

Von Dr. Walther Eckermann.

Der „Türmer, Deutsche Monatshefte“ beginnt in seiner April-Nummer mit dem Abdruck des mecklenburgischen Heimatromans „Renate Levknecht“ von Willy Harms, der unter vielen hervortragt und deshalb den Lesern der „Mecklenburgischen Heimat“ wãrmstens empfohlen sei.

Für einen einleitenden Aufsatz über Mecklenburg stellte der Schweriner Maler Rudolph Gahlbeck der genannten Türmer-Nummer eine Reihe ausgezeichnete Ab-bildungen seiner Werke zur Verfügung. Es scheint mir wünschenswert, an dieser Stelle einmal auf den jungen (1895 in Malchow geborenen) Maler hinzuweisen.

Gahlbeck ist wohl der berufenste Darsteller und Deuter unserer mecklenburgischen Landschaft. Selbst mit der Natur von Jugend auf innig verbunden, fängt er in seinen Gemälden nicht nur die Poesie aller, strohgedeckter Häuser, die verträumte, ernste Einsamkeit rostloser Kieferngruppen, das glitzernde Geschmeide unserer schönen Seen, die weiten Flächen breitgelagerter Felder auf, er weiß auch die Poesie unserer kleinen Städte und unsres Alltags zu entdecken. Seine Gemälde, etwa „Segel vor Wismar“, „Feldeinsamkeit“, „Juninacht“, „Lehler Schnee“ und viele



Feldeinsamkeit.

Gemälde von
Rudolph Gahlbeck.

andere, atmen die verhaltene, herbe Kraft unserer mecklenburgischen Landschaft. Eine leuchtende Farbenfülle liegt über den rhythmisch straff gegliederten Bildern, und mir scheint die tiefe malerische Berufung des Künstlers darin zu liegen, aus der ernstesten, kraftvollen und doch weichen Art unseres niedersächsischen Volkstums heraus als Lyriker der Farbe sich zu vollenden.

Erwähnt sei noch, daß Gahlbeck neben den Landschaften auch viele Porträts gemalt hat und malerische Kompositionen schuf, unter denen „An Rainer Maria Rilke“, „Marionetten“ zu den bekanntesten gehören. Für die Oberrealschule in Schwerin malte der Künstler kürzlich eine Pietätsgruppe als Gefallenenerehrung.

Hexendienst im südwestlichen Mecklenburg.

Von W. Kriege.

In der südwestmecklenburgischen Heide, der sogenannten „Grauen Gegend“, blüht die Sage reicher und schöner als irgendwo anders in Mecklenburg. Man ist leicht geneigt, dies auf die „Rückständigkeit“ der Bewohner, „bei noch an fowat glöwen“, zurückzuführen; der eigentliche Grund aber ist der, daß in diesem weltentlegenen Winkel sich einst die Kulturen zweier verschiedener Völker, Wenden und Deutsche, die Waage hielten, und der Mythos zweier Weltanschauungen sich gemeinsam mit dem Christenglauben verwoben. Auch das übrige Mecklenburg hat noch seine Sagen, hatte einst seinen Hexenglauben und hat noch heute seinen Hexendienst.*) Vielseitiger und buntfarbiger als anderswo sehen wir die Huldigung und Furcht böser Mächte in andern Personen in der grauen Gegend.

*) Ich habe darüber in der „Ostmecklenburgischen Heimat“ geschrieben.

Es ist ein gefährliches Beginnen, bekannte, benachbarte und befreundete Menschen als dummgläubig hinzustellen; der Glaube kommt aus dem Heiligtum, dem Herzen, und ist jedem heilig, darum darf man seiner nicht spotten. Ich ward mi all wahren un Lüd bi ehren Namen hier angäwen!

Burmeister (Altjabel) veröffentlicht in „Lieb Heimatland“ unter „Geschichten der Bauernschaft des Kirchspiels Altjabel“ Begebenheiten und eigene Erlebnisse, die bisweilen ob seiner Wahrheit von Fremden angezweifelt wurden. Meine aus eigenem Gesichtskreis gesammelten Tatsachen decken sich mit Burmeisters Ausführungen.

Kurz vor dem Weltkrieg baute ein Hofbesitzer seinen Schweinestall um. Wie die ersten Steine zum Fundament gelegt werden sollten und der Kalk angerührt war, kam die Frau herbei und warf eine Handvoll kleiner, einen Zentimeter im Quadrat große Zetteln in den Mörtel, worauf sie den Kalk selbst gut durcharbeitete. Wie sie fort war, untersuchte ein Maurer einen Zettel. Es stand ein kleines Kreuz darauf. Weiter nichts: ein Mittel gegen Hexerei. Wenn im Hause dieses Bauern ein Kalb geboren wird, schneidet der Hausherr die Nabelschnur mit einem Messer ab und stößt dies hernach in die Wand. „Denn koenen leg' Ogen dat niz dauhn!“ Die Kinder und alle Erwachsenen tragen stets eine Stednadel bei sich. „Gegen twee böf' Ogen. Denn is ein Og tauwöl.“ In jedem Stall steckt außerdem an heimlicher Statt eine Knopfnadel. „Wägen dei legen Ogen!“ Die Hausmutter war die älteste Tochter eines Herendoktors. „Sei weit mi sowat Bescheid!“ Von ihrem Vater hat sie sich in Wildleder eingnähte Schutzbriele schreiben lassen, welche von allen Familienangehörigen auf der bloßen Brust getragen werden. „Denn sünd sei gegen allens sicher.“ Daß diese Frau mit Stillen und Püsten Bescheid weiß, versteht sich von selbst!

Ein benachbarter Bädner traut der Alten nicht. „Sei kann mihr as Brot älen.“ Wenn er sein Korn gesät hat, geht sie auf der „Striefjohr“ längs, macht die Bewegung des Säens von seinem Acker weg nach ihrem hinzu und murmelt dabei unverständliche Worte. Das gibt ihr den Segen seiner Arbeit. Davor will sein Korn nicht recht wachsen. (In Wirklichkeit fehlt es an Düng im Acker!) Im Herbst 1930 wurde die Alte öffentlich auf der Straße von ihm als Hege ausgerufen!

Ein dritter Landmann in demselben Ort hatte Pech mit seinen Pferden: ein Tier litt an der Auszehrung. Kein Tierarzt konnte helfen. Zuletzt fuhr er zum besagten Herendoktor. Der kam mit und grub vor der „Stallag“ einen Knochen hervor, der von böser Hand gelegt worden war. Von Stund an war das Tier gesund.

In dem Tannendorf (eigentlich „Graue Gegend“) R. war in der Inflationszeit das „Pinnenbarken“ (Nadelstreu) an der Tagesordnung, da auf magerem Boden nicht genügend Stroh wächst. Natürlich wurde auch ohne Erlaubnis gefahren. Einmal war eine Häuslerfrau mit ihrem „Träkel“ unterwegs. Wie sie an dem Hause der „Dörp-her“, mit der sie seit kurzem auf gespanntem Fuße lebte, vorbeikam, standen die Kühe plötzlich still und waren weder durch gütliche Worte noch durch Schläge von der Stelle zu bringen. In der Angst schrie und zackerte die Frau: „Dor heft dei Her, dei Dörp-her“, blot Schuld an!“ Solange, bis der Förster kam und sie zu Buch schrieb. Sofort gingen auch die Kühe wieder vorwärts. Geschehen 1926. — Dies „Fastmaken“ ist eine bekannte Rache der Hezen. Der alte Nachtwächter in J. konnte sich ehemals nicht gut mit der „Bösen“ im Gutsdorfe stellen. Dafür hatte er viel Pech. Seine Frau hatte die „Suchten“ (1924 bis 1926), eine Kuh kreperte, die Ferkel und Schweine nahmen nicht auf. In seiner Angst ging er zum Herendoktor. Der kam und segte mit einer „Läwensraud“ den Stall aus. „Dunn kunnen ollig seihn, wo dei Her sich an dei Wand langschuppen ded nah dei Döt tau!“ Die Frau bekam zwei Schläge mit dem Birkenzweig und genas. Seitdem ist nichts „Unäbens“ mehr geschehen, weil die Macht der Heze auf diesem Gehöft gebrochen war: die Rute wurde im Schweinestall aufbewahrt. Dafür aber „hackte sei em mal up“. Ihm wurde eines Nachts auf einmal so schwer in den Gliedern, wie er an ihrem Hause vorbeiging. Nur mit Mühe schlepte er sich in das Viehhaus des Gutes, wo er sich auf einen Sack Hafer fallen ließ. Dort hat sie ihn über eine Stunde festgemacht, so daß er nicht von der Stelle konnte. Es war im Winter 1927.

Wie unser junger Nachbar sich verheiratet hatte, fand mein Vater an der Gehöftgrenze im Frühjahr 1921 ein Nest mit Eiern. Da wir einen Legefall haben, mußten die Eier dem Nachbar gehören. Mein Vater trug sie hinüber. Die jungen Leute wollten ihr Eigentum nicht annehmen. Die Eier wurden ihnen auf den Tisch gelegt, aber sie haben diese mit einer Zange ins Feuer geworfen und verbrannt. Warum? Der Aberglaube sagt, von bösen Leuten darf man nichts annehmen noch leihen. Abergläubische nehmen nie etwas Gutes an. „Vor hackt wat an.“ Ein Bauer in L. hatte Krankheit unter dem Vieh. Besonders schwer drückte ihn die schlechte Milchwirtschaft: es wollte nicht buttern. Da holte er nächtlicherweise einen Eimer Wasser aus dem Brunnen der „Heye“ und siehe da, es butterte am nächsten Tage! Schon ließ die Böse eine Pumpe auf ihrer Diele setzen und den Brunnen zuschütten. Am Abend kam sie und bat um ein wenig Salz. Die gute Bauersfrau tat ihr den Gefallen, und schon war das Unglück wieder da. Das Uebel ist einem Wädner im benachbarten Ort nachts von zwölf bis ein Uhr dadurch zugefahren worden, daß zwei Mann stillschweigend eine Flasche Wasser vom kranken Gehöft in den guten Brunnen gegossen haben. Geschehen um 1904.

Hegen gewinnen Macht über andere Menschen, wenn sie dessen Geburtstag wissen. Ihre böse Macht kann durch den eigenen Geburtstag wieder gebrochen werden von dem, der es versteht. Die Frau des Schmiedemeisters in J. wurde von böser Krankheit derart gepeinigt, kein Arzt wußte Rat. Da ging er zu einer „alten Frau“ in Hagenow (diese soll 1929 gestorben sein) und klagte ihr seine Not. „Wo heit dien Trug, un wennier is sei geburen?“ waren deren einzige Fragen. Dann ging sie in ein kleines Kämmerlein, sah sinnend in einen Spiegel und murmelte Namen und Geburtstag der Kranken. Wenn sie dann zurückkam, gab sie genau Aufklärung vom Wesen und Ausgang der Krankheit. Es sind viele Leute bei ihr gewesen.

Ein bekannter „Meister“ aus einem Heidedorf war einmal auf einer Holzauktion. Er tat ein Höchstgebot, und wie darauf der Versteigerer fragte: „Wer hat es?“ rief eine Frau: „Dei Hegendokter!“ Ruhig ging dieser zur Frau und sagte: „Du wardst den Hegendokter noch mal bruken müllen!“ Wie am Abend die Frau zu Hause war, bekam sie einen schweren Brechdurchfall. Der Arzt wurde gerufen, war aber ratlos. Es wurde am nächsten Tag noch schlimmer. Die Kranke sah ihren Tod vor Augen. Da ließ sie sich zum „Hegendokter“ fahren und bat ihn flehentlich, ihr das Uebel wieder abzunehmen. „Süßst“, sagte dieser. „du heft dienen Hegendokter doch noch bruken müht!“

Es liegt kein Segen auf derlei Hantierung. Als ein „Püstermeister“ 1920 gestorben war, es war eines qualvollen Todes, ist ein schwarzer Kater aus seinem Sarg gesprungen, wie der Pastor den Leib der Erde übergab. Noch heute wissen alle Leute davon zu erzählen.

Dies nur als kleine Auslese. Ich könnte noch berichten von hundert Dingen vom „Hegendokter“, Wurm- und Steinmehl, „Rökerkahlen“, Hausprüchen, Dodenkrän!, vom Johannibuck, aber es würde das Bild nicht mehr vervollständigen und verfeinern, sondern nur vergrößern.

Allerlei Plattdeutsches.

Von Studentat Chrestin, Kiel.

Wenn man plattdeutsche Bezeichnungen, Ausdrücke, Redewendungen mit hochdeutschen vergleicht, findet man immer etwas, das auffällt und Beachtung verdient. Wir sehen, daß die hochdeutsche Sprache in ihren Wortformen und Ausdrücken vielfach abgeschliffener, matter ist, daß man die Ausdrücke oft formelhaft braucht, ohne daß man sich über den eigentlichen Sinn der Wortverbindung noch klar wäre. Die plattdeutsche Sprache ist frischer, kräftiger, urwüchsiger; vielleicht weil sie so lange weniger mit Schreibwerk zu tun gehabt hat, steht sie dem Leben näher und hat sich die ursprünglichen Formen und den ursprünglichen Sinn besser bewahrt. Ein paar Tiernamen sollen uns das erst mal vorführen.

„De Rodung“ ist eine anschaulichere Bezeichnung als Rohrdommel für den Vogel, der mit seinem dumpfen, unheimlichen Ruf aus dem Moor sich den Namen gegeben hat. In ähnlicher Weise versteht jeder, daß der Häher „Holtichrag“ heißt, wenn man seinen scharfen, krächzenden Schrei gehört hat, oder daß „Vagel Bülow“, der Pirol mit vollem Recht seinen Namen trägt. Auch „Heister“ oder „Hexter“ scheint mir nach dem Ruf gebildet worden zu sein. Die zierliche Bachstelze braucht man nur kurze Zeit in ihren Bewegungen an einem Bach zu beobachten, um einzusehen, daß sie „Webstier“ heißen muß. Den „Tunkrüper“ kann ich auch noch nennen. Freund Weber trägt einen alten, bedeutungsvollen Namen. In dem ersten Teil ist das alte Wort „ad“ oder „od“ enthalten, das Gut und Glück bedeutet; der 2. Teil entspricht dem plattdeutschen bören = haben, tragen. Er heißt also der „Glücksbringer“, weil er die Kinder bringt. Er ist ein heiliger Vogel, dem jeder Bauer gern einen Platz auf dem Scheunendach gönnt. Eine merkwürdige Verdrehung hat sich der arme kleine Schwarzkittel an seinem Namen gefallen lassen müssen, der jetzt Maulwurf heißt. Er muß ja auch sonst von den Menschen ungerechterweise mancherlei Verfolgung dulden, weil sie sein nützlichcs Wirken noch zu wenig verstehen. Mit dem Maul kann er natürlich seine Erdbäusen nicht aufwerfen, man braucht sich sein spitzes Schnäuzchen nur mal anzusehen. Dazu stemmt er sich mit Kopf und Nacken an. Sein plattdeutscher Name „Mullworp“ führt uns auf den rechten Weg, wenn man sich nicht durch Mullwurm und andere Verzerrungen irre führen läßt. Er trägt diesen Namen mit Recht, denn er wirft Mull, lose oder trockene Erde auf. Aus diesem Mull, das wir in Müll, dem Hauskehricht noch brauchen, ist dann durch Verschleifung beim Gebrauch und Mißverständnis „Mul“ mit langem „u“ und hochdeutsch Maul geworden.

Eine ähnliche eigentümliche Verdrehung hat die Stadt Braunschweig mit ihrem Namen erlebt. Sie hieß in alter Zeit: Brunswik, d. h. Bruns (Brunos) Ort, den also ein Mann Brun gegründet hat, wo er sich seinen Hof gebaut hat. In Kiel trägt ein Stadtteil noch genau denselben Namen. Als man später von diesem Sinn des Namens nichts mehr wußte, ist das „s“, das den 2. Fall anzeigt, zum 2. Teil des Wortes herübergezogen — Brun — swig —, beide Teile sind sozusagen ins Hochdeutsche übertragen, und so ist der Name „Braunschweig“ entstanden. Solcher mißverständenen Uebertragung verdanken viele norddeutsche Städte ihre „Blutstraße“, wenn es auch zuweilen gruselige Geschichten zur Erklärung des Namens gibt. In alter Zeit waren die Straßen noch nicht gepflastert. Die erste Straße, die ein Pflaster bekam, wurde als „Steenstrat“ bezeichnet, eine andere im Gegensatz dazu als „De blote Strat“, also die Straße ohne Pflaster. Das wurde nicht mehr verstanden, und aus der Bezeichnung, die ja eigentlich gar kein Name war, hochdeutsch „Blutstraße“ gemacht.

Unter den Pflanzen tritt die Benennung nach dem Wesen besonders deutlich hervor, wenn „Fulsech“ und „Tagesch“ unterschieden werden. Die erstere ist die Schwarzpappel, deren Holz weich und brüchig ist, für Geräte nicht brauchbar; „Tagesch“ ist die Esche, die festes, zähes Nutzholz liefert, zu manchem Dienst verwendbar. „Wruke“ soll entweder von einem russischen Wort stammen, oder der Name ist von dem plattdeutschen „Wruck“ hergeleitet, mit dem man ein dickes, unregelmäßiges Gebilde bezeichnet, weil die Wruke keine regelmäßige Rübenform hat, sondern durch ihre Dicke auffällt. In den plattdeutschen „Zipollen“ erkennen wir noch klarer als in Zwiebel, daß der Name von dem lateinischen cepulla stammt und mit dem Gemüse bei uns eingeführt ist. Weniger deutlich ist an „Buddel“ zu sehen, daß es mit dem französischen Wort bouteille zusammenhängt, einem Wort, das vor 80—100 Jahren im Hochdeutschen viel gebraucht wurde.

Manche Bezeichnungen und Redewendungen verstehen wir nur, wenn wir uns an die Arbeits- und Gebrauchsgewohnheiten vergangener Zeiten erinnern. Sie setzen uns also in die Lebensart früherer Zeiten, sie vergegenwärtigen uns das Kulturleben unserer Vorfahren, in das wir schon oben bei Steenstrat und blote Strat einen Blick getan haben, und lassen uns da manche bedeutungsvolle und be-

achtenswerte Beobachtungen machen. Freilich kann es vorkommen, daß die Deutung nicht immer ganz sicher ist. So verbindet man den Ausdruck „sik afäschern“, sich abmühen, abarbeiten mit dem Arbeitsvorgang beim Gerben und Bleichen, wobei mit Äschenlauge, vor allem von Buchenasche die Haut oder der Stoff gebeizt wurde. Das Gorn oder Linnen ward bukt, mit Buchenaschenlauge gebleicht. Aber das ist doch keine so schwere Arbeit, daß Anlaß gegeben wäre, gerade daran den Gedanken anzuschließen, daß man sich müde arbeitet. Ich möchte den Ausdruck lieber vom „Esker“, herleiten, dem alten Spaten aus dem zähen Eschenholz, an der Spitze mit Eisen beschlagen. Damit läßt sich anschaulicher und allgemeiner die Vorstellung der ermüdenden Knochenarbeit verbinden. Vielleicht ist dann die Nebenform „sik afegern oder afegtern“ von der gleich ermüdenden schweren Arbeit mit der Ät herzuweisen.

Ein anderer Ausdruck für die schwere Arbeit ist „blakägen“. Er führt uns in vergangene Zeiten der landwirtschaftlichen Arbeit zurück, als man Eggen mit eisernen Zähnen noch nicht brauchte, sondern nur mit den leichten hölzernen Eggen arbeitete, die nur an der Oberfläche angriffen. Sollte nun die Egge tiefer ansetzen, wurde sie mit schweren Holzblöcken, Buchenkloben oder Steinen beschwert. Dadurch wurden die Pferde sehr viel mehr angestrengt und ermüdet, und es ist ohne weiteres klar, daß diese Arbeitsweise ein anschauliches Bild für schwere, ermüdende Arbeit darstellt.

In die landwirtschaftliche Arbeit führt uns auch der Spruch: „Wat 'n düchtigen Haken wärn fall, bögt sik bi Tieden,“ der ja in mancherlei Formen auch im Hochdeutschen viel gebraucht wird. Dabei kommt den meisten Menschen gar nicht zum Bewußtsein, daß bei dem Biegen eines Hakens aus Draht oder Eisen, an das sie dabei nur denken, die Bedingung „bei Zeiten“ keinen rechten Sinn gibt. Sehr verständlich wird das Wort, wenn wir an den Haken des Bauern denken, an dem der Krümmel, das gebogene Mittelstück, der wichtigste Teil ist. Der Bauer ging in seinem Hinterhof oder in den Gemeindegewald, suchte sich eine junge Eiche oder Raster aus, die sich noch biegen ließ, bog sie so, wie es für den Hakenkrümmel nötig war, und baute sie so fest. Nun hatte sich „der Haken bei Zeiten gekrümmt“, und der Baum konnte in dieser Krümmung wachsen, bis er für den Zweck alt und stark genug war. — Wie der Name für das neuere Ackergerät, den Pflug, Plog zu erklären ist, das steht nicht fest. Ob die Annahme richtig ist, daß der Name aus Block abgeleitet ist, weil das Pflughaupt mit der einseitig gekrümmten Schar unspränglich aus einem Holzblock zurechtgehauen wurde, ist durchaus unsicher. Allerdings scheint der Pflug eine Erfindung der Germanen zu sein, und demnach wird auch das Wort deutsch sein.

In das bäuerliche Leben der alten Zeit führt uns auch die Redensart: „Dor heft di schön wat ankohlsuert,“ wenn man sagen will: Du hast dir eine unangenehme Lage angerührt, die du nun ertragen mußt. Ehe auf dem Lande der Kaffee verbreitet war, wurde vielfach morgens eine Kohlsuppe gegessen. Um sich Arbeit zu sparen, kochte gewöhnlich die Frau einen tüchtigen Kessel voll. Da kam es dann wohl manchmal vor, daß die Kohlsuppe sauer wurde. Selbstverständlich wurde sie aber trotzdem gegessen, wenn's auch vielen kein Vergnügen machte. Es muß das ein nicht zu seltenes, eindrucksvolles Ereignis gewesen sein, daß die Redensart daraus entstand.

Unter den Arbeiten der Frauen nenne ich das „Knüften“, das uns wieder einen Blick in alte Zeiten tun läßt. Diese Arbeit unterscheidet sich ja von der andern wichtigen Herstellung von Bekleidung, dem Weben, dadurch, daß nicht viele Fäden mit einem Faden durchkreuzt und dadurch ein Stoff hergestellt wird, sondern daß nur ein Faden fortgesetzt mit sich selbst verschlungen wird. In ähnlicher Weise mit nur einem Faden sind seit den ältesten Zeiten Netze geknüpft, geknotet worden. Diese Verwandtschaft der Arbeiten, daß man nur einen Faden zu den Verschlingungen verwendet, ist wohl die Ursache gewesen, daß man diese neue Art der Stoffherstellung „Knüften“, Knüpfen genannt hat, weil hier freilich ohne Knoten sozusagen ein dichtes Netz hergestellt wird. Wann diese Arbeit aufgekommen ist, weiß man nicht. Bemerkenswert ist, daß auch das hochdeutsche Wort „stricken“ die gleiche Anlehnung zeigt. Es bezeichnet eine Arbeit aus Stricken, wie früher Netze für die Jagd aus

Stricken geknüpft wurden. Es liegt also auch hier wohl wegen der Verwendung nur eines Fadens der Vergleich mit der Herstellung eines Netzes zugrunde, nur daß zur Bezeichnung der Name von dem Strick, dem Stoff, genommen ist. —

Der Strickstrumpf heißt nun: „De Knüttbas“. „Hafen“ sind in alter Zeit die Bekleidungen der Beine mit Füßlingen, sehr oft auch ohne diese, also Wadenstrümpfe. Man ging vielfach barfuß oder trug nur Schuhe oder wickelte Lappen um die Füße. Die kurze Hose hieß „Brook“. Seit dem letzten Jahrhundert des Mittelalters vor der Reformationszeit wurde Brook und Hafen mit einander verbunden, die Bezeichnung Brook verschwand, und Hafen oder Hosen trat an die Stelle. Man sagte nun aber für das Kleidungsstück „ein Paar Hosen“, weil es ja zwei gewesen waren. Diese Bezeichnung war ja auch bis Ende des vorigen Jahrhunderts im Hochdeutschen üblich. Seit der Reformationszeit kam die Bezeichnung „Strump“ auf; woher das Wort, weiß man nicht. Er bezeichnete zuerst das Hosenende und trat dann vielfach an die Stelle von Hafen für die gestrickte Beinbekleidung, wie wir ja jetzt allgemein dies Wort gebrauchen. Später wurde dann auch die Fußbekleidung in derselben Weise hergestellt und bezeichnet. Seit der Zeit vor etwa zwei Jahrhunderten wurde nun im Plattdeutschen Hose mehr und mehr durch „Büds“ ersetzt, die vom Bock ihren Namen hat. Es war die Kniehose aus dem Leder des Ziegenbods.

Nun noch ein Gerät, das der Baner gelegentlich auf den verbotenen Wegen der Wildddieberei benutzte, „de Flint“. Sie trägt ihren Namen von dem „Flins“ oder Flintstein, dem Feuerstein. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges ist in Frankreich das Feuersteinschloß für das Gewehr erfunden, in dem durch einen Schlag auf einen Feuerstein ein Funke entsteht, der das Pulver entzündet. Ueber die Niederlande kam diese verbesserte Waffe zunächst nach Norddeutschland und erhielt nach dem entscheidenden Stück den plattdeutschen Namen.

So kann uns eine Bezeichnung, eine Redensart hineinblicken lassen in Leben und Arbeit, in die ganze Kultur vergangener Geschlechter und Zeiten und erinnert uns daran, daß wir die Kinder unserer Vorfahren sind. Das will sagen, daß wir in unserer Kultur auf ihren Schultern stehen und mancherlei wertvolles altes Kulturgut überkommen haben, das wir sorgsam pflegen und unsern Nachkommen übermitteln sollen.

Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs.

Antworten werden erbeten an Herrn Professor Wossidlo, Waren (Müritzh).

1. Für junge Menschen, die zum ersten Mal bei einer Kindtaufe Gvatter stehen, sind in Mecklenburg (wie auch in anderen deutschen Ländern) allerlei merkwürdige auf sehr alte Anschauungen zurückgehende Ausdrücke üblich. Hier in Waren heißt es: Du büßt du von 'n Swienstaben (Swienstrogg) af, oder: Du büßt du ut 'n Fartenstall rut. In der Feldberger Gegend hörte ich: Du büßt du 'n Düwel sien Waschholt nich mihr; bei Stavenhagen: Du büßt du 'n Düwel sien Jagdhund nich mihr.

Sind diese Redensarten auch sonst verbreitet oder sind noch andere bekannt?

2. Was wird gesagt, wenn es bei Sonnenschein regnet: Du deiht den Wulf de Buuk weih? Du kümmt 'n Snider in 'n Himmel? Du haut de Düwel sien Feu? Du is den Düwel sien Großmudder up de Bleik? Du ward 'n Jungfernkind döfft? Du ward 'n Pötter geburen?

An welchen Orten sind diese Wendungen üblich? Wer kennt mehr?

3. Ist Saterdag für Sonnabend noch heute üblich und an welchen Orten?

Gibt es noch alte Leute, die nur Dummerdag (statt Donnerstag) sagen?

Was sagen die Arbeiter am Donnerstagsabend: Du hebben wi den Dickopp all wedder trecht? und am Mittwoch: Du hett de Woch 'n Slagg tragen?

4. Auf die Schelte Schaapstopp wird ja sehr oft erwidert: De Schaap hebben keenen Gott, de glöben an 'n Buck. Einmal hörte ich dafür sagen: . . . de glöben an Santtolis, d. h., wie ich vermute, an den Heiligen Elias, an dessen Jahrestag in slawischen Ländern früher ein Schafopfer üblich war.

Ist die Redensart in weiteren Kreisen bekannt?

In einer Ivenacker Tage wird der Schinderkarren Eliaswagen genannt. Ist das sonst bekannt?

Gibt es Flurnamen, die mit dem Namen des Heiligen zusammengesetzt sind?

Ich kenne eine Eliasbäk im Rethra-Bezirk (bei Prillwitz) und einen Elisberg in Zietzen.

5. Eine Dame, die mit ihrem Fuhrwerk von Ribnitz nach Marlow fuhr, erhielt von ihrem Kutscher, als sie diesen fragte, ob er vor der von Marlow kommenden Extrapost nicht ausbiegen wolle, die Antwort: Ne, Madamm, ihrst mööt he mißsingch räden, d. h. mit seinem Messinghorn das Signal zum Ausweichen geben. Ist diese für die Erkenntnis der Bedeutungsentwicklung des Ausdrucks mißsingch sprachen wichtige Redensart auch sonst bekannt?

6. An welchen Orten ist „schohbanigen“ für „glitschen“ in Gebrauch?

7. Wird beim Beginn der Ernte noch heute gesagt: Nu gahn de Kätelhunn' wedder to Fell'n? Was sind Käteleissen?

8. Wo wird „Börjot“ (Börjörd) statt „Anwenning“ gebraucht?

9. An welchen Orten heißt die Schnellwaage „Bäsen“ (statt Däsen)?

10. An welchen Orten heißt der Storch „Hainotter“, wo „Knäppner“?

Heimatabend zu Lichtenhagen.

Zu einem Mecklenburgischen Heimatabend hatte der Unterausschuß im Amte Rostock des Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege unter Mitwirkung des Wohlfahrtsamtes Rostock eingeladen. Herr Kantor Schulz-Parkentin begrüßte die außerordentlich zahlreich Erschienenen, die den Saal bis auf den letzten Platz füllten, und führte die Versammelten ein in die Bedeutung und Aufgabe eines Heimatabends: In dieser aus tausend Wunden blutenden Zeit das Dorf, die ländliche Eigenart wieder zu Ehren kommen zu lassen, gegen die Zivillisation der Städte einen Wall bäuerlicher Kultur aufzuführen, dessen Symbol die Dorfgemeinschaft sei. Diese Dorfgemeinschaft habe eine gemeinsame Plattform: die Natur, die Familie, gemeinsame Nöte und Sorgen in Wirtschaft und Gemeinde und nicht zuletzt auch in der Kirchgemeinde. Solle das Land wieder zum Jungborn des Volkes werden, so müsse die ländliche Einheit, die eine innere Einheit sei, wiederhergestellt werden. Dieser Aufgabe diene die Veranstaltung von Heimatabenden. — Der Begrüßung folgte ein Gedichtsvortrag der ehemaligen Bauernhochschülerin Frä. Krieg-Lichtenhagen, der ganz im Zeichen der Heimatliebe stand. — Herr Dr. Priester-Rostock gab dann einen von tiefer Kenntnis der mecklenburgischen Geschichte zeugenden Einblick in die Geschichte von Lichtenhagen, Großen und Lütten Klein. Die Geschichte dieser Dörfer könne man nicht nur aus Urkunden, Art des Häuserbaues, Steinkreuzen, Steinbeilen oder aus der Namensentstehung erfahren, sehr wichtig seien auch die Ausgrabungen, die hier beim Bau der Elbbahn und beim Chausseebau nach Warnemünde gemacht seien. Zum andern solle man die Bedeutung der Sagen, die über diese Gegend vorliegen, nicht unterschätzen. Die Besiedlung von Lichtenhagen und Großen und Lütten Klein sei ohne Zweifel über das Kloster Doberan erfolgt, das seine Bauernsiedler sich aus der Gegend seines Mutterklosters Amelungsborn im Hessischen geholt habe, was sich u. a. schon daraus schließen lasse, daß die Eigentümlichkeiten der Aufführung des bewohnten Bauernhauses mit der Gegend. Hochstid nur dort noch einmal in Deutschland anzutreffen sei. Der Redner führte dann weiter aus, wie im Wandel der Zeiten auch die Grundherrschaften über diese Dörfer gewechselt hätten, wie anfänglich Lichtenhagen ritterschaftlichen Familien gehört, Lütten Klein dem Kloster zum heiligen Kreuz und Großen Klein dem Heiligen-Geist-Hospital in Rostock gehört habe. Ueber den Kauf der hohen Gerichtsbarkeit über Hals und Hand eines Ritters um 1385, über Hegenprozesse, über das 2,90 Meter hohe Steinkreuz in Großen Klein, über die Herrnglocke dortselbst, über die früheren Trachten des Hagerortes und vieles andere mehr mußte der Redner

seine Gemeinde zu fesseln. Sein Vortrag klang dahin aus, daß nicht nur Städte eine Geschichte hätten, nein auch das Dorf habe seine Vergangenheit, auf die es stolz sein solle, um so mehr, als es heute gelte, immer wieder zu zeigen, daß es auch noch Dörfer gäbe. — Nach einer kurzen Pause trugen Herr Lehrer Maß-Rostock und Herr Wohlfahrtsdirektor Dürsteler aus dem reichen Schatz plattdeutscher Literatur von Reuter, Brinkman, Tarnow, Wisser und Wossidlo vor. Ihre Auswahl war dem Ernst der Zeit entsprechend auf die frohen Seiten des Lebens, den Humor, eingestellt, womit sie sich die Herzen der Versammelten immer wieder eroberten. — Der vorletzte Punkt der Tagesordnung waren mecklenburgische Volkslänze, die von einer Tanzgruppe unter Leitung von Frä. Krieg wohl gelungen dargeboten wurden. Wie bei allen andern Vortragenden des Abends, lohnte auch hier reicher Beifall die aufgewandte Mühe. Eine gemütliche Kaffeetafel bildete den Beschluß dieses Heimatabends. Zur besonderen Ueberraschung wurde mit wenigen Handgriffen das Dorfskino des Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege aufgebaut, das zur Unterhaltung der Kaffeetafel zwei Filme laufen ließ. In seinem Schlußwort gab Herr Kantor Schulz-Parkentin das sehr erfreuliche Ergebnis einer Zellerammlung bekannt, wovon die Hälfte für Heimatpflege, die andere Hälfte für die Kirche in Lichtenhagen verwandt werden solle. Mit dem Dank an die Vortragenden für ihre Mühewaltung und dem Dank an die Versammelten für ihr treues Aushalten, denn die Mitternacht war längst überschritten, wurde der Heimatabend geschlossen.

Berein ehemaliger Bauernhochschüler.

Es verlobte sich **Adele Schulz**, Triefendorf, mit dem staatlichen Förster **Heinrich Winkler**. Herzlichen Glückwunsch!

Bauernhochschule Wiligrad.

Einige Bauernhochschülerinnen des Lehrganges 1930/31 im Alter von 19 bis 22 Jahren, praktisch und allgemein gut vorgebildet, möchten ab 1. Mai d. Js. als **Haustochter und Wirtschaftsfraulein** wieder ihre Tätigkeit aufnehmen. Antragen sind zu richten an die Leitung der Bauernhochschule Wiligrad, Post Wilstorf (Mecklb.)

Bücherbesprechungen.

Die Einnahme der Stadt Frankfurt a. d. Oder durch Gustav Adolph, König von Schweden, am 3. April 1631. Nach älteren Berichten bearbeitet von Felix Pläge, Stadtbüchereidirektor in Frankfurt a. d. Oder. Verlag Fromig's u. Sohn, Frankfurt a. d. Oder, kart. 3 RM., geb. 4 RM. — Mit Reid habe ich dieses Buch gelesen, mit Reid darüber, daß wir über mecklenburgische Städte, die ähnliche Schicksale wie Frankfurt erlebt haben — man denke nur an Neubrandenburg — nicht solche anschaulichen Darstellungen besitzen. Der Verfasser bietet hier in der Tat Heimatgeschichte in einer ganz neuen Form, indem er die Wortführung im wesentlichen den gut ausgewählten Quellen überläßt, denen er erhöhte Anschaulichkeit durch Beigaben von zeitgenössischem Bildmaterial verleiht. Drucktechnisch ist das Buch hervorragend ausgestattet. — Das erschütternde Schicksal Frankfurts wird hier hineingestellt in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang, durch den er erst seine volle Deutung erfährt. Bekanntlich war die Einnahme von Frankfurt durch Gustav Adolph die Heimzahlung für die Einnahme Neubrandenburgs am 9. März 1631 durch die Kaiserlichen (Tilly). Frankfurt war durch 12 kaiserliche Regimenter besetzt. Darunter befand sich auch ein mecklenburgisches, nämlich das Regiment Fernmont, 1627 in Mecklenburg geworden, unter dem Kommando des Obristen Johann Barwisch, Freiherr von F. Vor allem ist es ein schottisches Regiment, das mit dem Rufe: „Ja, Neubrandenburgisch Quartier“ für die Niedermehlung Tillys in N. Rache nimmt. Hierbei

wird der aus Schillers Wallenstein bekannte Obrist Butler gefangen genommen. Auch die politischen Vorgänge, welche die kriegerischen Unternehmungen begleiten, sind mit einer Fülle pikanter Einzelheiten zu einem lebendigen Bericht zusammengefaßt. Hier wird Heimatgeschichte in bester Form geboten: Wissenschaftlich, interessant und mit großer Liebe geschrieben. Auch aus diesem Buche erkennen wir die Schicksalsverbundenheit aller deutschen Volksstämme östlich der Elbe. Frankfurt liegt heute nur 60 Kilometer von der polnischen Grenze entfernt! Möchte es vor ähnlichen Schicksalen wie vor dem des 3. April 1631 verschont bleiben! Wir können dieses vortreffliche Heimatbuch unseren Lesern nur angelegentlichst empfehlen, weil es in seiner Art musterhaft ist. Pr.

Die magische Krankheitsbehandlung in der Gegenwart in Mecklenburg. Von Dr. Gerhard Staak, Rostock 1931, in Kommission bei Gebr. Grundgeyer, Rostock, Preis 12,75 RM. — Ein hochinteressantes Buch, nicht allein für den Volkskundler, sondern für jeden, der mit dem Volke überhaupt in engere Berührung zu kommen beabsichtigt. Wenn man dieses Buch gelesen hat, dann muß man leider dem Verfasser recht geben, wenn er sagt: „Die Kluft zwischen den sog. Gebildeten und dem Volk ist besonders in Mecklenburg so bedeutend, daß es zu einer durchgehenden tieferen Berührung zwischen beiden nicht kommt. Die unteren Schichten führen daher ein Sonderleben, das sich häufig selbst den gebildeten Persönlichkeiten verschließt, die durch Amt und Beruf ständig mit ihnen umgehen. Zwei geistig fast völlig fremde Welten stehen sich hier gegenüber, ohne das dringende Bedürfnis nach innerer Annäherung.“ Wie wenig wissen wir doch darüber, wie unser Volk denkt und womit es sich geistig beschäftigt. Man sollte das Volk nur nicht für dumm halten, denn diese Hegenmeister, die in diesem Buche beschrieben werden, sind, wie man hier mit Recht sagen kann, den Deiwel dumm, sie sind sogar hochintelligent.

Wenn wir uns den Inhalt des Buches ansehen, so müssen wir bekennen: Es ist hier eine fabelhafte Arbeit geleistet, und ich kann mir wohl denken, daß Prof. Wossidlo mit Freuden diese Arbeit als Ergänzung seiner großen Volksüberlieferungsarbeit begrüßt hat. Bei einem solchen Buche handelt es sich ja nicht allein um die Art der Bearbeitung, um die Methode, nicht allein um die Kenntnis der einschlägigen Literatur, sondern schon die Sammlung des Materials erforderte eingearbeitete Mitarbeiter, erforderte aber auch Takt in der Behandlung der Leute, die die magische Krankheitsbehandlung in Mecklenburg ausübt.

Es werden zunächst die allgemeinen Formen der magischen Krankheitsbehandlung in der Gegenwart in Mecklenburg behandelt, die Formen selber nehmen dann den Hauptteil des Buches ein, sie sind alphabetisch geordnet, von „Abel“ und „Akelei“ anfangend bis zu den „Wärmern“ und „Zahnschmerzen“. In dem 3. Teil, der auch noch 50 Seiten umfaßt, werden die Krankheitsnamen, die Krankheitsursachen usw. besprochen, stets mit Hinweis auf die Literatur.

Die Arbeit ist eine Doktorarbeit. Sie ist vom Kuratorium der Mühlenhoff-Stiftung für Werke niederdeutscher Volkskunde mit dem Mühlenhoffpreis für 1930 ausgezeichnet worden. Wir können das wohl verstehen. Dadurch ist es dem Verfasser möglich gewesen, das Werk auch im Buchhandel erscheinen zu lassen. Auf diese Weise ist es allen Interessenten zugänglich. Der Preis ist hoch, gewiß, aber viel niedriger dürfte er auch nicht sein, denn sonst würde wohl mancher die Gelegenheit benützen, durch Erwerb des Buches das Hegen zu lernen. Pr.

Wegen Erkrankung des Herausgebers erscheint diese Nummer acht Tage später.

Bezugsbedingungen: Die „Mecklenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1,50 Mark. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, Tefstiner Chaussee 26. Das Geschäftszimmer der Redaktion befindet sich Alexandrinenstraße 92. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 1/1 Seite kostet RM. 50.—, Seitenteile werden entsprechend berechnet. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Zuschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an: Hubert Gerhobe, Zeitungsverlag u. Annoncen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarckstraße 61/69.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Mai 1931

Nummer 5

Inhalt: Schützt die Heimat. — Die Bampower Gemeinde nach Schluß des Dreißigjähr. Krieges. Peter der Große in Bampow 1712. — Begrüßung Friedrich Franz I. in Bampow 1806. — Glockenreparatur in Bampow 1896. — Einweihung der neuen Kirche zu Bampow. — Das Ringreiten zu Bampow. — Die vorgeschichtlichen Funde der Gegend von Bampow. — Der Schulzentrüppel. — Mollwühlers. — Min Heimatland. — Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs. — Bücherbesprechung.

Schützt die Heimat

Ihr würdet mir das Schönste rauben,
zerschlägt ihr, was die Heimat ziert,
denn all mein Lieben, all mein Glauben
mit ihm den Ankergrund verliert.

Die alten Eichen, laßt sie rauschen, —
in ihrem Schuß wuchs ich heran; —
es tut so wohl, dem Sturm zu lauschen,
der ihre Kraft nicht brechen kann.

Das graue Grab am Hügelrande,
es sei auch uns ein heil'ger Ort,
weil schaut es in die stillen Lande
und redet mehr als Schrift und Wort.

Laßt auch das Vöglein munter springen
durch unsrer Wiesen grünen Plan, —
es hat sein Plätschern und sein Singen
dem Herzen stets so wohl getan.

O daß in buschumkränzten Auen
der Vöglein holdes Lied erklingt, —
und uns in unsern lichten Gauen
der Heimatliebe Band umschlingt! —

Schlagt nichts von meiner Heimat nieder!
Ihr schlagt es mir vom Herzen ab; —
ihr hemmt den Urquell aller Lieder
und grabt dem eignen Volk das Grab.

Ernst Lüchow, Hamburg.



Auf zum

Dorstag nach Pampow bei Schwerin

Der diesjährige Mecklenburgische Dorstag wird veranstaltet von der Gemeinde P a m p o w unter Mitwirkung der Dörfer der Kirchgemeinde und des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege vom 29. bis 31. Mai 1931.

Festfolge:

Freitag, den 29. Mai:

Am Tage Besichtigung der zur Prämiierung angemeldeten Gärten.

Abends 8 Uhr Begrüßungsabend: Vortrag über die Geschichte des Dorfes und der Kirche zu Pampow (Pastor Haack, Pampow), Musikalische Darbietungen, Spinnstube, Viedervorträge, Volkstänze u. a.

Sonnabend, den 30. Mai:

Führung durch das Heimat-Museum.

12 Uhr gemeinsames Mittagessen (1.50 RM.).

Von 1 Uhr ab Vorträge: Landesgartenbau-Inspektor Jaenisch: Ob- und Gartenbau im Dorfe. Verbandsdirektor Dursteler: Ländliche Wohlfahrtspflege durch die Genossenschaft. Dr. Priester: Ist die dörfliche Kultur noch zu retten? Oberstudiendirektor Dr. Buhle, Schwerin: Wie kann man das Plattdeutsche heute pflegen?

Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Festspiel in beiden Sälen: „Die Heimat“ von Elisabeth Schröder, Ribnitz.

Sonntag, den 31. Mai:

Frühblasen, 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Plattdeutscher Gottesdienst in der Kirche (Pastor Schoof, Schwerin).

Von 11 Uhr ab: Allgemeines Feldküchenessen auf dem Festplatz (50 Pfg.).

1 Uhr: Historischer Festzug (Zug der Flüchtlinge ins Moor, Jar Peter der Große in Pampow 1712, Begrüßung des zurückkehrenden Herzogs Friedrich Franz I. 1807, Blichers Zug durch Pampow 1806).

Anschließend auf dem Festplatz sportliche und unterhaltende Veranstaltungen.
Ab 8 $\frac{1}{2}$ Uhr: Festball in allen Sälen.

Eintrittspreise:

Für alle Veranstaltungen einschl. Festball 2 RM., Kinder 50 Pfg. Für Teilnehmer an einzelnen Tagen 1 RM., Kinder 25 Pfg.

Bahnverbindungen: Holtusen 2 km (Strecke: Schwerin—Hagenow und Schwerin—Ludwigslust); Büttmarf 3 km (Strecke: Schwerin—Barchim).

Autopendelverkehr Schwerin—Pampow. Chaussee: Schwerin—Pampow 8 km.

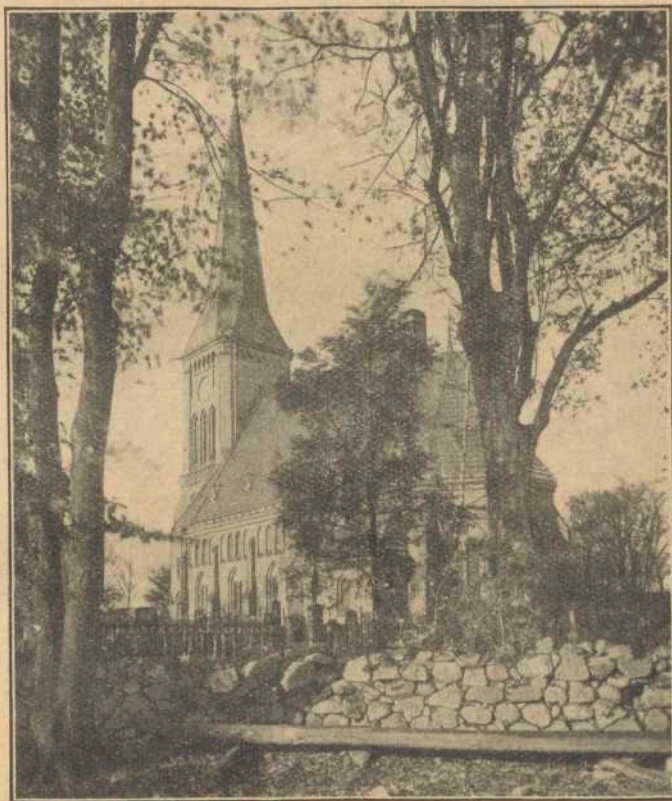
Alle Anfragen an Festbüro (Pfarre Pampow, Fernsprecher Holtusen Nr. 11).

Aus der Geschichte Pampows

Die Pampower Gemeinde nach Schluß des Dreißigjährigen Krieges.

(Nach dem Pampower Kirchenboten.)

Weltkrieg und Nachkriegszeit haben unser Volk und Vaterland in schwere Not versenkt, über die man bittere Klagen und oft verbitterte Anklagen hört; umsonst, vergeblich, für nichts scheinen die Opfer der Kriegsjahre gebracht, all die Hunderttausende unserer gefallen Lieben dahingegangen. Und über den Sorgen der



Kirche zu Pampow

Gegenwart vergessen wir so leicht den innigen Dank, den wir ihrem schweren Ringen, ihrer Treue bis in den Tod schulden für das Große, was sie dennoch für ihre Heimat erreicht und errungen: wir haben den Feind nicht ins Land bekommen; mit Ausnahme jener ersten schweren Monate in Ostpreußen ist keine Stadt und kein Dorf verbrannt, kein Ackerfeld verheert, kein Wald vernichtet. Das lernen wir erst wieder recht schätzen und dankbaren Herzens würdigen, wenn wir zurück-schauen auf den früheren, den Dreißigjährigen Weltkrieg und seine furchtbaren

Folgen. Feind im Land! hieß es damals auch für unsere engere Heimat, auch für unsere Gegend, unsere eigene Gemeinde. Als 1648 die Glocken den Weltfrieden von Münster und Osnabrück einläuteten, wie manches Kirchdorf konnte nicht einstimmen, denn Turm und Kirche lagen in Asche, die Glocken waren geschmolzen oder geraubt. Wie es in unserer Gemeinde und ihrer Nachbarschaft aussah, das zeigen uns verschiedene Berichte, die dem unermüdlich auf den Wiederaufbau seines Landes bedachten Herzog Adolf Friedrich von den Beamten des Amtes Schwerin in den Jahren 1653, 1655 und 1658 erstattet wurden; 1669 schloß sich dann daran ein Namensverzeichnis sämtlicher in allen Dörfern und Höfen lebenden Menschen. Diese vier Listen und ihr Vergleich mit dem Zustande vor dem Kriege lassen uns einen tiefen Blick tun in die schweren Leiden und großen Verluste, die besonders die Bevölkerung des platten Landes erlitten. Viele Dörfer waren so zur Wüste geworden, daß eine Wiederbesiedlung wegen des Menschenmangels unmöglich war,

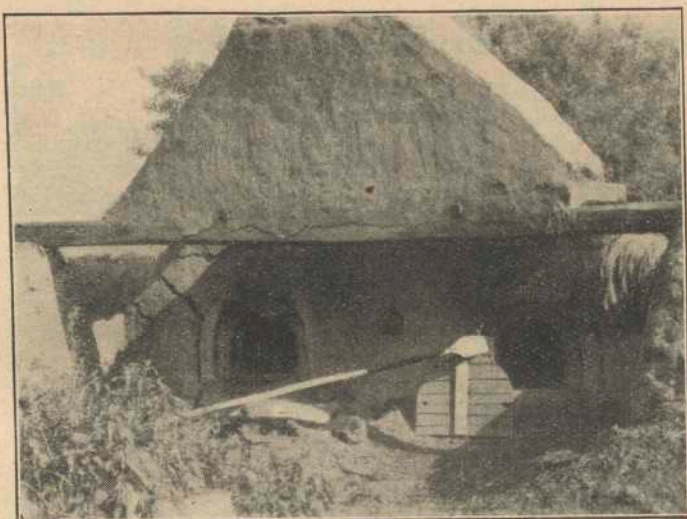


**Altes Bauernhaus
zu Wüstmark**

und notgedrungen früher blühende Bauerschaften ganz oder zum größten Teil in Meierhöfe umgewandelt werden mußten, die dann entweder verpachtet oder von einem „Hofmeister“ für Rechnung des Amtes bewirtschaftet wurden. So geschah es in unserer Nachbarschaft Banzkow, Conrade, Stralendorf, in unserer Gemeinde mit dem damals noch in ritterschaftlichem Besitz befindlichen Groß-Rogahn. Fast Blatt für Blatt der Aufzeichnungen finden wir in den Bauernhöfen bei den einzelnen Stellen den Vermerk „Zimmer alle herunter, Erben tot,“ „Zimmer weg, lebt eine Tochter in Lübeck“ usw. Von den Aekern heißt es oft, daß sie stark bewachsen oder zu Heide geworden sind.

Die Schäden haben nicht alle Dörfer gleichmäßig betroffen, am glimpflichsten ist bei uns Wüstmark davongekommen, wo von 9 Hufnern vor dem Kriege 1553 noch 7 vorhanden sind und nur 2 wüst liegen; in Pampow wohnten vor dem Kriege 17 Vollhufner, 4 Kätner und ein Büdner, nach einer anderen Angabe 18 Bauleute und 7 Kätner; 1653 finden wir 8 Bauleute und 5 Kätner in Betrieb, von denen allerdings noch nicht alle wieder ein Haus haben, sondern einige in einer Erbhütte wohnen; wüst sind noch 9 Bauerstellen. Viel schwerer gelitten haben Holthufen und das adlige Groß-Rogahn; in ersterem waren von den 12 Bauern- und 2 (Kirchen-) Kätnerstellen nur 4 besetzt, dazu war die wüste Schulzenstelle vom Herzog Adolf Friedrich seinem früheren Leibkutscher Jakob Bartelt als Entschädigung für Lohn-

rückstände dienst- und lastenfrei auf Lebenszeit verliehen. In Groß-Rogahn waren früher 15 größere und kleinere Stellen gewesen, die zuletzt der adligen Familie von Rahe und dem fürstlichen Rat Gerhard Meyer gehörten, 1655 finden wir außer den beiden adligen Höfen nur noch 6 Kleinbesitzer, meist Kätner und Büdner, die sich 1658 und 1669 auf 4 vermindert haben (bei einem der früheren Kätner findet sich der Vermerk „davongelaufen“). Außer diesen Bauerndörfern wird 1655 und 1669 noch Hof Boldela mit der Schäferei erwähnt, zuerst unter einem Hofmeister, 1669 unter dem Verwalter (Pächter) Hans Prösche, dabei wird bemerkt, daß größere Schweinehaltung nicht mehr möglich sei, seit „der Wolf so begänge geworden“; ferner sind noch Schäfereien zu Göhren und zum Haselholze vorhanden; letztere fehlt aber in der Einwohnerliste von 1669. Herzog und Amt sind eifrig bemüht, nicht nur Ackerbau wieder in Gang zu bringen, worüber ein Amtsbericht von 1662 über Pampow, Wüstmark (und Krebsförden) Erfreuliches zu vermelden



**Alter Backofen zu
Wüstmark**

weiß, sondern auch die wüsten Stellen nach Möglichkeit neu mit Bauern zu besetzen und neu aufzubauen. So steigt die Zahl der besetzten Stellen von 1653 bis 1669 in Wüstmark von 7 auf 8, in Pampow von 13 auf 19, in Holtbusen von 4 auf 6, während sie in Gr.-Rogahn von 6 auf 4 zurückging. Glücklicherweise blieben dann unsere Dörfer von den Schädigungen der polnisch-brandenburgischen Durchmärsche von 1657/58 verschont, die für eine Reihe der Nachbarorte verheerend wirkten, so daß sie 1658 als „ruiniert“ und „totaliter ruiniert“ bezeichnet wurden; besonders schwer hatten damals Mirow, Sülte, Uelitz gelitten.

Unter den Namen der Bauern und Kätner finden sich nur sehr wenige der vor dem Kriege genannten, in Wüstmark nur Schomaker und als Erbauer eines Katens „auf dem Brink“ Röpke, in Pampow: Ihde, Kremer, Sevede, Schomaker, in Holtbusen: Bruhn und Kremer, in Gr.-Rogahn: Bertram, Hoffse (der später davongelaufene) und der Stralendorfer „Priesterbauer“ Fedder.

Die Bewohner von Haselholz sind leider nicht namentlich aufgeführt, ebenso wenig der Pastor und der Küster in Pampow; letzterer hielt damals auch Schule, während in den anderen Ortschaften der Gemeinde keine Schulen bestanden.

Aus anderer Quelle läßt sich feststellen, daß Friedrich Kruse seit Januar 1629 bis zu seinem Tode am 16. März 1676 Pastor zu Pampow war, der also den größten Teil der Kriegsnot hier mit durchgemacht hat; die letzten Jahre wird er kränklich

gewesen sein, da er seit 1662 seinen Schwiegerjohn Johannes Vinbagen als Gehilfen im Amte hatte, der 1670 als Pastor nach Neuburg kam. Zur Zeit des alten Pastors Krufe brannten 1668 Pfarre, Scheune und Backhaus ab.

Unter den Namen der Dienstboten, soweit sie angegeben sind, finden wir folgende: Gineke, Kugel, Kröger, Krampow, Lau, Luthringen, Meyer, Siggelkow, Steern, Töllner, Vick; von ihnen wie von den oben Genannten haben sich in unserer Gemeinde nur ganz wenige in direkter Nachkommenschaft erhalten, wohl nur Sevecke-Pampow, Groß-Golthufen (?), Schomacker-Wüstmark.

Wenn man die vorstehenden Angaben zusammenfaßt, so belief sich die gesamte Einwohnerzahl der Gemeinde im Jahre 1669 auf 273 Personen, allerdings ohne die Pastor- und Küsterfamilie und ohne die Bewohner von Haselholz; heute wird sie, auch nach dem Ausscheiden von Haselholz und Bodela, etwa 1500 Seelen betragen.

Peter der Große in Pampow 1712.

Am 23. Dezember 1712 des Morgens reiseten Se. Majestät nach dem Dorfe Pampow, so anderthalb Meilen von Neustadt ist. Hier befand sich der General Allart mit denen sächsischen Truppen, und hatte den General-Leutnant Baudiz bei sich, der die sächsische Infanterie anführte. Nicht weit von diesem Orte befand sich der dänische General-Leutnant Dewitz an der Spitze der Cavallerie. Unsere Truppen — die russischen — kamen auch dahin.

Noch denselben Tag begaben sich alle unsere Generals nach Pampow, und den Tag darauf, nämlich den 24., ward ein großer Krieges-Rath gehalten, in dem beschlossen wurde, daß sich Unsere Truppen, mit denen Dänen und Sachsen vereinigen und den Feind verfolgen sollten.

Diesem zufolge mußten die russischen Inf.-Rgtr. über den Fluß Ster gehen; und Se. Majestät kamen nach dem Dorfe Parendorf, so zwey Meilen von Pampow liegt. Die Nacht ward zu Goldenbau zugebracht, wo man bis 31. verblieb. Von dort nahm man den Weg über Galin nach Hamburg.

Begrüßung Friedrich Franz I. in Pampow 1806.

Am 22. Dezember 1806 erhielt Friedrich Franz I. von dem französischen General-gouverneur von Meckl. ein Ausweisungsbekret, dem zufolge er binnen drei Tage sein Land zu verlassen hatte. Mit Mühe gelang es, einen Aufschub bis zum 8. Januar 1807 zu erhalten.

Anfang Juli verbriefte sich in Schwerin die freudige Nachricht, daß der Herzog bald zurück kehrte. Am 8. Juli 1807 traf unerwartet der Erbprinz in Schwerin ein; herzliche, laute Freude empfing ihn. Nachdem Se. Durchlaucht am 10. von Altona nach Boizenburg abgereist waren und dort übernachtet hatten, erfolgte am 11. nachmittags zwischen 3 u. 4 Uhr Ihr feierlicher Einzug. — Am Morgen des festlichen Tages hatte Se. Erzellenz, General und Gouverneur Laval, begleitet von einem Detaschement des Spanischen Kavallerie-Regiments Villa Viciosa, sich nach Pampow begeben, um Se. Durchlaucht zu empfangen; ebenso auch die beiden Minister, Graf Bassewitz und Geheimrat von Brandenstein. Bei Pampow hatten sich auch 24 blasende Postillions in bekannter Tracht eingesunden, angeführt von dem Postdirektor Bartning.

Die Beamten und Pächter des Amts Schwerin waren Se. Durchlaucht bis hinter Stralendorf auf die Grenze der Aemter Schwerin und Walsmühlen entgegen geritten. Die Kaufmannsgarde, 34 Personen, ritt dem Herzog auch bis Pampow entgegen, ebenso die Bürgergarde, diese bestand aus 36 Personen mit 2 Standarten.

Der Schulze hielt folgende Anrede an Se. Herzogl. Durchlaucht:

„Glück tau, Glück tau, leiw Landesvader!
Wy wünschen vål Glück tau dit grot Fest.
Et freut sick hier min ganz Geschwader,
Wil Du säw'n Mond von uns west büst.
Un wat de leiw Gott hett wunderlick suegt,
Dat wy dy oll gaude Landesvader hebb'n wedderkrigt.

Glück un Heil tau all Dien Saaken
Wünscht hier Old und Junk sogor,
Dat Du all Dien Tied mit Lachen
Magst verdriewen våle Johr.
Gott de Herr de wüll Dy gewen
Glück un Segen up all Dien Wegen.“

Hierauf redete die Frau des Schulzen, eine zinnerne mit Bier gefüllte Kanne in der Hand, Se. Durchlaucht mit folgenden Worten an:

„Dörchleucht möten ook mal ut Schullenmoder eere Kann drinken!“

Nach 14 Tagen war der Herzog von Ludwigslust nach Altona zurückgereist, die Herzogin abzuholen. Am 28. Juli kehrten sie von Altona zurück, blieben die Nacht in Boizenburg und erfolgte die Ankunft am 29. Der General Laval usw. war wiederum durchl. Personen entgegengeritten, die Kaufmannsgarde bis Pampow, wo Begrüßung stattfand. Zwölf Gärtnerinnen hatten sich diesermal in Wüstmark eingefunden. 12 Bäuerinnen waren beim sogenannten Püßerkafen und zwar neben einem Ehrenbogen von Laubwerk. Statt der Blumen trugen sie in ihren Körben Früchte, von welchen die Durchl. Herrschaften zu genießen geruhten. Marie Westenholz hielt und überreichte eine Rede, welche auf ein weißes Band gedruckt war, mit einem Blumenstrauß.

Der Schulze öffnete den Wagen mit den Worten:

„Vål dusendmal willkahn, mien gaude Landesmoder un lütten leiwten Prinzenkinner!“

Der kaum achtjährige Sohn des Schulzen redete hierauf die Kinder des Durchl. Erbprinzen also an:

„Sei lütten leiwten Kinjer ook nich tau vergäten!
Sei leben glieksfalls lange, lange Tied:
Bet all de Schau un Strümp tauräten;
Bet dat et eines Dukatens schniet;
Bet dat de Hasen Münzken scheiten;
Bet dat de Hirschbuck Jägers jögg;
Bet Doktors kein Latein mier weiten,
Un bet dat Reh den Spörhund söcht.

Min Wunsch is man kort taugeschneden,
Ick kann'er nich recht vål bi döhn;
Doch will ick slietig, slietig beden:
Gott gew Sei in Laukunst einen grotten, hogen, brawen Fürstenthron.“

Glockenreparatur zu Pampow 1896.

Gelegentlich des Kirchenbaues im nahen Pampow beabsichtigte man die gerissene große Glocke reparieren zu lassen. Diese Reparatur ist nun zu voller Zufriedenheit der Auftraggeber von einem Herrn Ohlsen, gebürtig aus Schwerin, jetzt wohnhaft in Lübeck, ausgeführt. Nachdem der 120 cm lange Riß zu einer Breite von etwa 1 cm ausgestemmt war, wurden über denselben abwechselnd innen und außen stählerne Klammern vernietet, dann wurde ein Mantel von Blech mit Lehm darüber festgeklebt, die ganze Glocke in eigens dazu hergestelltem Ofen erhitzt und die Rißöffnung mit einer Legierung ausgegossen, in deren Zusammensetzung eben das Geschäftsgeheimnis liegt. Die Glocke wurde jetzt abgepußt, die Gußstelle geebnet, so daß sie kaum zu finden ist, sodann wurde die Glocke derart umgehängt, daß der Anschlag des Hammers nicht mehr die Rißstelle trifft. Die ganze Reparatur wurde an Ort und Stelle ausgeführt. Die Kosten betragen 375 M., während nach einer früher schon gemachten Anfrage ein Umguß mit den Transportkosten etwa 1000 M. gekostet haben würde. (Nach der M. 3.)

Einweihung der neuen Kirche zu Pampow. Juli 1898.

Die Einweihung war vorbereitet durch Schmuck des Umganges um die Kirche durch mit Grün bewundene Mastbäume, welche mit Girlanden verbunden waren. Sonntag morgen 11½ Uhr begann das Geläut der Glocken und gleichzeitig vom Pfarrhause aus die Prozession des Einzuges: Vorauf der Organist mit dem Schülerchor, dann die befohlene Geistlichkeit, die Herren Kirchenrat Grotmann-Wittensförden, Pastor Klähn-Plate, dem Ortspastor Hübener an der Seite des Superintendenten Oberkirchenrats D. Bard, die vasa sacra, Bibel und Cationale tragend. Im Zuge folgten die großherzoglichen Beamten von der Hausgutsverwaltung und vom Amte, die Herren Fhr. v. Langermann und v. Verßen, mit dem Landbaumeister Dreyer, dann die beim Bau beteiligten Handwerksmeister. Die Kirchenjuraten schlossen sich an, dann der Kriegerverein für Pampow und Umgegend mit der Fahne und schließlich die zahlreich versammelte Gemeinde. Der Zug ging vom Pfarrhause aus unter dem Gesang: „Hilf uns Herr in allen Dingen“ zur Kirche, und nach einem Umgange um dieselbe geschah die Schlüsselübergabe in ordnungsmäßiger, gebräuchlicher Weise.

Nach Einzug und Versammlung der Gemeinde in dem für ländliche Verhältnisse schönen Gotteshause geschah nach der vom Chore gesungenen Motette: „Machet die Tore weit“ die Weihung durch den zuständigen Superintendenten Oberkirchenrat D. Bard. Nach Beendigung des Weihegebetes begann der eigentliche Gottesdienst mit dem jetzt von der neuen Orgel geleiteten Gemeindegesang: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!“ und nahm den gewöhnlichen Verlauf. Der Ortsgeistliche hielt die Predigt, einleitend an die überlieferten Worte bei der Einweihung des alten Gotteshauses vom derzeitigen 1694 amtierenden Geistlichen niedergeschriebenen Worte anknüpfend, daß die Stätte bis an den jüngsten Tag dazu dienen möge, Gottes Lob und Ehr zu vermehren, wenn auch in einem neuen Gebäude, so mit erneuerter Herzinnigkeit und ging damit zum Text des Sonntagsevangelioms über.

Die aus der Umgegend überaus verstärkte Gemeinde füllte das Gotteshaus so sehr, daß wohl die doppelte Anzahl Personen Platz fanden, als sonst Plätze vorhanden sind. Es waren mindestens 1000 Personen andächtig versammelt, ein Zeichen, daß Bedürfnis und Interesse für Kirchlichkeit vorhanden sind.

Fast sämtliche Arbeiten an und in der Kirche sind durch Schweriner Handwerksmeister beschafft. Die Emporen sind vom Zimmermeister Biesenthal geliefert, die Maurerarbeiten waren dem Hofmaurermeister Lehsten übertragen. Die Blitzableiteranlage verfertigte Schlosser-Mechmeister Schulk, das Gestühl, die Türen und Orgelchor entstammten den Werkstätten der Tischlermeister Grube und Reinhold.

Die Orgel ist nach neuestem pneumatischen System gebaut vom Orgelbauer Runge-Schwerin und ist ein Werk von voller und schöner Klangfarbe. Altar und Kanzel sind geliefert vom Tischlermeister Meyer, dessen Sohn die überaus reiche und saubere Schnitzarbeit fertigte. Besonders der Altarschrein ist ein schönes Schnitzwerk, im Mittel enthaltend die charakteristischen Darstellungen der vier Evangelisten, darüber das Lamm mit der Fahne, darunter das XP, in den Seitenteilen die Symbole von Brod und Wein. Mittelstück und Seitenteile sind flankiert von gotischen Spitztürmchen; über dem Mittelstück erhebt sich ein großes Kreuzifix, daran ein Korpus, in Oberammergau aus Holz geschnitz. Das Kreuz ist umrahmt von einem Kranz von in Ranken und Blattwerk gearbeitetem Schmiedeeisen, hergestellt vom Hofkunstschlosser Possögel. Zu erwähnen sind auch die am Gestühl und an den Türen als Beschläge angebrachten Schlosserarbeiten Johns. Die vier Wasserspeier, den Hahn und die Kugel des Turms lieferte Klempernermeister Ansförge. Anstrich und Dekoration wurden ausgeführt von Maler Rauch. — Die drei Fenster des Chors tragen auf Kathedralglas gemalte Blattornamente durch farbige Streifen, Kreise und Bögen in Bleifassung gemustert, besonders ansprechend nimmt sich das mittlere Fenster aus. Der Taufstein ist aus rotem Sandstein angefertigt. (Nach der M. Z.)

Das Ringreiten zu Pampow. (Juni 1899.)

Das Pampower Ringreiten, welches seit 3 Jahren unter immer mehr wachsender Teilnahme seitens der Mitwirkenden und der Zuschauer gefeiert wird, hatte auch gestern aus der ganzen Umgegend, sowie auch aus Schwerin zahlreiches Publikum herbeigelockt, denn ein ländliches Fest dieser Art, das im Fürstentum Rastenburg z. B. jedes Dorf begehrt, kennt man ja hier bei uns weniger, und in der Schweriner Gegend ist das Pampower Fest wohl einzig in seiner Art. Auf einem Dreeschfeld in der Nähe des Bahnhofes Holthufen war der Festplatz hergerichtet. Eine mit Birkenreisern abgesteckte Reitbahn führte zwischen zwei mit blühenden Ginster umwundene hohe Pfosten hindurch. Eine Leine von einem Pfosten zum andern hielt in der Mitte einen Klotz, aus dem der Ring hervorhing, nach welchem der im Galopp darunter wegreitende Reiter greifen muß, um im Spiel zu bleiben. Greift er den Ring nicht, so ist er ausgeschlossen, und so vermindert sich die Zahl der Glücksjäger endlich bis auf den König und seine Adjutanten. Auch der weiblichen Jugend war mit Toppschlagen ein Spiel bereitet, es gehen aus demselben endlich die Königin und die beiden Hofdamen hervor. Nachdem das Publikum um 4 Uhr versammelt war, nahen vom Dorfe her zuerst die singende Schar der meist in Weiß gekleideten Damen unter dem Vorantritt eines lustigen Spazmachers, der sich in ein Bajazokostüm geworfen hatte. Unter seiner Führung, die mit mancherlei Scherzen verknüpft war, nahm das Toppschlagen seinen Verlauf, bei dem auch eine Frau Erbpächter aus Pampow die umsichtige Leitung mit übernommen hatte. Noch während dieses Spiels rückte auf anderem Wege die stolze Kavalkade der siegesdurstigen Reiter heran. Auch hier machte ein sehr beweglicher und lustiger Mann, der ebenfalls die Spazmachertracht angetan hatte, den Herold, ihm folgte der Musikwagen, dann in allen Würden der Obmann, mit Bändel und Schärpe angetan, darauf voran der vorjährige König mit Schärpe und Treßsen, die übrige Reiterchar der jungen Leute, deren Pferde meistens mit Blumen geschmückt waren. Das Reiten ging dann munter von statten. Zum Zeichen für jede Tour ertönte eine Fanfare, und wenn der Reiter nach glücklichem Erhaschen des Ringes denselben im Weitersprengen hoch in die Luft warf, ein Lufsch. Um 6 Uhr war das Spiel beendet, welches viel Kurzweil brachte. König und Königin wurden geschmückt, und man rückte dann wieder von den Longchamps zum Tanz ins Dorf. Der diesmalige König wurde, wie man der „M. Z.“ mitteilt, Herr Ernst Groth, Adjutanten die Herren Ernst Scheve und Otto Bruhn, Königin Fräulein Marie Peters, Hofdamen Fräulein Klara Buckentin und Fräulein Sophie Helms. (Nach der Rost. Ztg.)

Die vorgeschichtlichen Funde der Gegend von Pampow

Die Pampower Umgegend gehört nicht zu den bevorzugten Siedlungsstätten in den vorgeschichtlichen Perioden. Besteht sie doch zum großen Teil aus feuchter, für die alte Zeit kulturfeindlicher Niederung. Auch die östlich und südlich angrenzenden Striche sind arm an Funden, erst am Ostorfer See und westlich von Stralendorf setzen diese ein, hier in einer überraschenden Fülle.

Aber menschenleer haben wir das Gebiet uns auch in der Vorzeit nicht vorzustellen. Gräber und einzelne Geräte sind aus den verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden zur Kenntnis gekommen, und zwar in so verschiedener Verteilung, daß mit starken Verschiebungen der Bevölkerung gerechnet werden muß.

So wird von einem der Steinzeit angehörenden bedeutenden Denkmal schon 1836 berichtet. Auf dem Hoffeld Pampow stand ein Hünengrab, d. h. eine aus mächtigen Granitgeschieben errichtete und mit einem Deckstein geschlossene Steinkiste, die in der üblichen Weise mit einem Kranze aufrecht gestellter Blöcke umstellt war. Das Grab ist damals zerstört, von seinem Inhalt leider nur eine Scherbe geborgen.*) (Kandidat Schüh, M. J.***) 2. B. S. 33.)

Ein zweites Hünengrab ist erhalten; es liegt bei Stralendorf, am Dorf, am Wege nach Pampow, und ist ein sog. Hünenbett von sehr deutlicher Anlage: ein leicht gewölbter Hügel von 23 Meter Länge und 5 Meter Breite, in dem am östlichen Ende die zusammengesunkene, aber noch erkennbare Grabkammer aus großen Steinblöcken liegt.

Die reichsten Reste steinzeitlicher Siedlung liegen bei Krebsförden vor. Dort sind seit 1906 auf einer weiten Fläche östlich vom Dorf zwischen diesem und dem Steilabfall zum Ostorfer See, dem Tannenkamp, in Menge kleine Feuersteingeräte, besonders Messer, Spalter, Schaber u. ä. gefunden, auch Kernsteine, welche zeigen, daß es sich hier um die Stelle der Bearbeitung, eine sogenannte Feuersteinwerkstätte, handelt. Gegenüber im Ostorfer See liegt eine Insel, welche ein bedeutendes Skelettgräberfeld birgt, wohl die Grabstätte der Leute der Krebsförden Siedlung.

Ein zweiter Werkstattplatz mit demselben Fundinhalt hat sich südlich vom Ort auf einem zu einer Bachniederung abfallenden Sandhügel gefunden. (P.A.M.†) S. 140.)

Bei Stralendorf ist 1911 eine ähnliche Werkstelle gefunden, leider nicht genügend beobachtet und ausgebeutet; hier liegt eine Aufgabe für Altertumsfreunde.

Ebenso bleibt noch zu untersuchen, ob ein von Pampow eingegangener alttümlicher Feuersteinshaber einer Werkstattiedlung entstammt.

Verhältnismäßig gering ist die Zahl der aus dem hier behandelten Gebiet bekanntgewordenen einzeln gefundenen Geräte aus der Steinzeit. Beilartige Klingen aus Feuerstein, die sog. Feuersteinkeile, besitzen wir von Buchholz (3), Holtbusen (2), Pampow, ein halbmondförmiges Feuersteinmesser von Gr. Rogahn, eine schöne Steinaxt mit Schaftloch von Krebsförden, eine Steinhacke von Pampow, eine granitene Spitze, die als Pflugsschar gedient haben mag, von Holtbusen.

*) Die angeführten Funde befinden sich in der Vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums in Schwerin.

**) Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

†) R. Belz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Berlin 1910.

Zahlreiche Steinfachen sind in dem großen Torfmoor bei Rogahn gefunden. 1847 sind vom Gymnasiallehrer Dethloff in Schwerin folgende Stücke eingeliefert (M. J. 13 S. 362): ein Felssteinkeil seltener Form, aus Feuerstein drei Keile, zwei Dolche, eine Lanzenspitze, eine Pfeilspitze, zwei Paare halbmondförmige Messer. Wie kommen solche Stücke auf den alten Seegrund? Denn als offenes Wasser haben wir uns in der Zeit vor vier- bis fünftausend Jahren, in welche die Steinzeit fällt, die jetzige Moorniederung vorzustellen. Sie können von einer Siedelung stammen und durch Zufall oder Unfall verloren sein; nicht nur in den Alpenseen, sondern gelegentlich auch bei uns haben die Steinzeitmenschen ihre Behausungen in den See hineingebaut und auf Pfahlbauten gehaut. Aber die Stücke können auch mit irgendeiner Absicht im See geborgen sein, und dafür spricht, hier wie auch sonst, das paarweise Auftreten einiger Geräte. Und da eröffnet sich uns ein weiter Blick in die Deutungsmöglichkeit aus dem Volksglauben, die uns gerade bei der



Erntebild

Veranstaltung, welche die Veranlassung zu diesen Bemerkungen bildet, interessiert, wo Volkstum den Kern unserer Vereinigung bildet. Freiwillige Entäußerung von Besitzstücken unter zeremonieller Niederlegung zum Zweck der Sühne oder des Votivs reicht als Volksgebrauch bis in die Gegenwart, und es ist vielleicht mancher noch lebendige Zug auch bei Deutung der vorgeschichtlichen Depots heranziehbar. Wie viel stärker mußte der Glaube an die Kraft solcher Riten bei einem Geisteszustand sein, in dem man sich mit übernatürlich wirkenden Kräften umgeben fühlte und deren Zorn abzuwehren oder Gunst zu gewinnen oder auch sie zu binden, man auf magischem Wege für möglich hielt. Seien es nun Götter, Naturkräfte, Geister der Verstorbenen oder sonstiges. Wir müssen uns hier mit diesem allgemeinen Hinweis begnügen. Doch soll eine andere Deutung, die auf nordischen Gebrauch bis in die historische Zeit zurückgeht, nicht unerwähnt bleiben, die als Selbstaussattung für ein künftiges Leben.

Der Steinzeit folgte, wie bekannt, eine Periode, in der als Kulturmetall eine Mischung von Kupfer und Zinn, im allgemeinen Verhältnis von 9:1, die Bronze herrschend wurde, und die man daher als **Bronzezeit** bezeichnet. Sie ist in Mecklenburg glänzend vertreten, aber unser Gebiet tritt darin auffallend zurück, während weiter nach Westen, gleich bei Zülow, gleich zwei der hervorragendsten Denkmäler dieser Zeit liegen und die ganze Gegend nach Wittenburg hin ungemein reich an bronzezeitlichen Funden und Gräbern ist. Aber ganz leer ist die hier behandelte

Gegend doch nicht. Bei Krebsförden sind 1913 zwei bronzene Armringe ausgeackert aus einer leichten Bodenerhöhung, die offenbar der Rest eines Hügelgrabes (sog. Kegelgrabes) ist, der typischen Grabform der Zeit, wie wir sie in den Gräbern bei Züllo in imponierender Form vor uns haben.

Auch Depotsfunde, wie wir sie oben bei Gelegenheit des Fundes von Rogahn behandelt haben und wie sie in ähnlicher Art auch in der Bronzezeit üblich sind, sind gemacht. Aus einem Torfmoor bei Pampow, leider ohne nähere Fundangabe, sind 1842 und 1882 eine Nadel, ein Halsring, der dadurch sehr merkwürdig ist, daß er aus reinem Kupfer besteht, und ein Armring, Stücke älterbronzezeitlicher Art, eingegangen. (M. J. 48 S. 332.)

Dazu kommt eine Abschrift von Wüstmark.

In der jüngeren Bronzezeit wird die Beisetzung der Gebeine des verbrannten Toten in Tongefäßen (Urnen) herrschende Sitte, und so entsteht die weit verbreitete Grabform des Urnensfeldes. In dieser Zeit scheint unsere Gegend stärker bewohnt gewesen zu sein. Bei Pampow haben wir sogar drei Stellen mit derartigen Gräbern. Auf dem Hoffelde ist 1836 (Kandidat Schütz, M. J. 2. B. S. 42) am Rande eines länglichen, anscheinend künstlich aufgeschütteten Hügels eine aus flachen Steinen regelmäßig gebaute Kiste angetroffen, welche zwei Urnen barg. 1904 und 1911 habe ich selbst mit Hilfe der Herren Pastor Bachmann und Küster Rehmann interessante und ergiebige Ausgrabungen vorgenommen. Ein Feld liegt nordöstlich vom Dorf bei Höhe 52,3. Der Besitzer, Erbpächter Heinrich Bollow, war hier seit Jahren bei der Feldarbeit auf Urnen gestoßen, die in Steinpackungen standen. Die Ausgrabung konnte noch mehrere feststellen. Die Urnen, überdeckt mit einer Schale, waren zum Teil höchst sorgsam mit glattem Sandstein, Seitensteinen und Deckstein eingefast und waren entweder in große Steinpackungen gebettet oder von einem Steinkranz umgeben. An Beigaben fanden sich zwei Fingerringe und eine Nadel aus Bronze.

Ein weiteres Urnensfeld findet sich auf dem Kirchhofe, also von dem vorigen ziemlich entfernt, hatte aber ganz denselben Charakter. Merkwürdig waren einige Kreise aus wallartig geschichteten Steinen, die keine Gräber enthielten und die vielleicht die Fundamente von Wohnhütten darstellen.

Eisenzeit. Von der Bronzezeit ist der Uebergang zu der älteren Stufe der Eisenzeit ganz unmerklich, wir haben dafür gerade in der Gegend von Pampow einen trefflichen Beleg.

Bei Hof Pampow war man (Plantagenbesitzer Beuther) bei Baumpflanzungen an der Scheide nach Stralendorf wiederholt auf Urnen gestoßen, und ich konnte 1913 eine Untersuchung vornehmen. Es war eine leichte Anhöhe, die sich zu einer Wiesenniederung senkt, eine Geländebildung, die man gern bei Gräberanlagen genommen hat (vgl. unten Krebsförden). Die Bauart ähnelte der oben bei Dorf Pampow geschilderten, die Umstellung der Urnen mit Steinen war ganz besonders sorgsam, die Steine zum Teil sogar zurechtgeschlagen. Die Urnen waren sehr gut gearbeitet und ähnelten denen der obigen Felder, zeigten aber Verzierungen, die auf eine etwas jüngere Zeit, eben die ältere Eisenzeit, deuten.

Diese ist nun auf unserem Gebiet ausgezeichnet vertreten. Bei Stralendorf, nordöstlich vom Ort, ist der Hofbesitzer Waack wiederholt auf Urnen gestoßen, die ungewöhnlich tief standen und die nach den erhaltenen Resten in diese Periode fallen. (Mitteilung Student v. Koppelow 1930.)

Ein sehr charakteristisches Feld liegt bei Wüstmark (Erbpächter Dahl) auf der Höhe 59,9. Ich habe es 1921 zum Teil ausgegraben. Es befand sich in einem Zustand weitgehender Zerstörung, doch konnten noch hinreichend belegende Stücke geborgen werden. Auffallend war die sorgsame Behandlung der zerbrannten Gebeine: sie waren nicht nur gereinigt, sondern sogar sortiert: die Schädelknochen

lagen oben, die Beinknochen unten in der Urne. An Beigaben fanden sich zwei eiserne Nadeln und ein kleines Tongefäß. Volkskundlich interessant ist es, daß der Berg Späukerberg und eine Sandkühle in der Nähe „Mordkühle“ heißt, also wahrscheinlich einer der Fälle, wo eine Volkstradition sich an eine unheimlich erscheinende vorgeschichtliche Stelle geknüpft hat.

Besonders ergiebig hat sich die Feldmark von Krebsförden erwiesen. Hier liegen, etwa 1½ Kilometer von einander entfernt, zwei Felder, welche die beiden Abschnitte der älteren Eisenzeit auszeichnen charakterisieren.

Das ältere liegt östlich vom Ort nach dem Ostorfer See zu auf hohem sandigen Gelände. Hier ist schon früher ein der Periode eigentümliches Schmuckstück, ein bronzenener Halsring, gewunden mit wechselnder Drehung, sogenannter Torques, gefunden, und 1890 unternommene Ausgrabungen des Unterzeichneten, an denen mit anderen auch der bedeutende schwedische Altertumsforscher Oskar Almgren teilnahm, haben eine Anzahl Urnen ergeben, die in größeren Steinpackungen und unter Steindämmen, meist in einer Schicht Asche und Kohle standen. An Beigaben fanden sich in den Urnen eiserne Gürtelhaken und Schnallenringe, die Toten scheinen also in ihrer Tracht verbrannt zu sein.

Ganz anders ist der Charakter des jüngeren Feldes. Es liegt auf einem sandigen Hügel an einer Bachniederung links von dem Wege nach Schwerin. Der Sand ist so locker, daß die Urnen zum Teil frei geweht sind und sie beim Ackern (Erbpächter Kempke) in Massen zerstört sind. Die Ausgrabung von 1889, die zu den schönsten gehört, die ich je gehabt habe, war leicht und ergiebig. 103 Urnen sind geborgen, die ursprünglich in Reihen standen; auch die Stelle des Leichenbrandes ist gefunden. Die Urnen standen meist frei im Sande und waren ganz mit weißen, offenbar gereinigten, Gebeinen gefüllt; Beigaben hatten nur wenige, eiserne Nadeln, Ringe, Schnallen, Gewandnadeln (sog. Fibeln). Die Urnen zerfielen der Form nach in zwei Gruppen, beide an den Schluß der Periode gehörend. Wir gelangen damit in die Zeit um Christi Geburt.

Den folgenden Kulturabschnitt, in dem die Römer im westlichen Germanien festen Fuß faßten und ihren Einfluß weit in das Innere des Landes ausdehnten, pflegt man als **römische Eisenzeit** zu bezeichnen. Merkwürdig, daß unser Landstrich hier wie in der darauf folgenden Völkerwanderungszeit, also rund bis 400 n. Chr., fast ganz versagt, während die angrenzende Wittenburger Gegend eine ganze Reihe der schönsten Grabfelder (z. B. Rörschow) ergeben hat. Als östlichen Ausläufer dieser Gruppe haben wir den einzigen hierher gehörenden Fund aufzufassen. Er war merkwürdig genug. (Bericht Lehrer Nevermann und eigene Kenntnis.) Februar 1894 fand ein großes Unwetter statt, welches auch eine bei den Käten am Wege nach Walsmühlen stehende große Pappel entwurzelte. Ihre Wurzeln hatte sie in die Urnen eines hier befindlichen Grabfeldes erstreckt, und diese waren mit den Wurzeln herausgerissen; die Dorfsjugend belustigte sich, den nun herumliegenden Inhalt zu sammeln, eiserne Messer, Schnallen, bronzene Nadeln, Fibeln, Glasperlen, Spindelfeine, auch die schön mit Mustern in Punktlinienart (Mäander u. ä.) verzierten Scherben. Danach gehört das Grabfeld in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt.

Auch die Schlußperiode unserer Vorgeschichte, die **Wendenzeit**, hat nur kümmerliche Spuren hinterlassen. Wir haben hier weder Skelettgräber noch Burgwälle. Aber menschenleer ist die Gegend nicht gewesen; Siedelungsspuren sind vorhanden. In Krebsförden hat man im Ort selbst 1910 Scherben mit den unverkennbar wendischen Verzierungen gefunden und bei Holtbusen in einer Sanddüne (Wedland, Erbpächter Lübbe) mit Steinen ausgelegte Gruben mit Brandspuren, offenbar die Herdstellen von Wohnungen, dabei Scherben.

Damit schließt unsere Vorgeschichte.

Als Anhang sei ein Fund historischer Zeit angefügt.

Bei Wüstmark ist man rechts vom Wege nach Pampow bei Gelegenheit eines Neubaus in flachem Boden auf Skelette gestoßen. Eine 1929 mit Herrn Lehrer Dahl vorgenommene Untersuchung ergab, daß die Skelette etwa 1 Meter tief, also wesentlich tiefer als es in der vorgeschichtlichen Zeit üblich, lagen und auch besser erhalten waren; es fand sich dabei ein kleines Messingstück mit Palmettenverzierung, sicher nicht vorgeschichtlich, vielleicht ein Uniformstück. Ob es sich um die Begräbnisstätte einer eingegangenen Siedelung (eine Stelle in der Nähe heißt Derffstelle) oder um Soldatengräber handelt, wird kaum zu entscheiden sein, für das letztere spricht, daß im Orte die Tradition besteht, daß bei Wüstmark ein Massengrab liege.

R. Belz.

Zu unseren Bildern.

1. Kirche zu Pampow.

Umgeben von gepflegten Gräbern, von schlanken Linden und alten Ulmen, von Trauerweiden und Trauereschen, umspannt von einer langen Mauer aus mächtigen Findlingsblöcken, umrahmt von einem Kranz Stroh- und Steindachhäuser steht auf flacher Bodenwelle in überragender Schlankheit unsere Dorfkirche. Ihr spitzer Turm sticht in die Luft, umflogen vom lärmenden Volk der Dohlen. Weithin schwingt ernst und mahnend der Klang der Sonntagsglocken: hin zu den Dörfern der Kirchgemeinde, die am Rande des „Sieben-Dörfer-Moores“ liegen, und die sich am Rande der „grauen Gegend“ dehnen. Im Feiertagskleide schreiten Menschen auf Kirchsteigen heran, den schweren Schollenschrift gehend, durch grünende Saaten, durch die Einsamkeit des dunklen Moores. Die Totenglocke klagt, wenn Bauernpferde den Leichenwagen den „Stadt“- „Sand“- oder „Totenweg“ entlang fahren. Die Betglocke mahnt den Ackermann, daß alles Gedeihen in Gottes Hand steht. Die Turmglocke gellt Notrufe durch das feuerhelle, nächtliche Dorf. Feier- und Leidstunden ruft du mit dem Klang deiner Glocken in die Dörfer, Heimatkirche!

2. Altes Bauernhaus zu Wüstmark.

Fest und stolz steht die alte Bauernburg da. Der Birnbaum überschattet das moosbedeckte Strohdach. Zwischen starken Ständern und Querbalken im Mauerwerk des Giebels lachen blanke Fensterscheiben der niedrigen Wohnstuben und Kammern. Herzgeschnittene Fensterläden sind zurückgeklappt. Unter den „Luken“ hängt die Sense. Zwei schmale Luken sehen wie dunkle Augen unter dem Dach hervor. Im Garten vor den Fenstern blühen Bauernblumen in leuchtenden Farben. Die Mittagsstille liegt um das alte Bauernhaus. Ueber 200 Jahre troßt es nun schon Feind, Feuer und Wetter. Die Geschlechter der Dahl, Wedemeyer und Bollow wurden drin gewiegt und geschreint: hier lebte der alte Joachim Dahl (geb. 1653) das Glück und Leid seines Lebens. Joachim Bollow, den die Preußen 1758 für immer entführten, aß hier sein Bauernbrot. Diesem Haus entriß der Weltkrieg als eines der ersten Opfer den Gehöftserben. Von Menschenschicksalen, im Glück und in der Mühlsal des Lebens, erzählt das alte Bauernhaus.

3. Alter Backofen.

Den alten Backofen schufen Bauernhände aus Lehm. Unten am Gartenweg liegt er, wo verolmte Weiden an der „Hofwiese“ stehen. Holzkloben, Kienwurzeln und ausgeglühte Kohlen bedecken die Erde vor den gähnenden Ofenlöchern. Der lange Brotschieber ist gegen die hölzerne Ofentür gelehnt. Das eine Ofenloch nimmt das Brot, das andere zur Festzeit den Kuchen auf. Hier wird der Flachs in der „Schnirrhize“ des Ofens getrocknet. Backtag ist ein Freudenfest auch für die Kinder. Den ausgeriebenen frischen „Knuß“ bricht Mutter für sie ab. Die schweren Brote stellt die Bäuerin in den kühlen Keller. Kräftiges Heimatbrot, wer dich ißt, der führt die Pflugsgar sicher. Buersmann und Buernbrot, buten hart, doch innen goot.

4. Erntebild.

Sirrend sausen die Sensen durch die sterbenden Halme. Aufrechten Ganges, mit festem, sicheren Hieb, schreitet mähend der Vater voran. Racheifernd müht sich ein junger Sohn, gleichen Schritt zu halten. Das nimmermüde Schaffen der Mutter legt vom Schwad Garbe um Garbe auf das stoppelige Feld. Die braunen Hände der flachshaarigen Tochter winden das feste Seil um goldene Halme. Hocke drängt sich an Hocke. Sommerhelle Wolken wandern über das reife Aehrenfeld. Durch die knorrige Eiche braust uraltes Rauschen: 40 Jahre schneidet hier der Vater schon das neigende Korn. Er mäht auf einer Scholle, wo sein Geschlecht 250 Erntejahre, magere und fruchtschwere, die Sichel führte. Sein Herz hängt an diesem Land. Viel Treue und herbe Kraft liegt im frohen Tagwerk dieser Erntegruppe. „Wer Herr einer Scholle ist, soll es bleiben und sich genügen lassen. Größeres kann er nicht eintauschen.“ (Schroer.)
Friedr. Dahl.

Der Schulzenknüppel.

W. Zierow

Wenn heute der Schulze dem Dorfe etwas bekanntzugeben hat, so heftet er einen Zettel mit dem nötigen Vermerk in den Aushangkasten. Früher benutzte er den Knüppel, um amtliche oder andere wichtige Mitteilungen an die Gemeindeglieder gelangen zu lassen. Er bestand gewöhnlich aus Eichen- oder „Habäuken“-holz, war rund oder vieleckig geschnitten und maß bei einem Umfang von etwa 15 Zentimetern ungefähr einen halben Meter in der Länge. Im Güstrower Museum befindet sich ein Exemplar, das 42 Zentimeter lang ist. Eingeschnittene Verzierungen schuppen- und rillenförmig, schmücken die untere Hälfte. Der Griff ist verjüngt und ganz oben durchbohrt. Der Rest eines Lederriemens zeigt noch, daß das Loch zur Aufnahme einer Schlaufe diente. An Siegellackresten erkennt man, wie der Mitteilungszettel um den Knüppel befestigt war. Gezeichnet ist er J. E. 1850. Er stammt aus Wredenhagen bei Röbel.

Ähnlich waren die Knüppel, die ich aus meiner frühesten Jugend erinnere. Der Schulze gab den Knüppel an seinen Nachbarn, dieser nach Kenntnissnahme der Botschaft an den Nächstwohnenden, und so ging er von Haus zu Haus, bis er schließlich wieder in die Amtsstube des Dorfregenten zurückgelangte. Daß eine Ansage auf diese Weise sicherer befördert wurde, nicht so leicht verloren ging oder irgendwo liegen blieb wie ein bloßer Zettel, liegt auf der Hand. An einzelnen Orten benutzte der Schulze auch zwei Knüppel, z. B. der in Rossow in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Dieser fertigte die Knüppel nicht sehr kunstvoll; oft genügte ihm sogar ein Scheit Brennholz. An den rechts und links von ihm Wohnenden ging die Botschaft zu gleicher Zeit ab und machte dann die Runde in angefangener Richtung, bis die beiden Knüppel sich begegneten. Der, bei dem sie sich trafen, mußte sie ins Schulzenhaus zurückbringen. Da nun keiner gern diesen größeren Weg anstatt der paar Schritte zum Nachbarhause tun wollte, so suchte jeder, besonders die in der Mitte des Dorfes Wohnenden, bei denen die Gefahr des Begegrens am größten war, den Knüppel möglichst schnell los zu werden, und der pfiffige Schulze erreichte auf diese Weise, daß seine Mitteilung in kürzester Zeit bekannt wurde.

Daß der Knüppel auch sonst zu gleichem Zwecke benutzt wurde, geht aus einer Stelle des Romans: „Der Roland von Berlin“ von Willibald Alexis hervor. Dort sagt der Barbiermeister Ferbig: „Die Knochenhauer und Wurstmacher haben heut Morgensprache. Der Knüppel ist rumgegangen.“ Ob nun Anfang des 15. Jahrhunderts, wo der Roman spielt, wirklich schon der Brauch bestand oder ob Alexis ihn in dichterischer Freiheit nur dorthin verlegte, mag ein anderer entscheiden, fest steht jedenfalls, daß der Dichter ihn aus Berlin kannte.

Für die Dorfjugend war der Knüttel der Inbegriff aller Herrschergewalt und als solcher Gegenstand großer Scheu und Verehrung. Die Nachricht: „Der Knüttel geht rüm!“ weckte nicht nur die Neugier der Erwachsenen — wir lebten damals noch nicht in der Zeit der Versammlungen —, sondern brachte auch die Gemüther der Kleinen in Erregung.

Heute gehört der Schulzenknüttel der Erinnerung an. Oder sollte er noch irgendwo in Gebrauch sein?

Mullwähler.

W. Zierow

Den ganzen Goren hadd mi dei Mullworm holl un boll makt. Den jungen Kohl bröck hei mi rut, aewer dei Blaumenplanten stülp hei sin Hümpels, in dei Stig versackt ein underwohrens. Ik läd Hiringswänz un Irddüllappens in sin Gäng' — en Gaut lang wider makt hei ni; ik prickt mit sautlang' Flederstöck af, dicht bi dicht, — hei gäng dor ünner lang un wucht' sei rut.

Wi lüften würd ik kettelig. Ik lurt em up un halt em mit en Spaden an 't Dag'slicht.

Mullworm pliert mit dei lüften swarten Ogen un graelt: „Wat sall dat? Wat? — Son Swinkram! — Lat mi!“

„Sch—t! Uemmer sachte! — Willen mal en beten anners reden!“

„Ik red' nich anners! — Min Gäng' worden verstäkert; bug' ik mi en nigen saubern, dor ward 'k an 't Licht reten. Dit gräßliche Licht! Dei insamtige Sün!“ Un fäng an tau buddeln.

Au müßt ik lachen. Is jo ünner spaßig, wenn en lüften Kirl in Rahsch geröft. Un denn — ik dacht, ik wir in min Recht, un hei — hei schüll mi dei Jack vull.

In 'n Uemseihn wir hei in de Ird verschwunnen. Bet up den Stummelstiert. An den treckt ik em wedder rut.

„Holt! So hebben wi nich wehrt, Mullworm!“

„Mullworm? — Son Beleidigung ok noch! — Ik bün keinen Worm!“

„Dei Lüd seggen so hiertaulann!“

„Wenn sei dumm sünd, wat kann ik dorför?“

„Fründ, nich so groff! Dumm? Sünd sei nich. Weiten recht gaud, dat du en „Worp“ büßt!“

„Denn saelen sei mi den Stöter an 'n Enn' laten. Saelen nich so bequem brummen. Saelen ehren Snawel updaun. Saelen nich so mulful wesen!“

Recht hadd hei jo. Süll ik em recht geben? — Ne, dat gäng nich. Denn gew ik dei Respektstellung up. Dat deit 'n jo ünner, wenn 'n en annern recht gifft. — Man ik ded 't doch. Wenigstens stillswiegens. Un säd: „Weck heiten di ok Mullwähler!“

„So — doch!“

„Un weck Maulwurf!“

„Dat sünd dei Hochbütschen. Sünd noch vel dummer. Smit ik dei Ird mit 't Mul? Daun sei dat?“

„Sei warden sik häuden!“

„Na — ik ok! Wo min Mul so vel jorter is as ehr. Sei nehmen dei Poten — männigmal noch 'ne Schüffel dortau — ik ok, man 'ne Schüffel nich — bruk ik nich — min Poten sünd beter as ehr. Hadden sei son, sei klarften den Heben dal!“

„Meinst du?“

„Mein ik? — Weit ik! — Is so! — So raffig as sei sünd. Nie nich tau-freden — mit nicks! — Blof nahdenken maegen ' nich. Aewer dat Sülwstverständ-lichst nich. Süß wüßten ' dat „Mull“ mit twei I schreben ward. Weit i k jo, schonst wi Mullwählers gornich tau Schaul gahn — un wühl doch! Na — un hadden

sei dat so schreiben, dann wiren sei up den daemlichen Gedanken von Mul un ehrgel Ma ul gornich kamen!"

"Dunnerlag, Mullwäuhler, du büst jo bannig klauk! Du büst jo en heil gelihrt'es Hus!"

"Heff Tid naug taum Gräwel. Stürt mi keiner dor sinnen in minen stillen Gang. Blot du! — Lat mi nu!"

Dormit busselt hei wedder los.

"Holt de Pust, oll Fründ! — Noch nich!" säd ik un höll em wedder wiß. „Wi heben noch wat afaumaken. Dei Hauptsak noch. Worüm heff ik di stürt?"

"Weit ik nich!" antwurt'i hei brott.

"Haha! Un büst doch so klauk! — Mak mi kein X för 'n U. Denn hört un' Fründschaft up!"

"Ik will gornich din Fründ sien!"

"Büßt doch en richtigen Talps, Mullwäuhler. Dei Latinschen hebben recht. Kannst du Latinsch ok?" — „Büßt woll verrückt?"

"Man nich tau krandessig, oll Jung! Süh, wenn ik di einen up den Blackpott gew, denn liggst naht up 'n Kumpahümpel, un dei Kreih frett di up!"

"Du wardst di händen. Weißt recht gaud, wat du för 'n Vortel von mi heßt!"

"Up wat billst du di denn so vel in?"

"Ik dränier den Acker!"

"Deit för minen Sandbarg nich nödig. Makst em noch dröger dordörch, as hei von Natur is!"

"Aewer dei Lucht! Dei Stickstoff!"

"Wat weißt du dorvon?"

"Heff ik von dei Buren hört. Un wat dei seggen, dat stimmt."

"Dat lat man in 'n Sorg wesen."

Un denn vertehr ik dei Ackerpärrik un Drahtwürm!"

"Dei du finnst! — Un dei Kohlmeden finnst du sinleder nich. Frettest dorför aewer sovel von min besten Frünn', dei Maddiks, dat din anner Rohrung en Quark dorgegen is."

"Sall ik lopen laten, wat mi gaud smeckt?"

"Möt ik ok oft!"

"Worüm büst so dumm?"

"Mullwäuhler —!"

"Les man nah! Les man Jehann Peiser Hebeln. Dei hadd mi taum Engel makt, wenn 'k bloß witt west wir un Flüchten hatt hadd!"

"Dei heft sacht keinen Goren hatt. Un ok dei Maddiken ehr Naturgeschichte noch nich kennt. Heft noch glöwt, dei freten dei Wötfeln. — Man spahig is 't! Literatur kennst ok?"

"Dei mi angeiht — ja! Sall 'k dor nich up horken, wenn dei Gärtnerburgen sick dorpon vertellen?"

"Ik segg jo, büst en hellischen Kirl. — Nu pah mas up! Ganz nipping! Kannst di minentwegen taum lütten gadlichen Engel utbilden, kannst ok freten, wat du wist. Kannst ok hier in minen Goren bliben. Kannst ok en Hümpel maken — ok en por. Versteihst du woll? Aewer bliffst mi ut min Blaumen- und Gurkenbeeten rut — dat segg ik di!"

"Wur sall ik dei von kennen?"

"Büßt so brott frög hei as vörhen."

"Wat, — Dor sall doch en duzend Dunner —! Geihst nachts oft naug hier baben spazieren!"

"Denn is 't düster!"

"För en Uennerirdschen doch nich. Un geihst ok in 'n Mandshin. — Un för alle Gefohr, — kumm mal mit, ik ward f' di mal wisen!"

Ik drew em vör mi hen.

"Son Schinneri! — In desen Stoff un des Hitt un dit Licht!" gnaht hei.

„Gnaß du man! — Süß dor — dat sünd dei Ästern — dor is dat Löwenmul — dor dei Junfern-ünneren-Busch — un hier sünd dei Gurken!“

„In minen Gang kann ik dat nich seihn!“

„Nich? — Is mi egal! Peil dat af, odder los dat uf — mak dat as du wist. Büßt jo en gelährten Bumeister. Awer bliw mi dor rut! Süß begrismult di dat! — Du dor ünneren — ik hier baben — süß, dat is min Kuntrakt!“

„Ik mak keinen Kuntrakt! Uenner! Schriw nicks!“

„Na, dor sall doch — —!“

„Wat süll?“ — Weg wir hei. Hadd sik richtigen Lock utlästert un dor ranpürsch.

„Kumm mi nich wedder vör Ogen!“ röp ik em noch nah un stödd wütig den Spaden in de Ird. Man blot en por Gurkenplanten ret ik rut.

Ik pedd't nu dei Hupens eben un dei Vollkrühren tau.

Den annern Dag wir allens wedder hoch.

„Na,“ säd ik, „denn helpt dat nich!“

Tid hadd ik, so sett't ik mi up 'n Anstand. Un hadd mihr Glück as männigmal, wo ik up en Rehbusch anset. Kein halw Stunn — dor wir hei; hoppla — hoch! — dor hadd ik em.

As en Willen towet hei. Un schimpt as en dun Wis.

„Schimp du man!“

Ik bröcht em nah den fasten Stig rin und sett't em den Spaden up 'n Swanz.

„Nu—e!“ quiekt hei. „Min Swanz! — Büßt verrückt?“

„Uemmer sachten mit die jungen Pferde!“ säd ik. „Gister heff ik di reden laten, hüt is en annern Dag. Du büßt jo de reine Elöpendriwer! — Seggst du noch einen Ton — ik stöt di den Spaden in 't Knick!“

„Ik — ik — ik — —.“

„Ne, min Jung, du nich. Hüt ik. Ik ganz allein!“

Ik drückt den Spaden en beten fester dal. Hei wünn sik.

„Jawoll — winn di man! — Nu mak mal din Horklöcker apen: Du kannst daun, wat du wist — dor ünneren — verstehst du woll? Hier baben bün ik Herr! Kümmt du mi noch ens in de Möt, rittst du mi noch ein enzigst Plant um — denn frett di dei Kreih! Schriw di dat achter dien Mullwäuhleruhren. Ik holl Wurt!“

„Ik — ik — —.“

„Holl 't Mul un mak, dat du weghümmst!“

Ik let em los. Ein — twei — drei — weg wir hei in dei los Mullird.

Ik plant't dei utbraken Ästern frisch in, halt mi drei Pottgurken von 'n Gärtner, begöt allens un güng nah Hus. —

Den negsten Morgen — ik kennt genau Tid un Stunn von Mullworp sinen Jagdgang — wedder hen nah 'n Goren.

Dor — wedder dei süßwieg Geschicht. Allens rut un rüm. Ok dei Pottgurken. Nu würd ik falsch.

En Spaden hadd ik nich dor. Mit 'ne Hack stellt ik mi an. Hei let mi düchtig luren. Vermaud't sik sacht wal. „Un wenn ik den ganzen Dag täuben sall!“ — „Ne klokkenigte Stun heff ik stahn. Dunn kem hei anbreken.“

En Hackenslag. Dor wir hei rut. Musdod. Dei Hack hadd dat Krüz drapen.

„Je, Mullwäuhler, süßt du?“ —

Man de Kreih heft em nich kregen. Hei seg tau nüdlich ut in sin swart Samtjack. Uenner 'n Jehannsbeerbusch heff ik em inpur.

Min Heimatland.

Min Heimatland, du plattdütsch Land,
in'n Nürden langs de Waterkant
mank Maas un Memel legen, —
denk ick an di, denn ward so wacht
min Hart, as wenn em't Frühjohr lacht
un idel Herrgotts Segen.

Dat is de Leiw, dei in em glaest
un as en Storm dat Hart upraest,
vör Gott tau gahn mit Beden:
dat hei ne vull un apen Hand
mücht hebbben aewer di, leiw Land,
mit Woldauhn un mit Fräden.

Min Heimatland, du plattdütsch Land
in'n Nürden langs de Waterkant,
du büst an't Hart mi wüssen!
De Leiw tau di waßt Dag för Dag,
solangn, bet eins den lehten Slag
min Hart deiht slahn in'n Bussen.

Helmuth Schröder.

Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs.

Antworten werden erbeten an Herrn Professor Wossidlo, Waren (Mürit).

1. Von welchem Tier wird der Mond verfolgt, wenn das Licht abnimmt: Dat will Swien hatt den Maan anfräen? Gibt es noch alte Leute, die Maan nur weiblich gebrauchen: „Se“ schient usw.?

2. Lebt die Redensart „Nu steiht de Martenschün apen“ noch heute? Und in welcher Bedeutung?

3. Wie wird das Strelitzer Land im Gegensatz zum Schweriner genannt: „Drierland?“ Heißen die Bewohner des Rostocker Landes noch heute „De Rümfer?“

4. Ist die verhüllende Bezeichnung „De Saatfeier“ statt „Satan“ noch heute lebendig?

5. Wie wird von einem wogenden Kornfeld gesagt: De Wälv gahn in 't Kuurn?

6. Wo wird statt „Wäsboom“ „Bäsboom“ gesagt?

7. Wo ist statt „Hukeback drägen“ „Hakebutt“ üblich?

8. Ist „Jirrer“ für „Euter“ noch lebendig?

9. Eine alte Frau in einem Dorfe bei Malchow sagte „Pesen“ statt „Pfingsten“. Ist das noch sonst bekannt?

10. Zu einem Unerfahrenen, den man bei kalter Witterung mit einem Sack an eine windige Ecke schickt, um dort ein Tier zu fangen, wird ja gewöhnlich gesagt: „Dor kannst du 'n Bäwer fangen.“ Wo ist dafür „Bäwerhöhner fangen“ üblich? wo „Rasselbuck“?

11. An welchen Orten der Ostseeküste werden die Kinder vom Schwan gebracht? Welcher Vogel bringt da, wo der Storch als Kinderbringer gilt, die Kinder im Winter? Der Fischreier?

Was wird zu den Kindern gesagt, wenn eine Kuh gekalbt hat: „De Koh hett dat Kalw unner de Krüff rut rackt!“?

12. Lebt der Name Martin Luthers in heimischen Redensarten? Ich hörte von einem Kutschwagen altfränkischer Bauart sagen: „Dat is so een, as wo Luther up na Worms föhrt is.“

13. Was sagt jemand, der von schwerer Krankheit genesen ist: Ik heff em (den Doot) noch wedder 'n Schäpel Hawern losseggt!“?

In welchen Redensarten spielt das Totenhemd eine Rolle? „Dor kann'n dat Dodenhemd suurts mitnähmen.“ (Von schwerer Arbeit.) „Dor hängt dat Dodenhemd up'n Duurpost.“ (Von einem Gutshofe, dessen Herr von seinen Leuten schwere Arbeit verlangt.) Wer kennt mehr?

14. Hier in Waren wird von einem Menschen, der eine Gefängnisstrafe abgehüßt hat, gesagt: „Dee is na Roebel wäst un hett Wälv höddt.“ Wie ist das zu verstehen? Sind ähnliche Ausdrücke bekannt?

15. Wie wird bei einer Korngarbe das Stoppelende und das obere Ende unterschieden?

16. Welche Bedeutungen hat das Tätigkeitswort „emern“? Lebt das Dingwort „Emer“ noch?

17. Welche Bedeutung hat das Wort „Raakfohrt“?

18. Welche Wendungen gebraucht unser Volk für den Begriff: Rache, sich rächen?

19. Wie heißt das Fälen des Unkrauts und das dabei gebrauchte Messer? „Weid'pook“?

20. Welche Ausdrücke sind beim Stricken üblich? Wie heißen die einzelnen Teile des Strumpfes?

Bücherbesprechung.

Wege aus der Not des Landvolks. Unter diesem Titel ist jetzt der Bericht über die diesjährige Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege sowie des Reichsausschusses ländlicher Frauenverbände und des Zentralausschusses für Ländlichkeitspflege erschienen. Der Bericht enthält den Wortlaut folgender Vorträge: Wiederbelebung der Kräfte der Familie (Vortragende: Frau v. Kleist-Refow); Das Volkstum in der heutigen Zeit (Pfarrer Weigert); Ländlicher Bildungsweg (Studienrat Dr. Priester); Das neunnte Schuljahr für die ländliche Volksschule (Hauptlehrer Philippsen); Frauenberuf und Frauenbildung (Dr. Elisabeth Kramer); Der Kindergarten auf dem Lande (Dr. Paul Hoffmann); Das Dorfkind als Mittel der Volksunterhaltung, Volksbelehrung und Volkserziehung (Professor Dr. Lampe). Die sehr anregende Aussprache, die sich an alle Vorträge angeschlossen, ist etwas gekürzt wiedergegeben. Die 96 Seiten starke Schrift, die von der Geschäftsstelle des Deutschen Vereins, Berlin SW. 11, Bernburger Straße 13, einschließlich Porto für 2,50 RM (für seine Mitglieder 1,50 RM) zu beziehen ist, bietet außerordentlich viele Anregungen für die praktische Arbeit und sollte deshalb weiteste Verbreitung finden.

Bezugsbedingungen: Die „Mecklenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Derz. Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1,50 RMart. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, Tessiner Chaussee 26. Das Geschäftsjahr der Redaktion befindet sich Alexandrinenstraße 92. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 1/1 Seite kostet RM. 50.—, Seitenteile werden entsprechend berechnet. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Aufschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an: Hubert Gergobe, Zeitungsverlag und Annoncen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarckstraße 61/69.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Juni 1931

Nummer 6

Inhalt: Hörpdag in Rappow. — Dorftag zu Rappow. — Fröhliches Mecklenburg. — Das Dorf als Erziehungsgemeinde. — Das Dorfino in Mecklenburg. — Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs. — Die Studienreise der Schüler und Schülerinnen der Bauernhochschule Wligrad durch Schleswig-Holstein. — Abschluß des Webelehrganges zu Reutlofter. — Von dat Wäber.

Jehann'sdag is 't . . .

Jehann'sdag is 't! De Rosen bläuhn,
dat Frühjohr seggt: „Adschü!“
Kumm, lat noch einmal uns mit Gräun
uns kränsen un von Harten freun
des' Rosentied, Marie!

Is mi ok gries un graz de Vort,
un Sülwer in din Hoor, —
un heft ok 't Juchen nich mehr Ort, —
un' Hart, dat heft noch apen Port,
un 't Og is ok noch klor.

De Hand von 't Wark! Wat sall dat
Lat 't Morgen ok sin Last! [Mäuhn!
Jehann'sdag is 't! De Rosen bläuhn,
un wo di't baden, di tau freun, —
den Dogenblick holl fast!

Dat Frühjohr bütt sin Scheidelgräut,
de Rosen sünd sin Bad.
Wer Frühjohr wohrt sick in 't Gemäut,
denn' smeckt de Rest von Leben säut
un dücht em Herrgottsgnad.

Wat wie twei Weid noch taukumm Johr
de Rosen bläuhn seihn, —
un wat un' Hart so sorgenklor
un döftig is un' Dog un Ohr, —
süh, dat weit Gott allein!

Helmuth Schröder.



Dörpdag in Pampow.

Von der Verfasserin des Festspiels.

Min Heimatland, — wat för ein Land
knüpft so min Seel an di?
Kein Dag geiht hen, wo dat nicht luidt
un hell in 't Hart de Leiw upbludt, —
de Leiw tau di, min Heimatland
Olt-Medelborg an 'n Ostseestrand.

Helmuth Schröder.

Blagen Heben un güllen Sünnechien aewer Pampow un dat heil Karkspill. De Leiwarken sängen noch eins so hell as süs aewer de grünen Kurnseller, wo de Ohren jäst ehr eersten Fahnen uthängt harrn, as mühten sei ok slaggen tau dat Heimatfest, wurtau de Dörper son 'n Festkleed anleggt harrn, dat et ne Lust antauseihn weer.

De Fleder bläucht, — un an den Feldrämel lücht't de Hasenbram so hell, as säd hei tau de Sün: All din güllen Strahlen, wurmit du Muddereer küßt hest, dat sei ut ehrn Winterdrom upwakt is, heft sei mi mitgeben, dat nig verlurn güng, — dat sei noch eins werrer hell lüchten sülln, den Schöpfer un sin Wunschenkinner tau Freu:

De Kastan'n'böm an de Dörpstrat stünnen so stolt un harrn all ehr Lichter upsteken, — un dörch de frisch Morgenluht klüng dat so klor un fierlich ut de Posaunen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!“ un de Klocken repen ehr Amen dortau.

En Sünndagmorgen, — so recht en „Tag des Herrn“, — un de Heimat in ehr leiwlichst Kleed tau seihn, — de Heimat, dei tau Ihren er von wied un stiet ehr trugsten Kinner tauhopkamen weern, üm tau wiesen, wur sei ehr an 't Hart wüssen is, — tau raden un tau helpen, dat sei uns un dei nah uns kamen; dat bliwt mit all ehr Schönnheit, ehr Sprach un Eigenort, wat sei uns' Döllern un Vörröllern west is: de Jungborn, ut denn sei sick ümmer werrer Maut un Globen halt hebben ok in de swersten Tieden, in Not un Krieg un Elend. — — —

Von alle Tieden kemen sei in Schauwen, dei dissen Heimat-Ihrenstag mitfiern un sick tau ehr bekennen wulln. All mit Freu in 'n Harten un hellen Schien in de Ogen. Un as de Klocken repen, weer dat Gottshus so schrabenvull un up den Karkhof ünner de grünen Böm ok noch ne grot andächtiz Gemein. Un all ein Hart un ein Seel, wat bet in 't binstelst Mark tau spörn weer bi 't Singen un bi de Predigt, dei in uns' hartleiw Muddersprak so warm un indringlich säd: Holt ut un stadt fast up de Heimateer, wenn jug wen weglocken will! Kiekt up dat Vörbild von jug Vörföhrn.

In den Festtog naher stünnen de ollen Tieden vör einen up. Tweihunnert Johr Dörpgeschicht würrn lebennig vör Ogen stellt. Un denn de ollen Drachten, un de Hochfieds- und Kinnelsbierwagen, de Lustwagen un Aufskron usw.! De Jungkeerls in ehr roten Westen un de jungen Deerns in eigenweuten Röck un bunten Mäßen, — nich tau vergeten den jungen Upslag mit Blaumenkränj' in 't Hoor! Wat weert en leiwlich Bild! Dat Hart in 'n Leiw müht einen lachen. Un de Sün schien so warm un fründlich up dat Dörp, un de Leiwarken sängen so vergnügt, as de Festtog dörch de grünen Kurnseller fög.

Dat Ringrieden naher uppen Festplatz un de annern Riederspille up den grünen Brink, — de leiwten ollen Volksdanz, wur einen dat Tankieken nich aewer ward. — Wo lüchten dat Jungvolk de Ogen, — und wat würr de Ollen dat Hart wack in Gedenken an ehr eigen jungn Wäl, as sei noch stolt tau Pierd seten, — as sei ok den „Figaro“ un den „Windmüller“ danzten, wenn de Trecksiedel klüng. —

Oor to rasch güngen de Stunden hen. De Tied lep einen ünre Hänn' wez, — as sei ümmer deiht, wenn wi wat Schön's un Grot's belewen. — Wat bliwt, is dat Gedenken. — Mächt dat all, dei dat Pampower Heimatfest mitfiern können un sick dor as e i n Heimatgemein säuhlten, in 'n Harten lebennig blieben! Mächt jedwer find Deil dortau dauhn, dat de Leiw un Tru tau uns' Heimat, ehr Sprach un Eigenart, ümmer miht wassen, — ümmer deiper ehr Wöddeln drieben. —

E. Schr.

Dorstag zu Pampow.

Vom Herausgeber.

Der Dorstag zu Pampow ist vorüber. Es war der 7. Dorstag, der seit 1925 in Mecklenburg begangen wurde. Er hat alle bisherigen übertroffen. Auf dem Dorstag zu Dreveskirchen 1927, der bereits sehr groß ausgezogen war, sagte Professor Wossido zu mir: „Sorgen Sie dafür, daß der Dorstag nicht zu sehr in die Breite geht!“ Ueber den Dorstag zu Pampow kann man das Gesamturteil fällen: Er ist in die Breite und in die Tiefe gegangen, d. h. er hat an Ausmaß alle bisherigen übertroffen, aber auch in der richtigen Auffassung dessen, was ein Dorstag bezwecken soll. Es war ein echt mecklenburgisches Heimat- und Volksfest! Hätte man es heute noch für möglich gehalten, daß sich ein ganzes Dorf in Tracht wirft, und zwar nicht etwa von einem Vermieter geliehen, sondern alles selbst gemacht, vom Schulzen angefangen bis zum kleinsten Mädchen, das den Dorstag mitmachen konnte. So sah man Trachtenbilder auf dem diesjährigen Dorstag, wie man sie sonst nur in Oberbayern oder in Hessen zu sehen gewohnt ist. Ein Bauernmaler wie Leibl hätte seine Freude daran gehabt. Aber nicht nur die Menschen hatten ein anderes Kleid angezogen, sondern auch das ganze Dorf. Blicksauer sah es aus mit seinen gepflegten Vorgärten und mit seinen neu gekalkten Hauswänden. Pampow hat noch eine ganze Reihe alter Bauernstellen, die mit ihren Kalkflächen und dem braunen Fachwerk, unter blühenden Kastanienbäumen vergraben, geradezu den Maler herausforderten. So war der Gesamteindruck des Dorstages, um das gleich voranzunehmen, einfach überwältigend. Das war auch das Urteil aller derer, die schon verschiedene Dorstage mitgemacht hatten. Selbst der Dorstag von Krikkow wurde übertroffen.

Wenn wir nun einige Streiflichter auf den Dorstag zurückwerfen, so sei hierbei eine Kritik erlaubt. Ja, sie ist notwendig, denn wir wollen doch immer noch zulernen.

Der Begrüßungsabend zeigte schon eine erdrückende Fülle. Was hier Schulze Möller mit wenigen Begrüßungsworten den zahlreichen Gästen sagte, das war so echt mecklenburgisch, wie es nicht besser gesagt werden konnte. Seine Worte fanden den schönsten Widerhall in der Entgegnung des Landesbischofs Dr. Rentorff, der sich freudig zu Mecklenburg bekannte. Im Mittelpunkt des Abends stand die Rede des Ortspastors Haack, der in großen Zügen über die Geschichte des Dorfes berichtete. Von den sonstigen Darbietungen haben mir am besten die Tänze der alten Paare gefallen, vor allem die Schwedische Quadrille. Welch wundervolles Trachtenbild, welche Gemessenheit in der Bewegung!

Am zweiten Tage fand mittags ein Essen im Saal des Dorstkruges statt, bei dem sich die Hauptveranstalter des Dorstages, d. h. diejenigen, die die meiste Arbeit davon gehabt haben, mit den zahlreichen Gästen von nah und fern trafen. Es war wieder ein sehr hübsches Bild! Von meinem Platz aus konnte ich die ganze Tafel übersehen und durch die große offenstehende Saaltür das Leben und Treiben auf der Dorfstraße beobachten. Abgeschlossen wurde das Bild von den riesigen Linden des Kirchhofes. Es wurden viele Reden gehalten. Alle bekannten sich zum „Dorstag“, am stärksten wirkte wohl das Bekenntnis des Ortslehrers Kröpelin, der ausführte, daß er bei den Vorbereitungen zum Dorstag mehr an heimischem Volkstum gelernt habe, als während seiner Ausbildungszeit auf dem Seminar zu Neukloster.

Bei den Vorträgen am Nachmittag im zweiten Dorstkrug war die Jugend sehr stark vertreten, so war die Wirtschaftliche Frauenschule zu Malchow vollständig erschienen, ferner die Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, die Jungbauernschaft-Krikkow u. a. m. Die Einwohnerschaft von Pampow hätte stärker vertreten sein können. Es ist aber auch schwer, sich an einem solchen Tage frei zu machen. Somit ist die richtige Zeit für die Vorträge — und Vorträge müssen sein auf dem Dorstag — immer noch nicht gefunden. Es sprachen

Dr. Priester-Rostock, Verbandsdirektor Dürsteler-Rostock, Gartenbauinspektor Heuser-Rostock, Oberstudiendirektor Buhle-Schwerin. Heuser, der zum ersten Male auf einem Dorftag sprach, hat allen sehr gefallen. Daß seine Ausführungen auf fruchtbaren Boden fielen, bewies die Aussprache, die nur mit Mühe vom Leiter der Versammlung, Herrn Schulze Becker-Holthusen, abgebrochen werden konnte. Bei der Aussprache tat sich vor allem Herr Schulze Westendorf-Parkentin hervor, der von den Erfahrungen des vorigen Dorftages in launiger Weise berichtete.

Direktor Buhle zeigte in seinen klaren, in plattdeutscher Sprache vorgetragenen Ausführungen, wie man auf dem Lande auch das Plattdeutsche noch viel mehr pflegen kann. Man hatte bei ihm gleich das Gefühl: hier spricht kein Akademiker, sondern ein Mann des Volkes, aber auch ein Mann der Praxis, der als Leiter der Plattdeutschen Gilde, Schwerin, schon viel auf dem Gebiete der Pflege plattdeutscher Art und Sitte geleistet hat. Von der Zusammenarbeit mit der Plattdeutschen Gilde, Schwerin, hat Pampow überhaupt große Vorteile gehabt. Hier war es vor allem Herr Hauptlehrer i. R. Voß-Schwerin, der für das Zustandekommen des Heimatmuseums und für die glänzende Ausstattung des Festzuges Hervorragendes geleistet hat.

Das Festspiel „Die Heimat“, extra für den Dorftag von der plattdeutschen Dichterin Elisabeth Schröder-Ribnitz geschrieben, wurde in beiden Dorfkürgen zugleich aufgeführt. In dem einen Dorfkürg spielten die Holthusener, in dem andern die Pampower. Zu meiner Rechten saß die Dichterin. Es war das erste Mal, daß ich einen solchen Ehrenplatz einnahm, und ich glaube, ich habe mehr Angst ausgestanden als die Dichterin, daß ihr Stück bei dieser Uraufführung „durchfallen“ könnte. Diese Angst war aber unnötig, denn es wurde flott gespielt, vor allem war die schwierige Rolle des Großvaters in den besten Händen. Leider war es mir nicht möglich, auch die Holthusener spielen zu sehen. Ich hörte nur, daß es dort so still bei der Aufführung gewesen sei, wie in der Kirche, und die Wirkung des Stücks sei geradezu eine gewaltige gewesen.

Bei der Vorführung ging es so echt dörflich zu. Schon der Zuschauerraum war ein Bild für sich. So viele Menschen sind wohl noch nie dort versammelt gewesen. Unmittelbar vor der Bühne hatten sich die Kinder versammelt, um alles besser sehen und hören zu können. Sie saßen, wo nur Platz war, schließlich hatte jeder aus der vordersten Reihe der Zuschauer ein kleines Mädchen auf dem Schoß. Meins war aus Groß Rogahn. Sie erzählte mir, daß sie am 3. Juli 7 Jahre alt würde. Auf meine Frage, was sie sich denn wünschte, antwortete sie mit strahlenden Augen: „Eine Tracht — und ich krieg sie sicher.“

Der Sonntagmorgen brachte den Plattdeutschen Gottesdienst. Die mit Blumen und Grün geschmückte Kirche bot mit den vielen, vielen Menschen in Tracht ein wundervolles Bild. Die Kirche konnte die Besucher nicht fassen. So hatte man draußen unter den Linden Bänke aufgeschlagen, denen durch einen Lautsprecher die Predigt vermittelt wurde. Es sprach der bekannte plattdeutsche Prediger Pastor Schoof-Schwerin. Durch sein hervorragendes Platt, aber auch durch die genaue Kenntnis der plattdeutschen Seele versteht er es, auf die Gemüter seiner Zuhörer zu wirken. Seine Worte werden sicherlich noch lange in Pampow nachklingen. Vor allem diese: „Was würden die gefallenen Pampower sagen, wenn Ihr die Heimat verließet, für die sie gekämpft haben?“ Der Gottesdienst wurde durch die Posaunenchöre wesentlich verschönt.

Der Festzug ist in den Zeitungen bereits eingehend beschrieben worden, so daß ich mich hier kurz fassen kann. Es war das erste Mal, daß neben den sonst üblichen Wagen historische Bilder aus der Geschichte Pampows geboten wurden. So sah man Peter den Großen (Becker-Holthusen), so sah man Blücher, den Herzog Friedrich Franz I. und anderes mehr. Es war aber kein bloßer Festzug, sondern bei Ankunft auf dem Festplatz wurde z. B. die Ankunft Friedrich Franz I. richtig auf-

geführt, indem Schulzenvadder und Schulzenmudder herantraten und die alten Verse aufzagten, die uns die Alken erhalten haben (vgl. Mai-Nr. der „Heimat“). Abgesehen von diesen geschichtlichen Gruppen hat mir am besten die Gruppe der alten Ringreiter gefallen. Ich habe es nur bedauert, daß ich sie nicht „filmen“ konnte.

Auf dem Festplatz entwickelte sich bald ein buntes Leben. Auf der einen Seite befand sich die Bahn für die Vorstellungen der Reiter, in der Mitte des Festzuges vor den Zelten war eine mächtige Tanzbahn aufgeschlagen. Hier wurden Reigen der Pampower und Wüstmarker Jungmädchengruppe aufgeführt, ferner Bauertänze, an denen sich auch viele Zuschauer beteiligten. Auch wurde hier ein Radballspiel vom Radfahrerverein vorgeführt. Auf der andern Seite befand sich der Sportplatz. Hier turnte der Kyffhäuser Jugendbund. Die Schulmädchen führten Spiele und Reigentänze auf. Die Schüler von Wüstmark spielten Dorfspiele, wie Kuhlsög und Dreibock, Spiele, die manchen an die Jugendzeit erinnerten.

Für Erfrischungen war genügend in den Zelten gesorgt. Es war aber auch eine hahnebüchene Hitze. Es würde zu weit führen, alles zu berichten, was man dort in den wenigen Stunden auf dem Festplatz erlebte. Die Stimmung war geradezu glänzend. Nur ein kleines Erlebnis will ich erzählen: Es war mir von der Leitung erlaubt worden, mit meinem Auto auf den Festplatz zu fahren. Das erfuhr ein Hofbesitzer aus dem nahen H. Schon kam er zu mir und fragte mich so recht schalkhaft: „Könn's min Fru nich schnell mal nah'n Melken führen?“

Bei der Heimfahrt genoß man noch einmal das wundervolle Dorfbild. Am schönsten war der Blick über den von blühendem Weißdorn überhangenen Dorfteich, über die in Fliederpracht prangenden Gärten mehrerer Hofstellen, auf die das Bild abschließende Pfarre und Kirche.

Der Bericht über den Dorftag zu Pampow würde kein vollständiger sein, wenn man nicht auch noch mal einen Blick in das Heimatmuseum hineinwerfen würde. Das Museum war hübsch zusammengestellt. Es bot neben dem sonst auf Dorftagen Gezeigten auch außergewöhnliche Sachen. Einzigartig war der Raum mit den geradezu künstlerischen Aufnahmen des Herrn Lehrer Dahl-Wüstmark: Aufnahmen von Bauernhäusern aus Wüstmark, belebt durch die Aufzeichnung der Geschlechter, die seit Jahrhunderten in diesen Häusern gewohnt haben.

Auch der „Kehraus“ am Montag muß noch erwähnt werden. Auf sieben Lastwagen fuhren die Pampower unter Harmonika-Begleitung nach Holtzhusen zum „Zaren Peter“, wo sie gut bewirtet wurden. Dann ging's zum Dorfkrug, wo viel geredet und gesungen wurde. Erst spät am Abend trennte man sich. Auf diesem „Kehraus“ hielt Herr Schulze Möller-Pampow wieder eine echt mecklenburgische Rede, die darauf hinausklang, daß die Gemeinden Pampow und Holtzhusen auch ferner fest zusammenhalten sollten, so wie sie den Dorftag zusammen gefeiert hätten.

Fröhliches Mecklenburg! (Bester Pressebericht.)

Von Jürgen Bachmann.

Ist das noch das alte, stille, verträumte Bauerndorf mit seinen strohgedeckten Häusern und Scheunen, der trauten Kirche inmitten der alten, knorrigen Bäume, mit seinen Bauern, Bädern und Häuslern, denen harte Arbeit von frühester Jugend auf scharfe Falten in das Gesicht zeichnete, und die nichts kennen als die Sorge um Haus und Hof und Vieh und Acker und Wiese,

Irgendeine unsichtbare Hand hat diese harten, verschlossenen Menschen angerührt, sie aufgeschauelt aus dem Einerlei des Alltags und in ihnen die Freude an ihrer scheinbar so bescheidenen und doch so gewaltigen und tief verwurzelten Bauernkultur und Geschichte geweckt. Da setzten sich die Frauen und Mädchen hin und nähten die alten mecklenburgischen Bauerntrachten, die einst ihre Urgroßmütter trugen, den bunten

Rock mit dem schwarzen Nieder, den weißen Halstüchern, Schürzen und Strümpfen, den buntbestickten Hauben mit den langen, wehenden Bändern und Schleifen. Wanden Gärten aus den schönsten Blumen des Frühlings, aus Tulpen, Narzissen und Bauernrosen, mit Birkengrün vermischt. Und die Männer striegelten die schweren Bauernpferde, schmückten sie mit bunten Bändern und Schleifen, errichteten Masten mit Fahnen in den Farben des Landes, rüsteten Wagen und Karren und setzten sich den runden, flachen Hut auf, den ihre Urgroßväter getragen haben.

Drei Tage lang dauerte das Fest, das der Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege angeregt und das in diesem Jahre die Kirchgemeinde Pampow im westlichen Mecklenburg durchzuführen übernommen hatte. Drei Tage lang feierten groß und klein, jung und alt, und es war kaum ein Haus in den Dörfern des Kirchspiels, das nicht irgendwie beteiligt war.

Da sammelten sie sich in den überfüllten Sälen des Dorfes und hörten Vorträge über die ländliche Heimatpflege, über ländliches Genossenschaftswesen, über die Erhaltung und Pflege der plattdeutschen Sprache. Da sahen sie dem vortrefflich gespielten Heimatstück zu, das die Not unserer Tage und den Kampf um die Scholle vor Augen führte. Da tanzten junge und alte Bauern mit ihren Frauen und Mädchen in ihren farbenfrohen Trachten die alten Bauerntänze, den Kegel- und den Schustertanz. Auf dem Festplatz wetteiferte jung und alt im Ringreiten, Radfahrspielen und mancherlei anderem ländlichen Spiel und Tanz.

Der Höhepunkt aber war der historische Trachtenzug. Die Geschichte des Dorfes, das Leben der Gemeinde zog in bunten, lebensvollen und lebensechten Bildern vorüber. Geschichte? Hat denn solch ein stilles, verborgenes Dorf auch eine Geschichte, die es lohnt, davon zu berichten? Die alten, vergilbten Kirchen- und Amtsbücher erzählen davon, und wer sich die Mühe macht, in ihnen nachzulesen, der kann mancherlei erfahren: von Kriegs- und Feuers- und Hungersnot. Während des Dreißigjährigen Krieges zogen Wallensteiner und Schweden durchs Dorf und hinterließen Spuren, die erst nach langen Jahrzehnten wieder verwischt wurden. In den Weihnachtstagen des Jahres 1712 hielt Zar Peter der Große von Rußland Kriegsrat im Pampower Pfarrhaus. 1806 zog Blücher auf seinem Marsch nach Lübeck die breite Heerstraße, den Fahrweg, der durchs Dorf führt; und als nach dem Frieden von Tilsit Herzog Friedrich Franz I. zurückkehrte in seine Residenz, wurde er festlich in Pampow empfangen. Kleine Stationen das, aus der großen Geschichte dreier Jahrhunderte. Aber genug, um aus ihnen nun wieder Gestalten werden zu lassen. Da ziehen sie alle im Festzug in historischen Trachten vorüber: Wallensteiner und Flüchtlinge, Peter der Große und Blücher, Lüßower und mecklenburgische Jäger, Herzog Friedrich Franz I. und im Viererzug seine liebliche Gemahlin mit den Prinzen und Prinzessinnen.

Und hoch zu Ross und zu Wagen alles, was sonst auf dem Lande lebt und webt: Ein Wagen mit den beiden Dorfschmieden und ihren Gesellen, ein anderer mit einem Webstuhl, an dem der Weber werkelt. Die Dorfmacher und Flachsspinner, Maler und Schuster. Feuerwehr mit altertümlichen Geräten, Postillione, Ernte- und Kartoffelwagen; und kein Gerät auf ihnen, keine Tracht, die nicht bis ins kleinste historisch getreu gewesen wäre.

Das Dorf war lebendig geworden bis in seinen kleinsten Winkel. Tausende waren aus den Dörfern und Städten des Landes gekommen, um teilzuhaben an diesem fröhlichen Fest. Eng gedrängt säumten sie die staubigen Straßen, füllten sie die heißen Säle. Und zwischen Stadt und Land tat sich eine neue Verbindung auf. Die Städter, die immer zahlreicher hinausstreben in die freie Natur, auf das flache Land, in das verschwiegene Dorf, sahen, daß das Land lebendig und seiner Geschichte, Kultur und seiner Aufgabe im Leben des Volkes bewußt geworden war. Sie freuten sich des frohen Treibens und fühlten sich ganz eng und stark verbunden mit der Ursprünglichkeit und Kraft deutschen Bauerntums.

(Aus dem „Berliner Lokal-Anzeiger“.)



Das Dorf als Erziehungsgemeinde.

Das Dorf als Erziehungsgemeinde, so nennt Johann Friedrich Diez sein Werk, das er als einen Versuch bezeichnet, das gesamte Landproblem vom Standpunkt der Erziehung aus zu betrachten. Das Buch ist als 7. Band der Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Petersen-Jena, in Hermann Böhlau's Nachslg. Verlag in Weimar erschienen. Das Buch zerfällt in 3 Teile. Im 1. Teil wird die Dorfwelt behandelt, im 2. Teil der dörfliche Mensch und im dritten, dem wichtigsten Teil, das dörfliche Erziehungswesen.

Die Untersuchungen des Verfassers beruhen einmal auf langjährige eigene Beobachtungen. Andererseits beruft er sich auf Berichte von Landlehrern, die ihm eine Reihe von Fragebogen eingehend beantwortet haben. Es haben ihm aber auch Schüleraufsätze und Zeichnungen und anderes Material genügend zur Verfügung gestanden. Die Gegend, die er seinen Untersuchungen zugrunde legt, ist das fränkisch-schwäbische Grenzgebiet im Norden Württembergs, ein Gebiet, in dem die Realteilung vorherrscht. Wir haben es also der Betriebsgröße nach nur mit Kleinbauern zu tun. Dies ist wichtig für das Verständnis der Gesamtarbeit. Wenn der Verfasser auch norddeutsche Verhältnisse, vor allem Gebiete des Auerbennrechts, zum Vergleich mit heranzieht, wenn er überhaupt als Kenner des deutschen Dorflebens anzupreisen ist, so kehrt er doch immer wieder zu seinem württembergischen Kleinbauerdorf zurück und schildert die Umwelt desselben in geradezu meisterhafter Art.

Wie der Verfasser im Vorwort sagt, will er das gesamte Landproblem vom Standpunkt der Erziehung aus betrachten. Er faßt dieses Problem in der Frage zusammen: Wie läßt sich das Kunstgebilde Schule in den Organismus der Erziehungsgemeinde einfügen, wie wird dieser von Kirche und Staat in das Dorf hineingezwängte Fremdkörper in lebensvolle Verbindung mit dem Dorf, seinen Bewohnern und ihrem Leben gebracht? Aus dieser Frage geht schon die Einstellung des Verfassers zu dem Landeschulproblem klar hervor. Er ist derselben Ansicht wie viele genaue Kenner des Dorflebens, daß die Dorfschule dorfsfremd war und ist. Er weist auf L'Houet hin, der in seiner Psychologie des Bauerntums sagt: „Es wird unserer Volksschule nach und nach gelingen, das Bauerntum nicht bloß körperlich ganz erheblich zu schwächen, sondern vor allem, was das schlimmste ist, es zur Verachtung und Vernachlässigung seiner Eigenart zu bringen.“ Weil der Unterricht der Landeschule so selten eingeht auf die Fragen der dörflichen Welt und die Schule für das schwere mühevollen Leben der Dorfbewohner keine Hilfe ist, deshalb zeigen auch die Dorfbewohner wenig Entgegenkommen gegenüber der Schule.

Das Schulproblem wird also zum Lehrerproblem. Der Verfasser geht nicht so weit, daß er den alten Landlehrer in Bausch und Bogen verurteilt, er weiß ganz genau, daß auch unter den alten Landlehrern geradezu hervorragende Schulmeister vorhanden waren, die ganz in ihrem Beruf aufgingen, aber auch eng mit der Dorfgemeinde verwachsen waren. Was er bemängelt, ist vor allem ihre psychologische Einstellung, die aber wegen ihrer Ausbildung auf dem Seminar gar nicht anders sein konnte. Auch die Methode des Unterrichts bemängelt er stark, weil sie in erster Linie nur Stoffvermittlung war, ein Stoff, der ebenso gut in irgendeiner Großstadtschule gelehrt werden konnte.

In dem 1. Teil wird zunächst der heimatlliche Lebensraum geschildert, dann wird das dörfliche Gemeinschaftsleben behandelt und schließlich die Dorfskultur einer gründlichen Untersuchung unterworfen. Diese Abhandlungen über die Dorfskultur sind mit das Beste, was bisher über dieses Thema geschrieben worden ist.

Bei der Schilderung des heimatllichen Lebensraumes geht er vor allem auf die Bedeutung der Umwelt auf dem Menschen ein. Hierzu rechnet er nicht allein die Natur, sondern auch die vom Menschen geschaffenen Kulturgüter, die sozialen Bestandteile seiner Umwelt. Das wird an verschiedenen Beispielen erhärtet.

Es wird dann das fränk.-alem. Kleinbauernhaus bis auf das kleinste geschildert, das Haus, der Stall, der Hof, der Garten. Es ist zwar nur eine kleine, aber eine reiche Welt. Die Umwelt, in die das Kind hineinwächst, bezeichnet er als den 1. Kreis, die dörfliche Welt, also Kirche, Acker, Schule, als den 2. Von dem Schulhaus sagt er — was wir vielfach bestätigen können —, daß es oft schon durch sein Äußeres bezeugt, daß es kein dorfschlechtes Gebilde ist. Auch die Natur mit ihrem heimlichen Leben und Weben lernt der Bauer von Jugend auf kennen; nur er ist „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“.

Schon bei der Schilderung der Umwelt hatte der Verf. verschiedentlich auf die Bedeutung der Siedlungsform hingewiesen. Daß das dörf. Gemeinschaftsleben gleichfalls stark davon beeinflusst wird, ob man in einem Straßen- oder Ackerdorf, ob in einem Rittergut oder auf einer Pachtung aufwächst, wissen gerade wir hier im Norden am besten. Die liebevolle Schilderung des schwäbfränk. Kleinbauernhauses zeigt uns das Verwachsensein des Verf. mit seiner Landheimat. Er beschreibt uns zunächst die dortige Bauernfamilie als eine Lebensgemeinschaft mit ausgesprochen wirtschaftlichem Charakter: Die Stellung des Bauern zur Ehe, das Verhältnis von Mann und Frau („der Mann ist zwar der Kopf, die Frau aber der Hals, der den Kopf dreht“) wird eingehend behandelt. Auf den Mangel in der Aufzucht der Kinder, auf die Bedeutung der Großmutter, wird hingewiesen. Wir haben es hier mit Dörfern zu tun mit reichem Kindersegen, aber auch daher mit zu starker Anspannung der Frau als Arbeitskraft.

Dann geht er zur Dorfkultur über. Viele werden fragen: gibt es so etwas überhaupt? Sind wir nicht heute allzusehr geneigt, nur noch die Großstadt als „Kultursonne“ zu bezeichnen, die mit ihren Strahlen bereits in jedes Dorf, und sei es noch so entlegen, hineinleuchtet? Die so denken, verwechseln Kultur und Zivilisation.

Was ist denn Kultur? Dieß sagt es: Überall, wo Menschen zusammenleben, erzeugen sie, angeregt durch ihre Umwelt, aus der in ihnen ursprünglich angelegten Eigenart heraus eine Fülle von Gebilden, Zeichen, Geräten und Sozialformen, die das Menschenleben in Gegensatz zu allem Naturleben stellen. Die Gesamtheit dieser im Laufe vieler Generationen aus Gemeinschaftszusammenhängen heraus geschaffenen Güter, in denen sich Geist ausdrückt und vergegenständlicht, bezeichnen wir als objektive Kultur, die einzelnen Gebilde selbst als Kulturgüter.

Im 2. Teil, in dem der dörfliche Mensch behandelt wird, werden zunächst die Erwachsenen, in 1. Linie natürlich der Bauer, geschildert. Ferner wird das Landkind und der Jugendliche auf dem Lande besprochen.

Nach diesen grundlegenden Vorarbeiten kommt er dann im 3. Teil zum dörflichen Erziehungswesen. Er behandelt zunächst die Notwendigkeit und die Aufgaben desselben, schildert das überlieferte Dorfbildungswesen, den „alten Dorfschullehrer“ und geht dann zu den Vorschlägen für ein neues Dorferziehungswesen über.

Zunächst schildert er den neuen Typus der Schule, d. h. der Arbeitsschule überhaupt, ihre psychologischen Voraussetzungen, d. i. die Auffassungen der modernen Psychologie von der „kindlichen Seele“, schildert ferner die pädagogische Gestaltung der modernen Schule um sich dann den besonderen Aufgaben der Landschule zuzuwenden. Er sagt: Für die meisten Dorfbewohner ist die Landschule die einzige Stätte geregelter planmäßiger Erziehungsarbeit. Wer ernsthaft ländliche Bildungs-Kulturarbeit treiben will, muß deshalb vor allem dafür sorgen, daß die einzige bis jetzt auf dem Dorfe vorhandene Bildungseinrichtung so ausgebaut und ausgestattet wird, daß sie die vielfältigen Aufgaben, die ihr gestellt werden, erfüllen kann.

Die Dorfschule hat wie jede andere Schule eine doppelte Aufgabe: Sie hat Raum zu bieten für ein Eigenleben der Schüler, in dem der einzelne in steter Gemeinschaftsverbundenheit seine körperlichen und seelischen Kräfte betätigen und entwickeln kann. Sie hat nicht nur die Verstandeskkräfte zu pflegen, sondern

„Lebensveranlassung und Wachstummöglichkeit zu schaffen“ für den ganzen Menschen.

Diese Aufgabe der allseitigen Lebensentfaltung ist von der Landschule besonders ernst zu nehmen, da das außerschulische Leben des Landkindes für viele menschliche Fähigkeiten keine oder nur geringe Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Die Schule hat der Verengung und geistigen Erstarrung, welche die bäuerliche Umwelt leicht erzeugt, entgegen zu arbeiten, indem sie alle Kräfte im Kind sich betätigen läßt, indem sie vor allem auch versucht, die Schüler in mannigfacher Berührung mit nicht ländlichen Menschen und Verhältnissen zu bringen.

Werden so alle leiblichen und geistigen Grundkräfte des Kindes geübt und gepflegt, so wird dadurch auch die zweite Aufgabe der Volksschule am ehesten erfüllt, nämlich die Vorbereitung des Schülers für sein späteres Leben, für seinen Beruf. Die Landschule hat hier der ländlichen Eigenart Rechnung zu tragen.

Ihre besondere Form und Ausgestaltung erfährt die Landschule dadurch, daß sie sich hineinstellt ins Dorf, ihre ganze Arbeit in Beziehung setzt zum Dorfleben, sie aus ihm herauswachsen läßt, die Arbeitsimpulse, die Probleme und Fragen des Unterrichts aus dem Dorfleben aufgreift und die Schularbeit auch wieder ins dörfliche Leben einmünden läßt.

Wie jedes Dorf eine oft ausgeprägte Wesensart zeigt, so muß notwendig auch jede Dorfschule ihr eignes Gesicht tragen: In einer einklassigen Schule bilden sich andere Arbeitsweisen heraus als in einer zwei- oder dreiklassigen, in einem Waldorf wird ein anderer Stoff im Mittelpunkt des Schullebens stehen als in einem Weingärtnerdorf, in einer geschlossenen Siedlung werden sich auch in der Schule andere Formen des Gemeinschaftslebens entwickeln als in einer Streusiedlung, in abgelegenen Ortschaften wird das Schulleben andere Anregungen empfangen und verarbeiten als in stadtnahen Dörfern. „Es ist eine unvergleichlich schwere, aber schöne Aufgabe des Landlehrers, aus dem eigenartigen Landlebnis der Dorfkinder seine Schule zu schaffen, ihr Lebensganzes in innigste organische Verbindung mit dem ländlichen Kulturkreis — dem Leben der Gemeinde — zu halten und darauf abzielen, daß in solchem Stil die zwar kleine, aber von reichem und tiefem Bildungsleben erfüllte Landschule mitwirkt an dem kulturellen Fortschritt im Dorfbereiche.“

Die Eigenart der Landschule zeigt sich vor allem in ihrer Stellung zum Stoff. Alle Unterrichtsfächer tragen in ihr heimatlische Färbung, führen zum Erleben und Verstehen der Heimat. Besonders gilt dies für den naturkundlichen Unterricht, der einen breiten Raum in der Dorfschule beansprucht.

Das Dorfleben bildet den Ausgangspunkt der Unterrichtsarbeit. Vom Dorfleben und von der Dorfkultur aus werden dann die Wege gesucht zum Leben und der Kultur unseres ganzen Volkes; von der Heimat aus werden die Kinder zu einem Verständnis der weiten Welt geführt, soweit es für sie möglich und notwendig ist.

Die neue Landschule soll aber auch eine Gemeinschaftsschule sein. Die Eltern sollen bewußt zur Mitarbeit an der Schule herangezogen werden. Das sei in der dorfeigenen Schule, die den Bedürfnissen der Heimat mehr Rechnung trägt, selbstverständlich. Nur auf einer solchen Landschule kann sich eine erfolgreiche ländliche Fortbildungsschule aufbauen. So wird sie zum Mittelpunkt des dörflichen Kulturlebens. Alles was nun in der Schule erarbeitet wird, fließt ins Dorf und bereichert das Dorfleben.

Es ist wohl ohne weiteres klar, daß eine solche neue Landschule einen Landlehrer großen Formats verlangt mit einer ganz besonderen Ausbildung, die ihm nach Ansicht von Diez nur die Universität vermitteln kann. Er geht nicht so weit wie Kölling, der die Ausbildung des Landlehrers auf die landwirtschaftliche Hochschule verlegt wissen will, aber er wünscht die Ausbildung auf der Universität auch deswegen, weil dann für den Lehrer die Möglichkeit besteht, Landwirtschaft als Wahlfach zu nehmen und somit den ländlichen Fortbildungsschulunterricht fruchtbringend zu gestalten.

Allzulange, so schließt Dieß seine tiefgründige Abhandlung, hat der Staat das Land nur betrachtet als Rekrutierungs- und Verproviantierungsbezirk für seine Armeen. Seine Kulturaufgaben hat er dem Land gegenüber vernachlässigt. So ist es nicht verwunderlich, daß die tätige Anteilnahme der großen Masse ländlicher Bevölkerung an den wichtigen Fragen des geistigen Lebens, am Schicksal der im Staat zusammengeschlossenen Gemeinschaft den Staatsnotwendigkeiten noch nicht entspricht, daß die im Landvolk schlummernden Anlagen nicht genügend entwickelt werden.

Der Staat hat am Bauerntum Raubbau getrieben. Es ist Zeit, daß er sich umstellt. Die Kraft jedes Volkes wurzelt in seinem Bauerntum, das Land ist die Kraftquelle für die menschenverbrauchenden Großstädte, nicht nur in physiologischem, biologischem, sondern auch in geistigem Sinne. Will unser Volk sich die Kraftquelle des Bauerntums und damit sich selbst erhalten, dann muß es auch Opfer für das Land bringen. Die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat das Landvolk schwer geschädigt und bedroht das Bauerntum mit dem Untergang. Hier tut Hilfe not. Die beste Hilfe ist die Förderung und Unterstützung einer guten ländlichen Erziehung, die das Landvolk fähig und stark macht zur Selbsthilfe. „Von rechtzeitiger sachgemäßer Lösung der Erziehungsfrage hängt die Erhaltung der inneren Gesundheit und Lebensfähigkeit des deutschen Bauerntums innerhalb der Nation ab!“

Mögen recht viele tüchtige und tatkräftige Menschen sich um die Lösung dieser Erziehungsfrage bemühen und mögen sie von Staat und Gemeinden in ihrer Arbeit bereitwillige Unterstützung erfahren, damit das deutsche Landvolk endlich innerlich und äußerlich frei und selbständig wird zum Wohl unseres ganzen Volkes!

Das Dorfskino in Mecklenburg.

Mitte Januar nahm ich meine Tätigkeit als Leiter des Dorfskinos auf. Das Wichtigste, der Filmbildwerfer (oder Projektionsapparat) war da, alles andere mußte beschafft werden. Zunächst mußte Sorge getragen werden, überhaupt bekannt zu werden, wobei auf den Grundlagen des Meckl. Landesvereins aufgebaut werden konnte. Eine kurze Reise in die Sanitzer Gegend, die mehr Aufklärungszwecken diente, zeigte mir, welche amtlichen Schwierigkeiten ich zu bezeugen hatte. Wenn ich vorher noch keinen Begriff vom „Bürokratismus“ hatte, so sollte ich ihn in der Folgezeit bekommen. Die Verhandlungen über Zulassung unseres Schmalfilmapparates für öffentliche Vorstellungen zogen sich endlos hin über das Meckl.-Schwer. Amt Rostock und das Ministerium des Innern, selbst die Handelskammer Rostock setzte sich auf Einspruch der Firma Hansen-Rostock, der ich für die mir stets zuteil gewordene Unterstützung dankbar bin, für die Zulassung ein, bis dann auf persönliche Vorstellung im Ministerium eine Zulassung für uns erreicht wurde. Als alles nun glücklich soweit war: Filme, Apparat, Zulassungsbescheinigung und Wandergewerbechein, machte das Wetter einen Strich durch die Rechnung, weil es in den ersten Märztagen so kalt war, daß kein Mensch abends seinen Fuß vor die Tür setzte, um in den gegen die Kälte nicht anheizbaren Sälen sich nochmals durchfrühen zu lassen. Mitte März bin ich dann auf große Fahrt gegangen, die mich in die Penzliner, Malchower, Plauer und Lübzger Gegend führte, wobei auch unsere Freunde im Strelitzchen nicht zu kurz gekommen sind. Es sei nebenbei bemerkt, daß alle zu überwindenden räumlichen Schwierigkeiten durchweg mit einem Fahrrad geklärt wurden.

Zwei Arten der Tätigkeit haben sich in der Berichtszeit entwickelt:

1. Veranstaltung von Abenden auf eigenem Kino,
2. Veranstaltung von Abenden auf Bestellung (z. B. Kriegervereine, Wehrverbände, Jungbauernschaften, Rellervereine, Landwirtschaftliche Vereine, Heimatabende u. a. m.).

Die Tätigkeit zu 1. war besonders schwierig, weil mir zwar Mecklenburgs Land und Leute durchaus nicht unbekannt sind, doch aber die engeren Beziehungen zu örtlichen Verhältnissen fehlen. Infolge dieses Mangels mußten die Vorbereitungen ungenügend sein, was leider auch vielfach auf den Erfolg, wenigstens materiell, abfärbte. Mein abendfüllendes Programm war absichtlich aus mehreren einkünftigen Filmen zusammengestellt, wobei sich dann eine schwierige Antwort auf die oft wiederholte Frage: „Wat gewen Se denn?“ ergab. Hier mußte in Zukunft mit einer kräftigen Parole gearbeitet werden, um der aus der Stadt übernommenen Einstellung gerecht zu werden. — Einmal bekam ich von einem Gastwirt, dem ich auf seine Frage: „Na, womit hanneln Se denn,“ klar machte, daß ich filmenderweise unterwegs sei, zu hören: „Wo hemm Se denn Ehren Apparat? Denn hemm Se woll upp'n Nacken? Dat is denn woll nich veel!“ Diese Anschauung scheint weit verbreitet zu sein, weil man bisher die großen Kasten der Normalfilme gewöhnt ist, ohne daran zu denken, daß die Filmindustrie in ihrer Entwicklung auch nicht stehen bleibt. Alle, die den Apparat und seine Wiedergabe gesehen haben, sind vollauf befriedigt, um so mehr, als die Bildgröße von $2 \times 2\frac{1}{2}$ m durchaus für unsere ländlichen Verhältnisse ausreicht. Wenn man will, geht es sogar auf einem recht schmalen und niedrigen Kornboden (dabei vollkommen feuerungefährlich, wie bei Schachts in Kisserow, da die Filme schwer entflammbar sind!) Andererseits hatte ich Gelegenheit, im zweitgrößten Saale Mecklenburgs, dem Schützenhausaal in Lübz, aus Anlaß der Abschiedsfeier der landwirtschaftlichen Schule den Dorstagfilm vor ca. 400 Menschen zu zeigen, der durchaus bis in die achte Ecke hinein klar gesehen worden ist. — Tierfilme erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit; technische Filme nur dann, wenn sie pädagogisch richtig aufgenommen sind, leicht verständlich und anschaulich wirken.

Meine Wünsche für die Zukunft gehen dahin, daß das Kino mehr als bisher von den Jungbauernschaften, ehem. Bauernhochschülern, landwirtschaftlichen Vereinen u. a. herangezogen wird, um so mehr, als nicht nur bedeutende Spielfilme, wie z. B. „Die Chronik von Griesbus“, „Königin Lufse“, „Der Brand von Moskau“, „Der Berg des Schicksals“ (in Vorbereitung: „Die Nibelungen“ und „Friedericus Rex“) u. a. m. gezeigt werden können, als auch vor allem sog. Kulturfilme aus allen Gebieten des Wissens und Lebens, die geeignet sind, das Blickfeld weitester Kreise zu vergrößern. Der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Berlin, dem auch von dieser Stelle für sein stets bewiesenes Entgegenkommen gedankt sei, hat neuerdings einige Kulturfilme im kostenlosen Verleih. Die Titel lauten: „Glanz im Alltag“, der den Werdegang des Schuhknechts zeigt und an Hand dessen sich viele Erörterungen wirtschaftspolitischer, volkswirtschaftlicher Art anschließen lassen, wobei auch das laufende Band, Rationalisierung u. a. behandelt werden kann. Ein anderer Film zeigt die fabrikmäßige Erzeugung von Lebensmitteln in den Anorrwerken: „Makkaroni; Hilfe in der Not; Hafer; Die einfache Lösung“ heißen die einzelnen Teile. Ein dritter heißt: „Der weiße Freund“, ein Film vom Zucker. — In Anbetracht der bisher nicht zu unterbietenden Billigkeit und Preiswürdigkeit solcher Veranstaltungen einerseits und der ideellen Vorteile der Belehrung und Anschauung andererseits möchte ich den Wunsch wiederholen, daß viele einsichtige Freunde unserer Sache im Lande sich in der kommenden Zeit dieses ausgezeichneten Bildungsmittels bedienen mögen, sich und andern zur Freude.

Frank e.

Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs.

Antworten werden erbeten an Herrn Professor Wossidlo, Waren (Mürit.).

1. Welche Ausdrücke hat unsere Mundart für Kornähren, die wenig gefüllt sind? Wie heißen die scharfen Spizen der Gerstenähre?

2. Welche Bedeutungen hat das Wort „Barm“? In welchen Wendungen kommt es vor?

3. Gibt es außer „Slarpen“ und „Slurpen“ noch andere mundartliche Bezeichnungen für den Holzvantoffel? „Swedenschop“?

Die Studienreise der Schüler und Schülerinnen der Bauernhochschule Wiligrad durch Schleswig-Holstein vom 22. bis 29. März 1931.

I.

Der 21. März d. J. war für uns Schüler und Schülerinnen der Mecklb. Bauernhochschule Wiligrad ein Tag von eigener Bedeutung, war es doch der letzte Tag, welchen wir in Wiligrad erleben durften. Drei bzw. fünf Monate lang hatten wir in gemeinschaftlichem Erleben, in gemeinsamer Arbeit und Pflichterfüllung, im Streben nach demselben Ziel zu einer Gemeinschaft, gleichsam zu einer großen Familie herangereisen können, und nun hieß es Abschied nehmen von den verehrten Lehrern und Lehrerinnen, Abschied nehmen von dem traulichen Hause am schönen Schweriner See, von der Stätte, welche uns lieb geworden war nicht nur durch die Stunden ernster Arbeit an sich selbst, sondern auch durch manche Stunde unbekümmerten Frohsinns. Trotz dieser Abschiedsstimmung sah man wohl kaum ein trauriges Gesicht in Wiligrad; ging es doch nun wieder zurück in das liebe Elternhaus, zurück an die praktische Arbeit; galt es doch nun, zu beweisen, daß die Wochen in Wiligrad nicht nutzlos vergeudete Zeit gewesen waren. Und vorher, ja vorher winkte ja noch die Reise nach Schleswig-Holstein, welche eine volle Woche dauern sollte. Von dieser will ich versuchen, im folgenden kurz einige Eindrücke wiederzugeben.

Reisen kostet Geld, und mancher wird sich fragen, ob bei der heutigen schwierigen Wirtschaftslage noch Mittel für einen solchen Zweck aufgewendet werden dürfen. Durch das freundliche Entgegenkommen des Führers der schleswig-holsteinischen Jungbauernbewegung, Herrn Klausen-Kiel, und durch die überaus freundliche, gastliche Aufnahme, welche wir überall in Schleswig-Holstein bei den dortigen Jungbauernschaften fanden, war es möglich, die entstehenden Unkosten derartig zu beschränken, daß auch in diesem Jahre die nunmehr bereits traditionell gewordene Studienfahrt der Bauernhochschule nach Schleswig-Holstein verwirklicht werden konnte. So versammelte sich denn am Morgen des 22. März eine fröhliche Reisegesellschaft vor der Bauernhochschule. Insgesamt waren es 20 Teilnehmer, welche sich dem Kraftwagen des Herrn Preuß, Schwerin, anvertrauten. Mit dem Leiede: „Muß i denn, muß i denn“ auf den Lippen begannen wir unsere Fahrt. Unser erstes Ziel, die alte Seestadt Wismar, war bald erreicht. Zunächst besuchten wir die Nikolaikirche, welche besonders durch die Höhe ihres Mittelschiffes auffällt. Sie ist eine der höchsten Kirchen Norddeutschlands. Von manch hartem Kampf aus der Schwedenzeit können noch die alten Wallanlagen erzählen. Ueber Oreevesmühlen, Dassow ging die Fahrt dann weiter nach Lübeck. In der alten, ehemals so reichen Hansestadt gab es manches Interessante zu sehen. Unser erster Besuch galt der Marienkirche, welche durch ihre prunkvolle Inneneinrichtung Zeugnis ablegt von dem Reichtum früherer Lübecker Kaufmannsgeschlechter. Als wir die Kirche betraten, waren wir erstaunt, eine so große Menschenmenge versammelt zu sehen, obgleich kein Gottesdienst stattfand. Sie alle waren gekommen, um ein einzigartiges Schauspiel mit anzusehen: mittags Punkt 12 Uhr zieht der Kaiser mit den 7 Kurfürsten an der Christusgestalt vorüber indem sie sich tief vor ihr verneigen. Auch wir bewunderten diesen Vorgang, welcher in Betrieb gesetzt wird durch ein großes Uhrwerk, welches außer Minute und Stunde auch Tag, Monat und Jahr anzeigt. Durch den führenden Küster wurden wir dann auf eine kleine graue Maus aufmerksam gemacht, welche in einem kleinen Käfig an einer Seitenwand zu sehen war. Sie ist das Wahrzeichen von Lübeck. Jeder wandernde Handwerksbursche mußte sie in früherer Zeit kennen. Von dieser Maus erzählt die Sage folgendes: Vor vielen, vielen Jahren wurde Lübeck einmal von Feinden belagert, welche die Stadt hart bedrängten. Dank ihrer starken Befestigung und der Tapferkeit ihrer Bürger war die Stadt jedoch uneinnehmbar, bis eines Tages eine Maus den Wall, welcher den Wallgraben umgab, durchnagte, so daß das Wasser ungehindert aus demselben ab-

fließen konnte. Dadurch war es den Feinden ermöglicht, Lübeck zu erobern. Nach Tagen schrecklichster Plünderung und Verzweiflung zogen sie wieder ab. Inzwischen war es jedoch den Bürgern gelungen die Maus, welche an all dem Unglück die Schuld trug, zu fangen. Zur Strafe setzte man sie in einen Käfig und brachte sie in die Marienkirche zum Andenken an die schreckliche Zeit und als abschreckendes Beispiel für andere Landesverräter. Reich ist die Marienkirche an schönen Gemälden. Besonders hervorzuheben ist der „Totentanz“, das Werk eines unbekannten Lübecker Künstlers. In einer Reihe von Einzelbildern zeigt es den Tod, wie er den Menschen aller Stände vom Papst bis zum Kindlein in der Wiege zum letzten Tanze aufspielt. Damit schlossen wir die Besichtigung der Marienkirche ab, um uns in das Schabbelhaus zu begeben. Das Schabbelhaus ist ein altes Kaufmannshaus, dessen Einrichtung man so erhalten hat, wie sie vor etwa 100 Jahren ausgesehen hat. Da ist zunächst das Kontor des alten, ehrbaren Kaufmanns. Ein einfaches Schreibpult mit Tintenfaß, Gänsekiel, Sandbehälter zum Härten der Federn, ferner eine altertümliche Dellampe, eine Lichtpußschere und eine Briefwaage bilden den wesentlichsten Teil der Ausstattung. In den Wohnräumen begegnet man schweren Schränken und schönen, altertümlichen Truhen. Auch die Kirche mit dem blühfauberen Herd aus holländischen Kacheln und den blinkenden Messinggeräten ist erhalten. Das Schabbelhaus gewährt dem Besucher einen Einblick in die Lebens- und Wesensart des alten, ehrbaren Kaufmanns früherer Jahrhunderte, welcher ja besonders in den Hansestädten großes Ansehen genoß. Weiterhin sahen wir uns das Holstentor, die Wallanlagen und die halbverfallenen Salzspeicher an, um dann unsere Fahrt in Richtung Segeberg fortzusetzen. Gegen ¼ 6 Uhr etwa erreichten wir das Ziel des Tages, Gesehendorf, wo wir übernachten sollten. Hier wurden wir begrüßt durch Herrn Eggert, welcher uns mit herzlichen Worten in Gesehendorf willkommen hieß und sodann die Quartiereinteilung vornahm. Am Abend vereinigten wir uns wieder in der Gastwirtschaft des Dorfes, wo von der Schule ein Märchenabend veranstaltet war. Die jungen Mädchen wohnten dieser Veranstaltung bei, welche für sie von besonderem Interesse war, da sie einen Teil der zur Darbietung gelangenden Märchenstücke bereits selber in Wiligrad aufgeführt hatten. Wir Jungen dagegen hatten uns mit den Jungbauern des Dorfes zusammengefunden. Schnell hatten wir uns mit ihnen angefreundet, und bald war der regste Meinungsaustausch im Gange. Nachdem die Schule mit ihren Darbietungen zu Ende war, sollte noch kurze Zeit getanzt werden. Bauerntänze kannte man jedoch nicht in Gesehendorf. So mußten wir denn einige unserer schönen, alten, mecklenburgischen Tänze vortanzen, bis der anregend verlaufene Abend gegen 1 Uhr seinen Abschluß fand.

Am nächsten Morgen besichtigten wir den Betrieb des Herrn Gutsbesizers Sörgel, Struckdorf. Auf den Feldern war natürlich wegen der frühen Jahreszeit und der infolge des langanhaltenden Winters zurückgebliebenen Vegetation noch nicht viel zu sehen, und so mußten wir uns denn, wie auch bei allen späteren Besichtigungen, auf die Viehwirtschaft beschränken. Im Kuhstall fanden wir den in Schleswig-Holstein überall verbreiteten Kurzstand. Die Herde, bestehend aus schwarz-weißen Holsteinern, machte einen guten Eindruck, besonders wenn man berücksichtigt, daß sie erst seit etwa drei Jahren durch systematische Zuchtwahl bearbeitet worden ist. Die Milchleistung betrug im Durchschnitt etwas über 4000 Liter, ein immerhin beachtenswertes Resultat, wenn man bedenkt, daß gegenüber dem Vorjahre bei der gleichen Kraftfuttergabe allein durch züchterische Auslese eine Steigerung um annähernd 1000 Liter pro Kuh erreicht worden war. Schweres Rindvieh bekamen wir auch im benachbarten Gesehendorf zu sehen. Man züchtet hier ebenfalls schwarzbunte Holsteiner. Besonderes Interesse fand der Genossenschaftsbulle, ein robustes Tier mit breiter Beckenlage. In Gesehendorf war noch das alte, strohgedeckte, niedersächsische Bauernhaus sehr verbreitet, welches Wohnräume und Stallungen unter einem Dach vereinigt. Gegen 2 Uhr verabschiedeten wir uns von unseren freundlichen Gastgebern, um unsere Fahrt fortzusetzen. Bald war Segeberg erreicht. Hier erstiegen wir zunächst die Kalkberge und hatten so einen wunderbaren Ausblick auf die Stadt und ihre

Umgebung. Sodann begaben wir uns in die Kalkhöhlen. Diese Höhlen sind erst vor wenigen Jahren von spielenden Kindern entdeckt worden und bilden heute die größte Sehenswürdigkeit von Segeberg. Von vielen, kleinen, blauen, roten und grünen Flammen beleuchtet, machen sie einen unvergeßlichen Eindruck auf den Besucher. Zu den wunderlichsten Gebilden ist das Gestein geformt — es handelt sich jedoch nicht etwa um Tropfsteinhöhlen — und dem mit etwas Phantasie begabten Beschauer gelingt die Deutung der rätselhaften Gesteinsbildungen. So sieht man in der Barbarossahöhle auf einer hügelähnlichen Erhöhung den schlafenden Kaiser Rotbart, an anderer Stelle den läuschend ähnlichen Kopf Bismarcks, bedeckt vom Kürassierhelm u. a. m. Gänzlich unbewohnt sind diese Höhlen auch nicht. Eine ganz seltene Art von Fledermäusen, welche nur in diesen Höhlen vorkommt, hält hier ihren Winterschlaf. Gerne hätten wir noch einige Zeit hier verweilt, um alle die Sehenswürdigkeiten der Höhlen noch näher in Augenschein nehmen zu können, jedoch die Zeit drängt. Weiter geht die Fahrt. Durch die von den typisch holsteinischen Knicks eingefriedigten Felder geht es auf Bornhöved zu. Hier verließen wir auf kurze Zeit den Wagen, um ein Denkmal, welches an eine Schlacht gegen die Schweden erinnert, zu besichtigen. Nach weiterer kürzerer Fahrt erreichten wir Schönböken, Herrn Gutsbesitzer Wolf gehörig. Herr Wolf ist ein Pferdezüchter von Ruf und verfügt über ein erstklassiges Zuchtmaterial. Drei Deckhengste und 15 Mutterstuten des ostpreussischen Schlages stehen in Schönböken, deren Nachzucht Herr Wolf fast ausnahmslos zu günstigen Preisen als Remonten verkauft. Diese Tatsache ist wohl der beste Gradmesser für den Hochstand der Zucht. Auch die Rinderherde zeigte eine auffällige Ausgeglichenheit als Beweis dafür, daß sie gut durchgezüchtet ist. Schwere Körperformen und hohe Milchleistungen zeichnen diese Herde schwarzbunter Holsteiner aus, welche wohl als eine der besten, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben, anzusprechen ist. Ein 1½-jähriger Bulle, wüchsig und von guten Körperformen, welcher uns zum Schluß vorgeführt wurde, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft. Bald saßen wir wieder in unserem Wagen, um nach Neumünster weiterzufahren, wo eine kurze Kaffeepause vorgesehen war. Hier bot sich auch die lang-ersehnte Gelegenheit, die ersten Ansichtskarten, mit etwa 20 Unterschriften versehen, nach Hause zu senden. Mittlerweile hatte es zu regnen angefangen, und bei strömendem Regen kamen wir in Groß-Buchwald an. Ein Wetterkundiger unter uns tröstete jedoch: „Laßt man, en rugen Mandag giwt ne glatte Woch.“ Er sollte denn auch tatsächlich Recht behalten; künftighin war unsere Reise von schönstem Sonnenschein begünstigt. In Groß-Buchwald wurden wir wieder auf das freundlichste aufgenommen. Unsere Gastgeber hatten sich durch den strömenden Regen nicht abhalten lassen, uns persönlich abzuholen. Bald saßen wir im traulichen Familienkreise, und nachdem wir dem kräftigen Abendessen tüchtig zugesprochen hatten, ging es ans Erzählen. Ueber unsere bisherigen Reiseerlebnisse und über unsere Wiligrader Arbeit mußten wir berichten, was wir denn auch gern taten. Beim gemüthlichen Plaudern verging die Zeit schnell, und es war schon spät, als wir uns endlich zur Ruhe begaben.

Am 24. 3., morgens 9½ Uhr, versammelten wir uns auf dem Dorfplatze, um noch einzelne Wirtschaften zu besichtigen. In Groß-Buchwald steht besonders die Pferdezucht in hoher Blüte. Ganz besonders konnten zwei braune Stuten des Herrn Hofbesitzers Brüggen gefallen. Beim Rindvieh fanden wir verschiedene Schläge vor; Breitenburger wechselten ab mit schwarzbunten Holsteinern. Gegen 11 Uhr fuhren wir weiter nach Bordesholm, wo wir die dortige Kirche besichtigten. Dort befindet sich das Grabmal des Herzogs Christian-Ludwig, des Stammvaters der letzten russischen Zarenfamilie. Sein Sohn war der erste Romanow auf dem russischen Zarenthron. Beim Eintreffen in Kiel fiel uns der reiche Flaggenschmuck, besonders in den schleswig-holsteinischen Landesfarben, auf, in welchem die Häuser prangten. Von Herrn Studentrat Chrestin, welcher uns vor dem Thaulow-Museum empfing, wurden wir darüber aufgeklärt, daß die Kieler nicht etwa uns zu Ehren geflaggt hätten, sondern daß man nach alter Tradition den 24. März als den Tag der Erhebung des einzigen Schleswig-Holsteins gegen die Dänen im Jahre 1848 als Nationalfeiertag festlich begehe. Von den Fenstern des Thaulow-Museums, welches wir

nunmehr besichtigten, sahen wir denn auch bald einen farbenprächtigen Festzug sich durch die Straßen der Stadt bewegen. Das gesamte Thaulow-Museum zu besichtigen, das erlaubte unsere Zeit nicht. Wir beschränkten uns daher auf die Abteilung, welche Zeugnis ablegt von der Kultur des Schleswig-holsteinischen Bauernstandes. Alte gediegene Zimmereinrichtungen, selbstgefertigte Bauerntrachten aus verschiedenen Gebieten des Landes, hübsche, farbenfrohe Kissen, gediegene wertvolle Schmuckgegenstände sowie kunstvoll bemalte Töpferarbeiten, Teller, Krüge und Schalen fesselten hier das Auge des Beschauers. Nachdem wir dann eine neuzeitlich eingerichtete Molkerei besichtigt hatten, gingen wir hinunter an den Kieler Hafen, wo inzwischen Panzerkreuzer Deutschland vom Stapel gelaufen ist. Des nebligen Wetters wegen konnten wir jedoch vom Ufer aus wenig sehen und zu einer Rundfahrt reichte unsere Zeit nicht mehr. Ziemlich still und verlassen lag der einstmals von stolzen Kriegsschiffen so belebte Kieler Hafen da. Hier in Kiel erwartete uns der Führer der Schleswig-holsteinischen Jungbauernbewegung, Herr Klausen, welchem wir zum guten Teil das Zustandekommen und das gute Gelingen unserer Reise verdanken. Herr Klausen sowie ein Jungbauer aus der Schweiz, welcher in Schleswig-Holstein weilte, um Land und Leute des Nordens sowie vor allem die Organisation der Jungbauernschaften kennenzulernen, schlossen sich uns von Kiel ab an. Am Nachmittag besichtigten wir zunächst das in der Nähe von Kiel gelegene Versuchsgut Friedrichsort. Dann ging die Fahrt weiter nordwärts, größtenteils über den unfruchtbaren Oestrichen. Ausgedehnte Nadelwäldungen und öde Heideflächen bestimmen das Landschaftsbild. Bald kam Schleswig in Sicht. Die schon alte Stadt mit dem prächtigen Dom bot aus der Ferne einen reizvollen Anblick. Ohne anzuhalten, durchquerten wir Schleswig, um rechtzeitig in Tolk, wo wir übernachten sollten, einzutreffen. Wie überall in Schleswig-Holstein, so fanden wir auch hier die denkbar freundlichste Aufnahme. Um unsere Kräfte zu schonen, hatte man von der Veranstaltung eines Heimabends glücklicherweise abgesehen. So verbrachten wir denn einen gemütlichen Abend im Familienkreise unserer freundlichen Gastgeber.

(Fortsetzung folgt.)

Abschluß des Webelehrganges zu Neukloster.

Im Anschluß an die Jahresversammlung des Landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins, Neukloster, am 9. Mai hielt Fräulein A. Ziemann, die Webelehrerin von der Bauernhochschule, Willgrad, einen Vortrag über das Thema: „Das Weben einst und jetzt“. Die Rednerin schilderte zunächst die geschichtliche Entwicklung der Weberei von ihrem Ursprung vor 6000 Jahren bis zur Gegenwart und wies dann auf den Wert der heutigen Handweberei hin, welcher hauptsächlich darin besteht, minderwertige Webereien abzuweisen, gesunde Volkskunst und Hausfleiß zu erhalten, schöpferische Seelenkräfte, wertvollste Güter des Volkes zu wecken, vor allen Dingen der jetzt notleidenden Landwirtschaft zu dem Notwendigsten, was man zum Kleiden und Wohnen gebraucht, ohne große Barausgaben zu verblassen und der Landwirtschaft eventl. Nebenverdienst zu verschaffen, indem wieder in Mecklenburg fleißig gewebt wird, wie das schon in anderen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Vorbildlich stellte die Rednerin Schweden hin, wo die Landwirtschaftskammer und auch das Königshaus die Handweberei in reichem Maße unterstützen, weil sie ein Segen für das Volk bedeutet. Reicher Beifall lohnte Fräulein Ziemann für ihre aus dem Herzen gesprochenen Worte.

Dann fand eine Besichtigung der in dekorativ vornehmer Wirkung ausgestellten Handwebereien und eines in Tätigkeit befindlichen Handwebstuhles statt, an welcher die Angehörigen der Vereinsmitglieder und geladenen Gäste sich beteiligten.

In einem vierwöchigen Webelehrgang in Neukloster, dem ersten im nördlichen Mecklenburg, waren unter Fräulein Ziemanns Leitung von 13 Teilnehmerinnen, welche mit viel Freude und großem Eifer fleißig geschafft hatten, die hier ausgestellten Webereien entstanden. Aus gutem und praktischem Material in schönen Farben lag eine große Anzahl Kissen in verschiedenster Ausführung, sowie Kleiderstoffe,

Schürzen, Decken, Handtaschen, Borden, Vorleger, Handtücher und Mustertücher vor den Beschauern. Ein Handwebstuhl mit einer entzückenden Kelim-Arbeit befand sich unter den Ausstellungsgegenständen. Einen wichtigen Teil der Ausstellung bildeten mecklenburgische alte Handwebereien aus Leinen, u. a. solche aus den Jahren 1695 und 1701 stammend und von Mecklenburgern zur Beschäftigung in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Der in Tätigkeit gesetzte Webstuhl brachte einige Zuschauer in Staunen, da sie miterlebten, wie das Gewebe zusehends wuchs.

Bei fröhlicher Unterhaltung und einem gemeinsam gesungenen, von Fräulein Ziemann verfassten Weberliede verliefen die Stunden des Beisammenseins nur zu schnell. Von jungen Mädchen wurden zweistimmige Weberlieder vorgetragen und nach alten Volksweisen auf der Handharmonika von Mecklenburgerinnen in Volkstracht unsere schönen Helmmattänze getanzt.

Don dat Wäder.

Wenn Mannslüd, dei von 'n Landn sünd, sich einerwo drapen un weiten wierenicks, denn fangn sei von 't Wäder an, dat spält bi Landlüd 'n grof Rull. Dat giwt Heuwäder un Ohrnwäder, un wenn dat nich ollig is, möt dat bäter wardn; dat lett sich „rümsnacken“ un gor „rümsupen“; blot dat helpt nich; — denn heit dat: „Lat 't dauhn, wat 't will, wi können 't doch nich änneren!“ — Dat giwt 'n frostiges, 'n hundschkolles, 'n schietkolles, 'n diesig, [muddelig, schaddig, neislandrig Wäder. — Denn eins is dat so, dat 'n keinen Hund ut dei Dör jagen mag, un denn, dat 'n sien Schap in 'n Drögen het. Sommerdag is 't männigmal kaul, männigmal swaul; bald klattig, bald baddig, denn dakig, denn klor. — Hüf rögt sich kein Blatt an 'n Boom, annern Dag is 't windig, woll gor rusig.

Awerst dat is von ollen Tieden son Sagh: „Up 'n Sünnaabend blickt dei Sünne“ wenigstens eins dörch, dat dei Preister sien Böfckens dröz krigt“, un: „Was Sonntag wird für Wetter sein, stellt sich am Freitagmittag ein!“

Wiel dat Wäder son' Swichel spält, het dat ok all ümmer Wäderpropheten gäben; äwerst ok völ, dei mit ehr Vörutslag in 'n Reddel lärden. — Dei Zeitungen, ok dei lüttstädtischen Keesbläder fängen ok an, för 'n neegsten Dag dat Wäder tau prophezeien. So lett ich mal in 'n Oktober in son Blatt dei spwienpltsche Verkündung för 'n neegsten Dag: „Morgens kühl, mittags wärmer!“ — Künn'n woll mihr verlangen? — Awerst dunn keim Falb, dei särd dei kritischen Daag an erster, zweiter, dritter Ordnung an. Dunn kümmt eins Dags dei Inspektor bi den Snieder in Raduhn bi Crivitz un will sich nahfragen, ob sien Sommerbücks trecht is, hei will 'n neegsten Dag ut, un sei antrecken. Dei insamtige Snieder wier äwerst noch gor nich bi dei Bücks west, un wull sich nu rutreden un sien Wäderpropheten keimen em tau Hülp: „Sommerbücksenwäder is tau morgen nich in Utsicht. Dei Lowfrosch sitt nich up dei Trepp, dei Dam' mit ehren Sünneenschirm is in 'Wäderhüschken gor nich tau seihn, mien Moppel stinkt un het irst buten Gras steten, dat sünd all kein gaurd Teikens.“

„Ach, dat süht doch so fast ut?“ —

Nu keim den' Snieder sien Jung ut dei Schaul, den' hard dei Brewendräger dat Blatt mitgäben. — „Giw her, wat Falb seggt?“

Dor les' dei Inspektor denn ganz besniet rut: „Morgen kritischer Tag erster Ordnung!“ — „Na, dor hewt wie 't.“

Als dat vörleest würd, höll Snieders Großmudder ehr Spinnrad an un hör tau, — hard äwerst nich genau verstahn.

Annern Dag wiert 't grad nich schön. Dei Sniedersch kümmt rin in dei Stuw, riwt sich dei Händn un geiht an 'n Alven: „'t is gaud, dat ich noch 'n bäten inlegg hew, — wie hewt jowoll hüt dei richtige Slehdurnküll.“

Großmudder seggt dorup: „Dat het gisteren all in 't Blatt stahn, wi kreigen hüt 'n Crivitzer Dag von dei irst Ohren!“

F. Rehm.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Juli 1931

Nummer 7

Inhalt: Die Kirche zu Lichtenhagen. — Der todtratte Bauernsohn schreibt in die Heimat. — Bäckers letzter Besuch in der Heimat. — Die Studienreise der Schüler und Schülerinnen der Bauernhochschule Willigrad durch Schleswig-Holstein (Schluß). — Vereinsnachrichten. — Bücherbesprechungen.

Vor der Ernte.

Nun störet die Ähren im Felde ein leiser Hauch,

Wenn eine sich beugt, so bebet die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle der Sichel Schnitt.

Die Blumen und fremden Halme erzittern mit.

Martin Greif.



Die Kirche zu Lichtenhagen.

Von Primaner Friß John.

Wie so viele Kirchen Mecklenburgs ist auch die von Lichtenhagen bei Warnemünde ein Bau, der nicht in einem Stile einheitlich durchgeführt ist, sondern dessen Teile verschiedenen Bauperioden angehören, die, wenn man noch die durchgreifende Restauration des vorigen Jahrhunderts mit hinzurechnen will, sogar bis in unsere Zeit reichen. Betrifft man den von hoher Feldsteinmauer umgebenen Kirchhof von der Nordseite, so hat man einen guten Blick über die drei großen Bauabschnitte: links den Chor, in der Mitte das etwas höhere Gemeindehaus und rechts den wuchtigen Turm.

Der Chor ist der älteste Teil der Kirche. Sein bis zur Dachhöhe aus roh gestalteten und unregelmäßig geschichteten Feldsteinen, die nur an den Kanten gut rechtwinklig behauen sind, erbautes Mauerwerk deutet auf eine Arbeit westfälischer Kolonisten hin, die ihr Werk gewiß bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen und auch vollendet haben. Nach Osten hin schließt den Chor eine glatte Wand ab, die früher vielleicht die für jene Zeit charakteristischen drei Fensterschlitze aufwies, ebenso wie die beiden anderen Fenster des Chores und die des Gemeindehauses früher auch Schließenster der Uebergangszeit vom romanischen zum gotischen Stile gehabt haben können. Die Giebelwand des Chores ist aus gelblichen Ziegelfsteinen erbaut, die durch fünf gotische Blenden belebt wird. An die nördliche und südliche Chorumwand ist je ein Anbau angebaut, von denen der ältere nördliche ursprünglich als Sakristei diente und auch eingewölbt ist, während der südliche, der einen mit drei Blenden verzierten Treppengiebel zeigt, eigentlich nur Eingangshalle, jetzt aber Sakristei ist.

Das nach Westen sich an den Chor anschließende Gemeindehaus ist in erst späterer Zeit gebaut worden. Es ist eine dreischiffige, auf beiden Seiten bereits durch Strebepeiler gestützte Halle, in eben demselben gelblichen Ziegelmateriale wie der Chorgiebel erbaut und zeigt in den beiden Langwänden je drei Fenster. Alle Fenster sind bei der Restauration durch den Geh. Baurat Möckel zu Ende des vorigen Jahrhunderts ganz erneuert worden. Wie diese Fenster einst ausgesehen haben, weiß man nicht mehr, da sie uns nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt überliefert, sondern bereits in der der ersten Bauzeit folgenden Stilperiode, der Hochgotik, durch andere Formen ersetzt sind. Auch über das Aussehen dieser Fenster wußte man heute nichts mehr, wenn nicht der verstorbene Pastor Matthes in Lambrechtshagen seiner Zeit einige Aufzeichnungen über die Profilierung der früheren Fenster- und auch Profulgewände gemacht und uns dieselben hinterlassen hätte. Diese Aufzeichnungen nun lassen deutlich erkennen, daß die Fenster aus der hochgotischen Periode stammten, denn mit ihren Rund- und Birnstäben in den Laibungen und den im Verhältnis zu der großen Dicke der Mauern zierlich zu nennenden Ziegelpfosten, ja, allein schon durch das Vorhandensein von Strebepeilern, die immer auf eine durch größere Fenster aufgelöste Wand schließen lassen, weisen sie auf diese Stilepoche zurück. Durch die Möckelsche Renovierung sind schöne wohlformige, durch schwere Ziegelpfosten geteilte Fenster entstanden, die nach frühgotischer Art einfach — Rundstäbe sind z. B. weggelassen — behandelt worden sind. Es ist schade, daß auch hier, wie bei so vielen Erneuerungen, in der Farbe keine passenden Steine gewählt sind, wie man auch bei den neuen Treppenaufgängen am Turm gleich beim ersten Anblick den Eindruck hat, daß dies etwas dem schönen alten Bau nichts Eigenes ist.

Der Turm vor der Westseite des Gemeindehauses ist ein mächtiger, in echt westfälischer Weise auf quadratischer Grundlage errichteter Steinkloß, dessen vier Seitenwände ohne Fries oder Gesims in vier mit Blenden verzierte Giebel übergehen, aus denen der schlanke, in Mecklenburg häufig vorkommende, achtkantige Helm mit Kugel und Hahn herauswächst. Vom Boden bis hoch hinauf zu den Giebeln ist der Turm aus einem Flickmaterial von Felsen und Ziegelfsteinen erbaut, die in sehr regelloser Weise verwandt worden, im Innern der Mauern gewiß als bloßes Füllwerk

benutzt sind. Die ganze Last des Turmes liegt nur auf der Nord- und Südwand, die auch hier, wie bei vielen anderen Kirchen des Landes, eine derartige Stärke haben, daß innerhalb der einen Wand bequem noch eine Treppe eingebaut werden könnte. Betritt man die innere Turmhalle, so fallen die mächtigen Mauern des Turmes auch dadurch auf, daß eine große, rechteckige Mauernische die südliche Turmwand bis über die Hälfte durchdringt und dadurch dem Beschauer durch ihre inneren Flächen ein gutes Bild von der Dicke der Mauer gibt.



Kirche zu Lichtenhagen bei Warnemünde.

phot. Prof. Jolkers.

Vom Turm aus tritt man in das Mittelschiff der Kirche ein. Schwer und erdrückend wölbt sich dem Eintretenden gegenüber der mächtige Triumphbogen, jener große Mauerbogen, der, in der östlichen Wand des Gemeindehauses stehend, dieses von dem früher nur dem Priester zugänglichen Chore trennt. Im Norden und Süden, also links und rechts vom Beschauer aus, spannen sich je drei große Gurtbogen, auf kurzen, eckigen Pfeilern ruhend, zwischen der Ost- und der Westwand des Gemeindehauses aus, den ganzen Raum in ein Mittel- und zwei Seitenschiffe scheidend. Jedes der drei Schiffe ist dreijochig und jedes Joch ist mit einem flachen Kreuzgewölbe eingewölbt. Die Breite des Mittelschiffes verhält sich zu der der beiden Seitenschiffe wie 2 : 1, daher auch die Joche des ersteren queroblong, die der letzteren längsoblong angelegt sind. Alle Formen sind noch frühgotisch einfach; an dem großen

Gurtbogen laufen noch keine Rundstäbe um, die Gewölberippen setzen ohne Dienste in der Höhe an, hier ist noch nichts von dem später nachfolgenden hochgotischen Verkalkismus bemerkbar. Das Raumgefühl ist das einer echten Hallenkirche; die Pfeilerstellung ist derartig, daß die Seitenschiffe keinen Raum für sich darstellen, sondern eng zum Hauptschiff gehörig erscheinen und auf diese Weise, den ganzen Raum besonders noch durch die gemeindemäßig zusammenfassenden Emporen, für den evangelischen Gottesdienst geeignet machen.

Der Chor ist auch durch zwei flache queroblonge Gewölbe geschlossen, deren acht Kappen mit alt- und neutestamentlichen Darstellungen ausgemalt sind. Sie stammen bereits aus dem 14. Jahrhundert, sind aber in neuerer Zeit wieder aufgefrischt worden. Auch an dem breiten Gurt des Triumphbogens, der Kanzel gegenüber, sind diese Malereien fortgesetzt.

Die Kanzel ist das wertvollste Stück der Inneneinrichtung. Sie stammt aus dem Jahre 1619 und ist eine der zahlreichen, vortrefflichen Renaissancekanzeln, die in der nachreformatischen Zeit für die Verkündigung des wieder zu Ehren gekommenen Wortes Gottes in Mecklenburg geschaffen sind. Eine dazugehörige Tafel daneben gibt außer dem Baujahr den Prediger und die Vorsteher der damaligen Gemeinde an. In den Seitensfüllungen des Predigtstuhles stehen mehrere mit großer Liebe und Kunst geschnitzte Holzfiguren; es sind dies die Darstellung der Kreuzigung und die vier Evangelisten.

Gleichzeitig mit dem Schnitzwerk der Kanzel müssen die wertvollen viel älteren anderen Holzfiguren der Kirche erwähnt werden. Es ist in erster Linie eine etwa kindergroße Figur des kreuztragenden Heilandes, die in einer spitzbogigen Nische in der Ostwand des südlichen Seitenschiffes aufgestellt ist. Dann links vom Altar eine Pietas oder ein sogenanntes Vesperbild, rechts eine Annafelbdriftgruppe. Die Heilige Anna trägt hier auf dem linken Knie ihre Tochter, die Jungfrau Maria, und auf dem rechten ihren Enkel, das Christkind. Ueber der Sakristeithür ist eine weitere gut gearbeitete Heiligenfigur, deren Bedeutung jedoch nicht leicht zu erraten sein wird. Ganz besondere Beachtung verdient der alte herrliche Triumphchristus, der von seinem ursprünglichen Platze unter dem Triumphbogen jetzt an der nördlichen Chormwand angebracht ist. Die vier Enden der Kreuzbalken sind, wie dies sehr häufig geschieht, mit den Evangelistensymbolen verziert. Unter den Schnitzwerken verdient als letztes Stück noch ein altes Sakramentsgehäuse Beachtung. Es wird zurzeit in der oben erwähnten Mauernische der südlichen Turmwand aufbewahrt. Wenn auch dies Stück in seiner Art nichts besonders Wertvolles darstellt, so dürfte doch eine Wiederherstellung seines beträchtlichen Alters und seiner kunstvollen gotischen Schnitzereien wegen angebracht erscheinen! Im Chorraume befindet sich dann ferner noch eine große eichene Geldkiste mit starken Eisenbeschlägen, die auch gewiß schon aus der Reformationszeit stammt. Vor dem Altar steht eine gut 700 Jahr alte granitene Taufkufe in Form einer großen, außen mit Schuppen bedeckten Halbkugel. Als Fuß besitzt sie sechs kleine Träger in Menschengestalt.

Das Gestühl, die Orgel und der Altaraufsatz entstammen der Renovierungszeit der Kirche und sind im neugotischen Stile der damaligen Zeit angefertigt. Der frühere Altaraufsatz war ein Werk des Barockstiles und datierte laut der Inschrift des Stifters aus dem Jahre 1717.

*

Aber die Dorfnamen Lichtenhagen, Groten und Lütten Klein.

Lichtenhagen kommt zuerst urkundlich 1319 vor, ein Kirchherr mit Namen Burchard wird aber schon 1264 erwähnt, so daß die Kirche sicherlich älter als 1319. Im Mittelalter gehörte Lichtenhagen den Familien von Hasenkop, von Schnakenburg und der in der Drenow (das ist das große Waldgebiet zwischen Rostock, Warnemünde und Döberan) reich begüterten Familie von Gummern. 1426 wird es von dieser Familie an das Karthäuser Kloster Marienehe verpfändet.

Was bedeutet nun der Name „Lichtenhagen“? Archivrat Krause sagt, es sei ohne Zweifel ein deutsches Walddorf „uppe der Drenowe“. Professor Curschmann meint, der Name führe unmittelbar in die Gedankenwelt der deutschen Ansiedler ein, da er eine Beurteilung des Ansiedlungsgeländes enthalte. Wo er günstige Verhältnisse vorfand, nannte er sein Dorf Lichtenau, Lichterselde (bei Berlin), Lichtenberg, Lichtenhagen.

Prof. Folkers sagt darüber folgendes: Lichtenhagen, d. h. „Siedlung im gelichteten Wald“, erscheint als Name eines Dorfes nordöstlich Eichenberg (südlich von Göttingen). Ein Lichtenhagen findet sich dann westlich der Weser bei Bodenwerder und bei Doberan. Man könnte fast an einen unmittelbaren Zusammenhang denken, da jenes Lichtenhagen im Weserbergland ja ganz nahe bei Doberans Mutterkloster Amelungsborn liegt.

Wilhelm Teudt in seinen „Germanischen Heiligtümern“ möchte alle Ortsnamen mit „Lichten“ wie Lichtenwalde im Orlauer Bergland, wie Lichtenrade, Lichtenberg und Lichterselde bei Berlin als „Orte mit Leuchtnamen“ ansprechen, wo wir ein weißhin leuchtendes Feuer in der Germanenzeit anzunehmen haben. Die Erklärung mit „Lichtung im Walde“ sei nichtsagend und unwahrscheinlich. — Dann müßte der Name aber auf die vorwendische Zeit zurückgehen, und das ist doch wohl ganz unwahrscheinlich.

Auffallend ist, daß Lichtenhagen und Blankenhagen, die wohl dieselbe Bedeutung haben, nämlich lichte Stelle im Walde, auch dieselbe Flurteilung in Kreissektoren zeigen, während sonst fast alle Hagedörfer (mit Ausnahme von Admannshagen und Jürgenshagen) die übliche Streifenform der Hufen haben. Wie ich in Lichtenhagen erfuhr, ist diese Flureinteilung in Kreissektoren ein Ergebnis neuerzeitlicher Verkoppelung („as dat Land in Hauwen leggt wūr“).

Groten und Lütten Klein sind die einzigen Dörfer in Mecklenburg, die die niederdeutschen Bezeichnungen „Groten“ und „Lütten“ bewahrt haben, während ja sonst alle die hochdeutschen Bezeichnungen „Groß“ und „Klein“ angenommen haben wie z. B. Groß und Klein Lüsewitz. Bekanntlich heißt „Groß“ in den Urkunden stets „düdesche“, d. i. deutsch, während Klein „wendeske“ oder auch „slawiske“ heißt. Klein wird in den Urkunden (so 1345) Klene genannt, d. i. altslaw. klenu = Ahorn (vgl. auch den Ort Kleinow, auf dessen Feldmark jetzt die Stadt Ludwigslust liegt). Lütten Klein heißt demnach „wendischer Ahornort“ und Groten Klein „deutscher Ahornort“.

Aus den Urkunden von Lütten-Klein ist interessant, daß in der von 1355 besonders erwähnt wird, daß von den 21 vorhandenen Katen einige noch von Wenden bewohnt waren und ferner, daß in der Verkaufsurkunde von 1384 steht, daß es „mit alle spner tobehoringe, also mit deme hogesten richte an hante unde an hals unde mit deme minnesten richte, also söstich schillinge“ verkauft wurde. Das zeigt, daß schon 1384 in Lütten Klein die hohe Gerichtsbarkeit nicht mehr dem Landesherrn, sondern bereits dem Grundherrn zustand.

Pr.

Der todtkranke Bauernsohn schreibt in die Heimat.

Es ist Abend, lieber Vater, und ich liege hier wund,
Immer höre ich eine Hand an der Klinke.
Manchmal geben sie mir ein Glas an den Mund,
Daß ich das kühlende Wasser trinke.

Dann hör ich die Quellen der Heimat, höre den Bach
An unserem Hofe vorüberlaufen.
Ich kann nicht schlafen, ich liege hier wach
Und höre den Regen draußen in den Trausen.

Du kommst vom Acker, deine Hand ist müd,
An den Fingern klebt noch die graue Erde.
Die Knechte sind stumm, eine Magd singt ein Lied.
Zwischen den Zäunen läutet die fatte Herde.

Ich denke mir, daß die Mutter am Herde steht.
Es dampft die Milch und es ruhen die Flammen.
Der blinde Ahne kaut ein stumpfes Gebet,
Brüder und Schwestern sind friedlich beisammen.

Ueber unseren Aekern wölbt sich die Nacht.
Der Hoshund bellt in die fremde Ferne.
Es ist die Stunde, wo auch der Kranke wacht,
Oh, ich sehe die guten, alten Sterne.

Niemals wieder leuchten sie mir ins Gesicht,
Nie mehr wird mir die Bauernsonne scheinen.
Aber sag es der lieben Mutter nicht,
Sie hat viel Noth und Müh' — sie soll nicht weinen.

Dir sag ich es, lieber Vater, Mann zu Mann,
Ich werde nie mehr, nie mehr wiederkehren.
Das Totenlinnen, das meine Schwester spann,
Wird einem anderen Bruder gehören.

Grüß mir die Felder und Wiesen, den Wald, den Fluß.
Rühr noch für mich an Pflug, Spindel und Schafe.
Sage, daß ich immer an sie denken muß,
Mit heißem Kopf, ehe ich ewig schlafe.

Das Sterben, lieber Vater, ist ja nicht so schwer,
Der Mensch muß sich fügen, in Gottes Namen —
Wenn nur das große, bittere Heimweh nicht wär,
... Nun will ich ruhen. Amen!

Josef Friedrich Perkonig.

(Aus der Zeitschrift „Kärnten“, Heft 3, 1931.)

Blüchers letzter Besuch in der Heimat.

Von D. Bitense.

Es war im Jahre 1816. Ueber Napoleon war das Strafgericht hereingebrochen. Deutschland war frei von der französischen Fremdherrschaft, und Blücher war es gewesen, der die gallische Räuberbrut mit eisernem Besen vom deutschen Boden hinweggesetzt hatte. Ueberall war er der gefeierte Held der Befreiungskriege und der populärste Mann Deutschlands. Als ihm nun die Aerzte zur Kräftigung seiner von den Strapazen der letzten Jahre geschwächten Gesundheit einen Aufenthalt an der See, und zwar in Doberan-Heiligendamm, empfahlen, da kamen sie einem lange gehegten Wunsche des Feldmarschalls entgegen. Jetzt sollte er seine mecklenburgische Heimat wiedersehen. Am 23. Juni erst war er aus Karlsbad, wo er einige Wochen zur Kur gewest hatte und trotz des von ihm gewünschten Inkognitos doch immer wieder der Mittelpunkt großer Ovationen gewesen war, nach Berlin zurückgekehrt, und schon am 7. August traf er in Doberan ein, wo er unter Kanonendonner und dem Jubel der Einwohner vom Großherzog Friedrich Franz I. empfangen und ins Palais geleitet wurde. Wenn Blücher auch wohl ohne jede Ueberhebung mit aller Bestimmtheit darauf rechnen konnte, daß man ihn in Mecklenburg mit großer Freude und vielen Ehren aufnehmen werde — die zahlreichen Glückwünsche aller Art, die ihm schon seit Jahren nach seinen Siegen in den Befreiungskriegen aus dem Mecklenburger Heimatlande zugeflossen waren, ließen darauf schließen — so hatte er doch

einen so herzlichen Empfang und eine solche Liebe seitens seiner Landsleute nicht erwartet und war darüber tief gerührt. Am anderen Abend fand ihm zu Ehren eine besondere Festvorstellung statt. Als dann am 10. August bei der Feier zur Erinnerung an die Rückkehr des Großherzogs von der Flucht vor den Franzosen (1807) dieser selbst den Trinkspruch auf Blücher ausbrachte, da sagte der Feldmarschall alle seine Gedanken und Empfindungen der letzten Tage, die ihm schon mehr als einmal Tränen der Freude und des Glückes entlockt hatten, in folgende Erwiderung zusammen:

„Es bewegt mein Herz tief, daß ich nach einem für mich so langen Zeitraum, nach so verhängnisvollen Jahren wieder gesund und in Frieden in mein geliebtes Vaterland habe zurückkehren können. Ich danke Ew. Königliche Hoheit für Ihre freundliche Aufnahme; erhalten Sie mir Ihre Bewogenheit, sie wird stets mein Glück sein, so wie ich es mir stets zur Ehre rechnen werde, in Ihrem Lande mein Dasein empfangen zu haben. Lassen Sie uns vergessen, was wir erduldet, und Gott für die glückliche Gegenwart danken. Gott segne Sie, Gott erfreue mein Vaterland und mich noch lange mit dem Glück Ihres Lebens! Medlenburger, in Eurem Namen trete ich auf und danke unserem Landesvater für seinen Glückwunsch, den er soeben „allen braven Medlenburgern“ gebracht hat. Ich darf das, denn ich gehöre Euch an, und es ist mir eine Ehre, Euch anzugehören. Gott hat es mir, einem Medlenburger, gelingen lassen, mitzuhelfen, daß die Welt befreit würde vom Sklavenjoch des Tyrannen. Das ist nun geschehen — aber mir ist mehr gelungen. Was ich unter allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte, und was ich in innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, das ist erreicht. Ich bin nun da froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verpielte, wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich danach gesehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle. Dank dir, nun kann, nun werde ich es tun. Vern ruhete ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode sich schließt. Doch ich wünsche nichts mehr. Zuviel habe ich schon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder, bleibt, wie ich Euch finde, treu Eurem Gott und der Wahrheit, treu Eurem Fürsten, so bleibt Ihr Euch selbst treu. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich am Ende meiner Tage meinem Vaterland unter dem Fürsten, den ich meinen Freund nennen darf, seinen höchsten Flor prophezeie. Lange lebe Friedrich Franz, lange und glücklich.“ —

Es war ganz selbstverständlich, daß die Stadt Rostock, wo Blücher am 16. Dezember 1742 das Licht der Welt erblickt hatte, ihren großen Sohn und Mitbürger, sobald man von seiner Anwesenheit in Mecklenburg vernommen hatte, zu sich einlud, und Blücher sagte denn auch auf Sonntag, den 18. August, zu. Auch hier, so wußte er, harrte seiner ein großer, vielleicht noch größerer Empfang, den er nicht umgehen konnte. Was ihn aber am meisten nach Rostock trieb, die Sehnsucht nach seinem Geburtshause und nach der Grabstätte seiner Eltern, das paßte wenig zu rauschenden Festlichkeiten, und deswegen wollte er dieses Verlangen vorher möglichst unbeachtet stillen. So kam er denn bereits am Donnerstag, dem 15. August, nachmittags in aller Stille nach Rostock. Der erste Besuch galt den toten Eltern. Er fuhr längs des Strandes zur Petrikirche und betete dort am Grabe. Dann begab er sich zum Kiehlschen Gasthof, stieg dort ab und ging zu seinem Geburtshause, das damals seinem alten Freunde, dem Justizkanzleidirektor von Nettelbladt, gehörte, einem ehrwürdigen 76jährigen Greis. Dieser war nicht wenig erstaunt, als er plötzlich Blücher vor sich sah, und wollte sich schnell seines Schlafrockes entledigen; aber Blücher wehrte energisch ab, hier sprach nur der Freund zum Freund, und obgleich selbst schon 74 Jahre alt, durchstöberte der Feldmarschall jeden Winkel in Haus und Hof, knüpfte daran immer neue Jugenderinnerungen und fand schließlich im Garten noch einen alten Birnbaum, an dem er als Knabe sich einst im Klettern geübt hatte. Mittlerweile war seine Anwesenheit in Rostock jedoch schon bekannt geworden, und es begannen sich immer mehr Leute um das Haus zu versammeln. Blücher aber entging ihnen rechtzeitig, eilte zum Gasthose und kehrte nach Döberan zurück, wo er, unterwegs von einem Gewitter überrascht, schließlich völlig durchnäßt am Abend wieder eintraf.

Am 18. August erfolgte alsdann der offizielle Besuch in Rostock. Bereits an der Grenze des Stadtgebietes wurde der Feldmarschall von einer berittenen Garde, bestehend aus jungen Kausleuten, empfangen und begrüßt. Bald darauf erschienen auch die Boots- und Schiffszimmerleute mit ihren Flaggen und konnten nur mit Mühe von Blücher daran gehindert werden, daß sie sich selbst vor seinen Wagen spannten. Dann kamen die Schützenjuni, Scharen von blumentreuenden Jungfrauen, die verschiedenen Jüge der Innungen u. a. m. So ging der Zug unter dem brausenden Hurra einer tausendköpfigen Menge und unter dem Donner der Geschütze zum großherzoglichen Palais, wo Blücher vom Erbgroßherzog und den Prinzen empfangen wurde. Hier begrüßte der Feldmarschall auch die Deputationen der städtischen Behörden und nahm aus der Hand des ersten Bürgermeisters das Ehrendiplom als Bürger der Stadt Rostock in einer goldenen Kapsel entgegen. Dann folgte das Festessen im Rathause. Abends war Illumination, und um 10 Uhr, bei Eintritt der Dunkelheit, brachten die Studenten ihm einen Fackelzug. Eine besondere Freude war es für Blücher, als er an diesem Tage, was er kaum erwartet hatte, doch noch mit einigen Freunden und Bekannten aus der Jugendzeit zusammentraf. Als einer von ihnen ihn mit Durchlaucht anredete, erwiderte er: „Seg mal bloß, wat söllt di in! Ich mein, wi seggen gradso, as wi ämmer seggt hewen.“ Erst nach Mitternacht trat der Feldmarschall die Rückfahrt nach Doberan an. —

Indes hatte Blücher von dem Grafen Plessen-Ivenack eine Einladung erhalten, und er sagte seinen Besuch zu, wenn er wieder aus Mecklenburg abreise. Das geschah am 3. September. Die Fahrt ging über Teterow. Hier hatte man schon alle Vorbereitungen für einen würdigen Empfang des Feldmarschalls bei seiner Durchfahrt getroffen, und die Stadt war festlich geschmückt. Der Magistrat hatte sich bereits vor dem Tore versammelt, aber Stunde um Stunde entrinnt, die Ankunft des hohen Gastes verzögert sich. Schließlich begibt sich der Magistrat wieder nach Hause; man erwartet Blücher für heute nicht mehr. Nur ein Stadtdiener bleibt bei den ersten Scheunen zurück; er soll, falls der Feldmarschall doch noch kommt, schleunigst Alarm schlagen und Nachricht geben. Da rollt nach einiger Zeit ein Wagen heran. Drinnen sitzt ein alter Herr mit einer brennenden kurzen Pfeife. Sogleich springt der Stadtdiener herzu, hält das Gefährt an, weist den alten Herrn auf das Verbot des Bürgermeisters hin, daß bei den Scheunen nicht geraucht werden darf und fordert energisch die Pfeife. Der alte Herr gibt sie ihm schließlich, wenn auch widerstrebend und ungern; dann fährt er weiter. Sinnend betrachtet der andere die Pfeife. Da kommt noch ein zweiter Wagen mit mehreren Insassen und mit Koffern. Der Stadtdiener schlägt in dem Glauben, daß dies Blüchers Wagen sei, Alarm. Schnell eilt der Magistrat herbei; ein Fragen hin und her, aber Blücher ist nicht dabei; er ist schon voraus; man erkennt die Pfeife als diejenige des Feldmarschalls, und alles klärt sich auf. Angst und Entsetzen faßt Rat und Bürger der Stadt ob der Tat des Dieners, und am anderen Morgen überreicht eine Deputation dem Feldmarschall die Pfeife mit der unterkänigsten Bitte um Gnade auf einem Samtkissen in Ivenack, doch Blücher nimmt sie nicht wieder und läßt sie der Stadt Teterow zum Andenken. Bekanntlich hat Friß Reuter diese auf Wahrheit beruhende heitere Episode aus Blüchers Aufenthalt in Mecklenburg außer einem seiner Läufe in Riemels „Von den ollen Blüchert“ auch noch in einem vaterländischen dramatisierten Schwank, betitelt „Des alten Blüchers Tabakspfeife“, literarisch verwendet.

In Ivenack verweilte Blücher noch einige Tage. Hier fühlte er, der ja sein Lebenlang eine besondere Vorliebe für das Landleben hatte, sich in der herrlichen Umgebung und bei der idyllischen Lage des Gutes an See und Wald überaus wohl. Hier sah ihn auch Friß Reuter, als dieser als sechsjähriger Knabe mit seinem Vater, einem glühenden Patrioten, damals von Stavenhagen nach Ivenack eilte. Gemütlich eine kurze Pfeife rauchend, saß der alte Feldmarschall mit dem grauen Schnurrbart an der Ecke des Schlosses in einem großen Lehnstuhl, umgeben von vornehmen Herren in schwarzen Leibbröcken, und die gräflichen Pferde musternd, darunter einen Schimmelhengst, den „Herodot“, der 1806 von den Franzosen fortgeführt und von Napoleon selbst auf mehreren seiner Siegeszüge geritten war. Friß Reuter aber hat Zeit seines

Lebens den Augenblick nicht wieder vergessen, als sein Vater ihn auf den großen Mann mit den kurzen, aber inhaltreichen Worten hinwies: „Das ist Blücher!“ Es war das letzte Mal, daß der Feldmarschall in seinem Heimatlande weilte.

Drei Jahre später, am 12. September 1819, segnete er auf seinem Gute Krieblowitz in Schlessien das Zeitliche. Bereits 17 Tage vorher war ihm unter großen Feierlichkeiten in seiner Vaterstadt Rostock das auf dem nach ihm benannten Blücherplatz vor der Universität gegenüber dem Palais befindliche Denkmal gesetzt worden. Blücher selbst konnte an der Enthüllung nicht mehr teilnehmen; ihn vertrat sein Nefse, der Oberpräsident Graf Blücher von Altona, der seinem schon auf den Tod gekafteten Oheim dann einige Tage später noch Bericht erstattete. Die Inschrift an dem Denkmal hatte einer von Deutschlands größten Geisteshelden, Goethe, verfaßt. Treffend und kurz hat der Dichter hier Blüchers Bedeutung gekennzeichnet mit den Worten:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.

Die Studienreise der Schüler und Schülerinnen der Bauernhochschule Wiligrad durch Schleswig-Holstein vom 22. bis 29. März 1931.

II.

Am nächsten Morgen hatten wir wieder einmal Gelegenheit, einen Blick in die Viehställe zu tun, was in Tolk besonders lohnend war. Zunächst besichtigten wir den Betrieb des Herrn Hofbesitzer Paulsen. Hier sahen wir zum ersten Male das Angler-Rind, einen Schlag von rotbrauner Farbe, welcher bei geringsten Ansprüchen an Fütterung und Pflege noch sehr gute Milch- und Fetterträge liefert. So erzielte Herr Paulsen einen Herdendurchschnitt von 4800 Liter mit einem Fettgehalt von 3,8 Prozent. Die Anspruchslosigkeit der Tiere ergibt sich schon aus der Tatsache, daß Herr Paulsen bei einer Gesamtgröße seines Betriebes von 72 Hektar 50 Milchkühe halten konnte. Dabei war der Betrieb nicht einseitig auf Viehwirtschaft eingestellt, sondern ebenso sehr auf Getreideanbau. Bei Herrn Paulsen sahen wir auch einen Schweineschlag, welcher uns bisher unbekannt war: das Ammerländer Edelschwein, welches sich durch besonders gute Schinkenbildung auszeichnet. Von Tolk aus fuhren wir zurück nach Schleswig, um dort die Bauernhand-AG. zu besichtigen. In Schleswig-Holstein steht das Genossenschaftswesen derart in Blüte, der genossenschaftliche Geist beseelt den größeren Besitzer ebenso wie den Kleinbauern derart, daß es gelungen ist, in Gestalt der Bauernhand-AG. ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches auf dem Gebiete der Schweineverwertung jeglichen Zwischenhandel ausschaltet. Die zu einer Aktiengesellschaft zusammengeschlossenen interessierten Landwirte haben eine Großschlachtereie angekauft. Hier werden die von den Aktionären gelieferten Tiere geschlachtet und weiter verarbeitet. Von dem Umfang des Unternehmens bekommt man eine Vorstellung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß wöchentlich 400 Schweine und 80 Rinder geschlachtet werden. In der großen Räucherei hängen nicht weniger als 1400 Zentner Wurst der verschiedensten Art. Die fertigen Produkte, die Fleischwaren in luftdicht verschlossenen Dosen, gehen direkt an den Verbraucher, so daß jeglicher Zwischenhandel ausgeschaltet und dem Landwirt die Gewißheit geboten ist, seine Erzeugnisse so vorteilhaft wie möglich verwertet zu haben. In der Eier- und Geflügelverwertungsgenossenschaft war es besonders interessant, eine Eierfortiermaschine in Betrieb zu sehen, welche selbsttätig die Eier nach Gewichtsklassen ordnet und sie gleichzeitig abstempelt. Weiterhin wurde uns hier vorbildlich zum Verkauf hergerichtete Geflügel gezeigt. Am Nachmittag besuchten wir den Schleswiger Dom. Besondere Bewunderung erregte der dreiteilige, reichgeschmückte Flügelaltar, welcher in früherer Zeit in der Kirche zu Bordesholm gestanden hat. Unsere weitere Fahrt

brachte uns nach Holzbünge, wo wir von dem Führer der dortigen, gut organisierten Jungbauernschaft, Herrn Jesh, aufs freundlichste willkommen geheißen wurden. Für den Abend war ein Heimatabend vorgesehen, welcher unter der Leitung von Herrn Jesh außerordentlich harmonisch verlief. Nach der herzlichen Begrüßungsansprache des Herrn Jesh, welche in dem Wunsche ausklang, daß das gegenseitige Sichkennenlernen dazu beitragen möge, die Zusammenarbeit und die Freundschaft zwischen den schleswig-holsteinischen und den mecklenburgischen Jungbauernschaften zu fördern und zu festigen zum Wohle der gemeinsamen Arbeit an der Gesundung und Erstarkung des Bauernstandes, erklang das Nationallied der Schleswig-Holsteiner „Schleswig-Holstein, meerumfungen“, dem das kernige „Ik weit einen Eikbom“ unseres Heimatdichters Friß Reuter folgte. Einer der Holzbünger Jungbauern fühlte sich dann veranlaßt, uns Mecklenburger ein wenig anzukulken, indem er in launiger Weise von einer Reise berichtete, welche ihn vor Jahren durch Mecklenburg geführt habe. Viel anderes als Sand, Sand und nochmals Sand habe er jedoch nicht zu sehen bekommen. Herr Bauer erwiderte ihm in ebenso launiger Weise, daß er dann wohl ein etwas schiefes Bild von unserem lieben Heimatlande bekommen habe und machte ihm den Vorschlag, er und seine Freunde möchten uns doch einmal in unserer mecklenburgischen Heimat besuchen, um uns Gelegenheit zu geben, einen Teil unserer Dankeschuld zu begleichen. Dann würde er auch etwas anderes zu sehen bekommen als den viel geschmähten Sand und sein heutiges Urteil sicher korrigieren. Nun erhielt der Lehrer des Dorfes das Wort zu seinem in plattdeutscher Sprache gehaltenen Vortrage über plattdeutsche Art, Sprache und Kultur. In von warmer Heimatliebe durchklingenen Worten schilderte er das innige Verwachsensein des niederdeutschen Bauern mit seinem Hause, seiner Scholle und der ihn umgebenden Natur. Alte Volks- und Bauertänze, bei welchen Holsteiner und Mecklenburger im gegenseitigen Lernen voneinander die Eigenart ihrer heimischen Tänze austauschten, füllten den weiteren Abend aus, zu dessen Gelingen vor allem auch der Lehrer des Dorfes durch das Vortragen heiterer Sachen aus den Werken von Kinau beitrug. Dieses Zusammenwirken von Lehrer und Jungbauernschaft stellt einen idealen Zustand dar, welcher auch bei uns in Mecklenburg wünschenswert wäre. Eine gemeinsame Kaffeetafel, holsteinische und mecklenburgische Jungbauern und Jungmädchen in bunter Reihe durcheinander, trug zu gegenseitigen Annäherung bei und beschloß den anregend verlaufenen Abend, welcher uns stets eine liebe Erinnerung sein wird.

Am Morgen des 26. März besichtigten wir den Betrieb des Herrn Neve, Borgstedtsfelde. Herr Neve zeigte uns eine ausgezeichnete Herde rotbunter Holsteiner, welche besonders auf Fleischleistung gezüchtet waren, jedoch auch befriedigende Milcherträge lieferten. Tiere von 14 Ztr. und darüber waren keine Seltenheit. Einzelne, besonders typische Tiere hielten wir im Bilde fest. Das nächste Ziel unserer Fahrt war Rendsburg. Wir fuhren vorbei an der Rendsburger Hochbrücke, einem Meisterwerk deutscher Ingenieurkunst, welche in mehrfachen Windungen, sie ist 5 km lang und 42 m hoch, den Kaiser-Wilhelm-Kanal überquert. Mit besonderem Interesse besichtigten wir die Rendsburger Volkshochschule, stellt sie doch ein unserer Bauernhochschule verwandtes Institut dar. Geräumig und sehr gut ausgestattet waren sowohl die Unterrichts- wie auch die Wohnräume. Dennoch stand unsere Meinung fest: „Wiligrad bleibt doch Wiligrad.“ Am Nachmittag fuhren wir hinaus nach der Rendsburger Siedlerschule. Hier werden junge Mädchen ausgebildet, welche den Willen haben, späterhin als deutsche Siedlerfrauen ihrem Gatten im Kampf um die Erringung und Erhaltung der Scholle treu zur Seite zu stehen. Bei aller Einfachheit und Schlichtheit der Einrichtung spürt man doch die liebevolle Frauenhand, die auch mit wenigem hauszuhalten und sich ihr Heim wohnlich zu gestalten weiß. In Igehoe verabschiedete sich Herr Klausen von uns, mit ihm auch der Schweizer Jungbauer, welcher die Hoffnung aussprach, uns auch einmal in der Schweiz begrüßen zu können. Die Schönheiten seiner Heimat seien der weiten Reise wert, für alles weitere würde die Gastfreundschaft der Schweizer Jungbauernschaften Sorge tragen. Vorläufig wird dieser Plan jedoch wohl an der Knappheit der Mittel scheitern. Weiter ging die Fahrt durch die fruchtbare Kremper Marsch. Zur Rechten und Linken fiel der Blick auf beefförmig ange-

legte Wiesen und Weideflächen, welche eben im Begriff standen, ihr winterliches Grau mit einem frischen, saftigen Grün zu vertauschen. Hübsche, kleine Bauerndörfer mit strohgedeckten Häusern fügten sich harmonisch in das freundliche Landschaftsbild ein. Abends gegen 6 Uhr war das Ziel dieses Tages, Eckhorst, erreicht. Der Führer der dortigen Jungbauernschaft, Herr Hoyer, begrüßte uns und führte uns zunächst durch ausgedehnte Baumschulanlagen. Im neuerbauten Schulhause des Ortes ist eigens für die Jungbauernschaft ein freundlich eingerichteter Raum bereitgestellt, in welchem sie sich ein- oder zweimal in der Woche versammelt, um sich durch gegenseitige Aussprache und vor allem durch Vorträge des Lehrers, welcher auch hier in segensreicher Arbeit mit der Jungbauernschaft Hand in Hand geht, weiterzubilden. In diesem Raume war für uns der wohlbesetzte Abendtisch gedeckt. Herr Hoyer hieß uns mit warmen Worten in Eckhorst willkommen und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Bauernhochschule Willigrad auch in diesem Jahre den Weg nach Eckhorst gefunden habe. Herr Bauer dankte zunächst für die freundlichen Begrüßungsworte und die gastliche Aufnahme. Die Bauernhochschule fühle sich wohl in Eckhorst. Von Jahr zu Jahr schlangen sich die Bande, welche Schleswig-Holsteiner und Mecklenburger verbänden, enger. Es sei erfreulich, das wachsende Hand-in-Hand-Arbeiten beider Jungbauernschaften zu beobachten. Ein Vortrag des Lehrers, in welchem er in beredten Worten die Schönheiten seiner schleswig-holsteinischen Heimat schilderte und der durch Vorführung von Lichtbildern aufs beste ergänzt wurde, hielt uns noch längere Zeit mit der Jungbauernschaft des Ortes vereinigt. Seinen Ausklang fand dieser Abend in einem gemüthlichen Beisammensein mit der Eckhorster Jungbauernschaft, bei welchem Volkstanz und Volkslied auch zu ihrem Recht kamen.

Der Morgen des 27. März sah uns auf dem Wege nach Elmshorn, wo wir zunächst eine neuzeitlich eingerichtete Molkerei besichtigten. Besonderes Interesse erweckte alsdann die Reit- und Fahrtschule Elmshorn, wo uns zum Teil erstklassiges Pferdmaterial vorgeführt wurde. Interessant war auch die Vorführung des Gerätes, an welchem den Schülern der theoretische Fahrunterricht erteilt wurde, sowie eine durch kleine, imitierte Fahrzeuge erläuterte Einführung in die Verkehrsordnung. Viel Beachtung fanden auch May und Moritz, zwei hölzerne Pferdemodelle mit beweglichen Köpfen, welche der Erklärung der richtigen Zügelschnallung dienten. Die Besichtigung der Genossenschaftsmühle in Barmstedt führte uns noch einmal vor Augen, wie vielseitig die Aufgaben des ländlichen Genossenschaftswesens und wie segensreich seine Tätigkeit sein kann. Nach Besichtigung eines Bohrturmes in Bevern, wo man nach Petroleum bohrte — über die Tiefe der bisherigen Bohrung konnten wir Genaueres leider nicht erfahren — bestiegen wir wieder unsern Omnibus, um dem Endziel unserer Fahrt, der alten See- und Hansestadt Hamburg, zuzustreben. Gegen 4 Uhr tauchten die ersten Häuser der Vororte vor uns auf. Wir durchquerten zunächst die Stadt, um das Staatsgut Farmsen zu besichtigen. Erstaunt waren wir zuerst über die einheitliche, eigenartige Tracht der uns begegnenden Arbeiter, bis wir darüber aufgeklärt wurden, daß ausschließlich Strafgefangene als Arbeiter auf dem Staatsgut Verwendung finden. Eine gut durchgezüchtete Herde Ostfriesen-Nachzucht von guten Formen und hohen Leistungen fand unser besonderes Interesse. Großer Wert wird in Farmsen auch auf Schweinemast gelegt. Die in nächster Nähe importierte billige ausländische Futtermasse bietet den Anreiz dazu. Einen besonderen Betriebszweig bildet die Geflügelzucht. Außerdem senden die verschiedensten Züchter des Landes ihre Legehühner nach Farmsen zur Leistungskontrolle ein; auch mecklenburgische Stämme fanden wir hier wieder. Hamburg als Hauptstadt von Mecklenburg ist nachgerade sprichwörtlich geworden, so viele Mecklenburger wohnen dort. So war es denn auch kein Wunder, daß viele von uns Verwandte in Hamburg hatten. Diese suchten wir nun auf, um den Abend bei ihnen zu verbringen.

Am nächsten Morgen um 9½ Uhr versammelten wir uns wieder am Hamburger Hauptbahnhof, um Hamburg kennen zu lernen. Auf unserer Rundfahrt besichtigten wir zunächst das Chilhause, ein monumentales Gebäude, und fuhren dann in den Elbtunnel hinab, welcher den Verkehr unter der Elbe hindurchleitet. Besonders interessant war eine Rundfahrt durch den Hamburger Hafen. Vorbei an den Docks der

großen Werften, an großen und kleinen Dzeandampfern der verschiedensten Nationalitäten ging die Fahrt. Ueber 80 große Dzeandampfer lagen in Ruhe im Hamburger Hafen, ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen der daniederliegenden Schifffahrt, des daniederliegenden Handels, ein Zeichen der Not des gesamten deutschen Volkes. Sehr lohnend war ein Besuch des Altonaer Museums. Besonders interessant waren für uns die Modelle alter Bauernhäuser aus allen Gegenden Schleswig-Holsteins, welche in großer Anzahl zu sehen waren. Die jungen Mädchen interessierten sich besonders für die Handweberei, welche in einem Raume des Museums eingerichtet war. Bei schönstem Sonnenschein fuhrten wir alsdann hinaus nach Blankenese. Vom Süllberg aus hatten wir einen herrlichen Rundblick auf die Millionenstadt. Bei einer guten Tasse Kaffee saßen wir dann im Restaurant auf dem Süllberg. Auf der träge dahinfließenden Elbe zogen kleine Dampfer ihre gleichmäßige Bahn. Allmählich zog schon die Dämmerung herauf, als wir von der Plattform des Süllberges noch einen letzten Blick auf die in ruhiger Würde daliegende Hansestadt warfen. Von all dem Hasten und Treiben des großstädtischen Verkehrslebens bemerkte man von hier oben aus nichts.

Am Sonntag, dem 29. März, morgens um 10 Uhr, traten wir die Heimreise an.

Ueber Mölln, Gadebusch, Schwerin ging es dem uns so liebgewordenen Willigrad wieder zu. Es wurde eine herrliche Fahrt. In ruhigem, sonntaglichen Frieden lag der Sachsenwald da. Vorbei an der Grabstätte des Fürsten Bismarck, des Schmiedes des Deutschen Reiches, führte uns unser Weg. Gern hätten wir seine letzte Ruhestätte aufgesucht. Leider war es uns nicht möglich, noch einige Stunden zu warten, bis der Besuch für Fremde freigegeben war, wenn wir die Züge, welche uns in die Heimat bringen sollten, noch erreichen wollten. Auch das frühere Heim der Bauernhochschule, das Jagdschloß Friedrichsthal, grüßten wir im Vorüberfahren. Gegen 3 Uhr tauchte dann endlich unser liebes Willigrad hinter schlanken Buchenstämmen auf, wo Frau Bauer in dankenswerter Weise für ein letztes Abschiedsmahl Sorge getragen hatte. Nichts will ich mehr sagen von den letzten Stunden in Willigrad, nichts von dem kräftigen Händeschütteln, mit dem wir voneinander Abschied nahmen, als Ausdruck dessen, daß auch nach der räumlichen Trennung der gleiche Geist uns alle eint, sondern ich will meinen Bericht schließen mit einem herzlichen Dank an alle, welche die Durchführung der Reise ermöglichten und zu ihrem guten Gelingen beigetragen haben. Unser besonderer Dank gilt Herrn Klausen-Kiel für die treffliche Organisation sowie auch den einzelnen Jungbauernschaften für die überaus freundliche Aufnahme und Bewirtung.

Mannigfach sind die Eindrücke, welche wir mit heimgenommen haben aus dem stammerwandten Schleswig-Holstein. Manches, was das Auge des Landwirtes erfreuen kann, manche nachahmenswerte Einrichtung, welche Zeugnis ablegt von gemeinschaftlichem, genossenschaftlichem Geiste, haben wir gesehen. Vor allem aber haben wir ein Bauerntum kennengelernt, welches wurzelnd in der Liebe zur Heimat, in dem harten Ringen um die Erhaltung der Scholle nicht den Glauben an eine bessere Zukunft verloren hat, einen Glauben, welchen auch wir zu unserem eigenen machen wollen.

W. Malchow.

Mecklenburgischer Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Der Unterausschuß für den Amtsbezirk Rostock tagte unter dem Vorsitz von Herrn Kantor Schulz (Parkentin) in Dänischenburg. Nach einem Bericht über die Tätigkeit des Unterausschusses im letzten Jahr wurden hauptsächlich folgende Punkte behandelt: Aufbau der Heimatabende im Amtsbezirk Rostock als wichtigstes Mittel zur Heimatpflege unter Hinzuziehung der bestehenden Posaunenchor, lokaler Vereine und führender Persönlichkeiten. Dabei wurde das Unwesen der Vereinsmeierei auf dem Lande mit den zahlreichen, sich jagenden Vergnügungen stark ge-

tabelt. Statt der vielen Vereine in einem Dorfe sei ein Verein für Heimatpflege zu gründen, der alle kulturellen Bestrebungen eines Dorfes in sich vereinigt. — Das Dorfkind des Landesvereins hat sich bereits in Mecklenburg eingebürgert. Es wurde gewünscht, daß sich die Tätigkeit dieses Dorfkindes auch auf die Schuljugend erstrecke.

Lange wurde über die Pflege des Volksliedes und Volkstanzes auf dem Lande verhandelt. Hier wurde wieder einmal das Fehlen der ländlichen Fortbildungsschule auf dem Lande bedauert, da der Einfluß auf die schulentwachsene Jugend des Dorfes sonst ein viel größerer sein könnte, gerade auf dem Gebiete des Liedes und des Tanzes.

Dr. Priester (Rostock) berichtete dann noch über den augenblicklichen Stand der ländlichen Fortbildungsschule, die im letzten Jahre keinen Schritt vorwärts gekommen sei. Man war allgemein der Meinung, daß die Gemeinden stärker als bisher von Seiten des Unterrichtsministeriums bearbeitet werden müßten, da die Unwissenheit über den Zweck dieser Schule groß sei. Der Landesverein habe auf diesem Gebiete sein Möglichstes getan.

*

Der Unterausschuß des Amtes Hagenow tagte unter dem Vorsitz von Landwirtschaftslehrer Bauer-Hagenow in Redefin. Die Sitzung war dank der guten Vorbereitung aus Redefin und Umgegend gut besucht. Herr Bauer berichtete zunächst über die Tätigkeit des Unterausschusses im vergangenen Jahre und konnte manch Erfreuliches anführen, besonders in der Zusammenarbeit mit den im Amte bestehenden Jungbauernschaften. Dr. Priester-Rostock gab einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit des deutschen Vereins, Berlin, und des Landesvereins, Rostock, an den sich eine sehr lebhafte Aussprache anschloß. Es wurde dann die Tagesordnung eingehend behandelt: Für Veranstaltung von Heimatabenden wurden die Dörfer Picher, Redefin, Gothmann und Biez in Aussicht genommen. Sehr bedauert wurde das Einschlagen der Amtsjugendtage im Amte Hagenow. Von den Vertretern des Amtes wurde ein Wiederaufleben derselben zugesagt. — Bei dem Kapitel Dorfkind wurde eine Begleitung der Filme durch Musik gewünscht. — Bei der Pflege des Volksliedes und Volkstanzes auf dem Lande wurde zwar die Mitarbeit städtischer Kreise dankend begrüßt, für das Anhalten solcher Bestrebungen aber vor allem auf die Mitarbeit der Pastoren (Poljannschöre) und der Lehrer hingewiesen. — Der Vorsitzende des Kreislandbundes Hagenow, Herr Isenberg-Teßin, wies auf die Mitarbeit der Vertrauensleute des Landbundes in den einzelnen Dörfern hin: Landbund und Landesverein müßten vielmehr zusammenarbeiten, aber unter Ausschaltung jeglicher Politik seitens des Landbundes. — Ueber die Pflege des Obstbaus wurde eingehend gesprochen und dankenswerte Anregungen vor allem von Stadtrat Pfaffensteller-Hagenow und Schulrat Schulz-Lübtheen gegeben.

*

Der Unterausschuß des Amtes Ludwigslust tagte unter dem Vorsitz von Frau Schering-Grabow in Eldena. Für die Veranstaltung von Heimatabenden im Amtsbezirk wurden die Dörfer Zierzow, Dambeck, Göhlen und Leussow in Aussicht genommen, und die Mitarbeit der Plattdeutschen Gilde Grabow durch den Vorsitzenden, Studiendirektor Dr. Breuel-Grabow, zugesagt. — Es wurde der Wunsch ausgesprochen, den Dorftag 1932 im Amte Ludwigslust zu veranstalten und es ist auch bereits ein hierfür geeignetes Dorf gefunden. Es soll versucht werden, im März-April nächsten Jahres einen Weblehrgang für Eldena und Umgegend zu veranstalten, der Landwirtschaftliche Hausfrauenverein Eldena wurde mit der Vorbereitung beauftragt. — Die Pflege des Obstbaues und die Säufmostbereitung wurde eingehend besprochen und dankenswerte Anregungen wurden von Herrn Amtshauptmann Staeder gegeben. — Bei der ländlichen Fortbildungsschule, über die Dr. Priester-Rostock berichtete, wurde bedauert, daß nicht längst mit den großen Gemeinden seitens des Unterrichtsministeriums in Verbindung getreten sei zwecks Ausbau der wie in Eldena bestehenden Gewerbeschulen zu ländlichen Fortbildungsschulen. — An die Sitzung schloß sich eine Besichtigung der vor drei Jahren sehr schön ausgemalten Kirche.

Bücherbesprechungen.

Meyers Reisebücher: Mecklenburg, Lübeck, Hamburg, Schleswig-Holsteinische Ostseeküste. 2. Auflage. 1931. 300 Seiten. Mit 22 Karten, 27 Plänen und 4 Grundrissen. Taschenformat. In biegsamem Ganzleinenband 4 RM. Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig.

Es ist sehr erfreulich, daß gerade im Ostseejahr 1931 dieser bewährte Führer in gänzlich neuer Bearbeitung erscheint. Er umfaßt die Osthälfte Schleswig-Holstein bis zur Bahnlinie Hamburg—Glücksburg und ganz Mecklenburg, südlich bis zur Elbe und dem brandenburgischen Grenzgebiet. Es schildert eingehend die ganze Küste von der Flensburger Förde bis zum Ribnitzer Binnensee. Ausführliche praktische Angaben über Klima, Unterkunft und Verpflegung, Vergnügungen, Ausflugsmöglichkeiten usw. finden sich bei jedem Seebad. Neben den Seebädern ist aber das reizvolle Hinterland mit seinen waldumrahmten Binnenseen und interessanten Städten keineswegs vernachlässigt. Die holsteinische und mecklenburgische Schweiz, die mecklenburgisch-märkische Seenplatte sind eingehend beschrieben, den Hansestädten Hamburg und Lübeck sind allein je 20 bzw. 18 Seiten gewidmet; als Ergänzung zu der Einreise von Süden ist auch eine kurze Beschreibung Lüneburgs eingefügt. Das gesamte Kartenmaterial ist auf den neuesten Stand gebracht und den heutigen Verkehrsverhältnissen angepaßt. In sämtlichen Karten sind die Autobuslinien eingezeichnet, und auf den Stadtplänen wurden die großen Durchgangsstraßen für den Automobilverkehr durch farbige Randlinien besonders markiert. Auf den Karten und im Text sind sogar die Jugendherbergen angegeben. So ist Meyers „Mecklenburg“ ein gutes Reise- und Heimatbuch, das wir unsern Lesern empfehlen können.

Bei der nächsten Auflage möchten wir den Verlag bitten, bei Mecklenburg folgende Fehler zu verbessern:

Bei der Einleitung „Land und Leute“ tritt Mecklenburg zu sehr hinter Schleswig-Holstein zurück. — Bei Waren (S. 27) fehlt unter den industriellen Anlagen die bedeutenden Milch-Verwertungs-Fabriken; auch hätte Prof. Wossidlo erwähnt werden können. — Auf S. 30 oben wird Demzin bei Gielow mit Hohen-Demzin bei Teterow verwechselt, denn hier erlebte Friß Reuter die erste Hälfte seiner „Stromtid“. — Güstrow besitzt keine Zuckerfabrik mehr. Das Ehrenmal für die Gefallenen im Dom zu Güstrow von Ernst Barlach als ein „bedeutendes Kunstwerk“ anzusprechen, ist gewagt und fordert zum Widerspruch heraus. — Rempeln (S. 36) gehört nicht mehr dem „russ. Großfürsten Herzog Karl Michael“, sondern dessen Sohn, einem Mecklenburger. — Dargun (S. 37) besitzt keine Ackerbauschule, sondern eine landw. Schule. Die berühmte Kastanienallee, eine der schönsten Deutschlands, heute von Barbaren zur Hälfte niedergeschlagen, ist nicht erwähnt. — Burg Schlick (S. 39) gehört nicht mehr den Grafen von Bassewitz, sie haben den wunder-vollen Besitz nicht halten können. — Schorffow (S. 40) gehört nicht mehr den Freiherrn v. Tiele-Winkler. — Bei Neustadt-Glewe (S. 45) fehlt das Landes-Kraftwerk. — Bad Stuer (S. 47) besteht als Wasserheilanstalt nicht mehr. Bei der Gastwirtschaft „Schweigert von Rom“ wäre zu erwähnen, daß dieser Aus-spruch von dem berühmten Mathematiker Barden her stammt, einem Verwandten des früheren Besitzers des Bades. — Bei Kloster Dobbertin (S. 49) hätte erwähnt werden müssen, daß es die einzige Kirche mit zwei Türmen in Mecklenburg hat. — Reukloster (S. 49) ist nicht mehr Lehrerseminar, sondern Aufbauschule. — Bei Rostock, Städtisches Museum (S. 53), ist falsch die Angabe über das Museum für Völkerkunde, dieses liegt jetzt irgendwo in einem Keller. — Die Bewohner des Fischlandes (S. 65) ernähren sich leider nicht mehr „hauptsächlich vom Fisch-fang“, sondern von der Schifffahrt und von der Fremdenindustrie; auch wohnen dort keine „wohlhabenden Seeleute“ (S. 66), sondern viele Rentenempfänger. — Bad Doberan (S. 81) ist nicht mehr Kreisstädtchen, diesen Ausdruck kennen wir Mecklenburger überhaupt nicht. Bei der Beschreibung der Kirche fehlt die Bülow-Kapelle mit den herrlichen Sprüchen. — Bei Bülow (S. 84) fehlt die Korbindustrie; der Steinkranz bei Tarnow ist aller Wahrscheinlichkeit nach

keine „Steinwarte“, sondern eine Kultstätte. — Klüß (S. 85) gehört nicht mehr zum „Gutsbesitz des Grafen Bothmer“. — Schönberg hat jetzt ein ganz neues Heimatmuseum erhalten. — Bei Grabow (S. 87) fehlt die Bier-, Porter- und Pfefferkuchenindustrie. — Lübbken (S. 89) hat weder Lehrerseminar, noch Kalibergwerk, noch Gipsabbau. — Schloß Wiligrad ist nicht mehr Besitz des Herzogs Johann Albrecht; dieser ist längst gestorben. — Bei der Zuckerfabrik in Wismar (S. 99) hätte erwähnt werden können, daß es die zweitgrößte Deutschlands ist. — Timmendorf auf Poel (S. 102) besitzt jetzt einen Fischer-Nothafen. — Bei Wittenburgs Umgebung (S. 105) fehlen die Schlösser Lehsen mit den alten Wädeanlagen — es war auch einmal Kaltwasserheilanstalt — Tessin, Dreilüchow u. a. m. — Bei der Bahn Wittenberge—Hamburg (S. 107) fehlen alle unmittelbar an ihr liegenden Schlösser wie Warlik, Melkof, Dammereez, Düssel u. a.

Die ländliche Mädchenfortbildungsschule. Beiträge zu ihrer Einrichtung, äußeren und inneren Gestaltung. Mit einem Geleitwort von Frau Regierungsrat Delius und einer Zusammenstellung aller amtlichen Bestimmungen durch Amtsrat Danz. Herausgegeben von Kurt Herbst, Schriftleiter der „Zeitschrift für das ländliche Fortbildungsschulwesen in Preußen“. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11. Kartonierte 3,50 RM.

Von berufener Seite wird in diesem Buch die gegenwärtige Gestalt der ländlichen Mädchenfortbildungsschule gezeichnet. Sinn und Bedeutung dieser Schularart sind nach ihrer kulturphilosophischen, seelenkundlichen, berufs- und wirtschaftspädagogischen Grundlage untersucht und dargestellt. Von hier aus sind die verschiedenartigen Einrichtungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, die Lösung der Lehrkräftefrage betrachtet, Lehr- und Stoffplanfragen erörtert und die praktische Unterrichtsgestaltung umrissen. Eine Uebersicht bringt alle amtlichen Bestimmungen für die ländliche Mädchenfortbildungsschule und gibt die wesentlichsten Erlasse inhaltlich oder im Wortlaut wieder. Dadurch ist das Buch ein vielseitiger und besonders praktischer Wegweiser für alle Lehrkräfte, Gemeinden, Kreisverwaltungen und Behörden, denen eine zweckentsprechende Bildung aller ihrer Landmädchen angelegen sein muß.

O. Schwindrazheim: Deutsche Bauernkunst. 244 Seiten, 12 Farbentafeln, 202 Textbilder. 2. Aufl. 25 RM. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk. Das Buch wurde verfaßt im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. „Daß auch andere unsere deutsche Bauernkunst lieb gewinnen!“ Dieses Leitmotiv stellte Schwindrazheim der 1. Auflage voraus. Auch für diese neue, bedeutend erweiterte Ausgabe gilt als Ziel, die Liebe zu deutscher, heimatgebundener Bauernkunst zu wecken. Das Buch möchte als ein Beitrag auf dem Gebiete volkstümlicher Kunsterziehung auf dem Lande, bei Wanderlustigen und in der Sommerfrische um Freundschaft, ja um Liebe für alte deutsche Bauernkunst als ehrwürdigen Zweig des deutschen Volkstums werben. Es will Freude vermitteln an ihren kleinen und großen, ihren offensichtlichen, aber auch an ihren tieferliegenden Reizen. Es offenbart die Schönheit ihrer einzelnen Werke, ihren guten Zweck Sinn und ihre kluge Technik, ihren trefflichen Zielsinn und Farbensinn. Der Leser erhält Einblick in die Einflüsse der besonderen Heimat von Ländchen zu Ländchen, in die der volklichen Verschiedenheit von Stamm zu Stamm, in die Sinnigkeit der Volksseele, in allerlei kultur- und kunstgeschichtliche sowie volkswundliche Werte, die heute noch verstreut in den Resten unserer alten Bauernkunst gleichsam wie in einem ungeheuren Museum volkstümlicher deutscher Eigenart erhalten sind.

Freude aber weckt dieses Buch insbesondere an der Einheit in der Vielfältigkeit dieser Einzelheiten, an der wundersamen Natürlichkeit dieser Kunst. Die tausenderlei Erfordernisse, Wünsche und Begabungen der Menschen und ihrer Umwelt offenbaren sich so naturgemäß verschieden, wie die Blumen der Wiese, des Waldes, des Moores und der Gebirge mannigfaltig sind.

Immer größer und wärmer wird diese Freude, je tiefer Schwindrazheim den Leser zu den Quellen und Wurzeln führt. Je mehr er in scheinbar Nebensächlichem Großes, Bedeutames erkennen läßt.

Der Verfasser wendet sich erst der Geschichte der deutschen Bauernkunst zu. Von den Urformen des Bauernhauses ausgehend, schildert er die Entwicklung und die Einflüsse, die von der Stadt und den Ständen ausgingen. Er zeigt, wie sich die Bauernkunst lange gegen diese Widerstände gewehrt hat, wie in den einzelnen Gegenden sich die Kunst selbständig weiterentwickelt hat.

In einem weiteren Abschnitte werden die Eigenschaften der Bauernkunst an Beispielen dargelegt: die Verschiedenartigkeit und gemeinsame Züge werden aufgedeckt, Einflüsse der Heimats- und Stammesart, es werden Eigenschaften des Volkes, wie der praktische Sinn, Hängen am Hergebrachten, Abwechslungslust, Schmuck Sinn und Schmuckfreude, Farbenlust, Gemüt und Frömmigkeit, Liebe und Humor usw. in fast ausschließlich eigenen Aufnahmen und Skizzen gezeigt und erläutert, dazu werden sodann die volkstümlichen Ziermotive: bewahrtes uraltes Linien- und Punktspiel, technische Motive, Pflanzen, Tiere und Menschen, Märchen- und sinnbildliche Figuren, Landeswappen, die Verwendung künstlerischer Schrift u. dgl. eingehend betrachtet.

Brachte schon dieser zweite Abschnitt eine große Fülle an Beobachtungsstoff, so steigert sich diese noch im folgenden Teil, der den einzelnen Erzeugnissen der Bauernkunst gewidmet ist.

Mit der Feldeinfriedigung, dem urtümlichen Zaun beginnt er. Dorfanlage, Dorfstraße, die Hof- und Garteneinfassung finden eingehende Würdigung, um dann einer Schilderung der verschiedenen Bauernhausarten Platz zu machen. Die äußere Ausstattung des Hauses und die Bauernstuben samt ihrer Einrichtung, besonders noch die Möbel, werden veranschaulicht. Bäuerliche Metallarbeiten, Töpferei und Glaserei, Textilkunst, Bauernschmuck, Bauerntracht, Frauenkunst legen Zeugnis von der Vielfältigkeit des Hausfleißes und der künstlerischen Ausdrucksfähigkeit ab.

Schließlich führt uns der Verfasser, nach kurzem Blick in Hof, Schuppen u. dgl. in die Kirchen und auf den Friedhof, wo wir abermals die Fülle, Kraft und Sinnigkeit bäuerlichen Schönheits- und Kunstsinnes bewundern lernen.

Jeder Deutsche, der seine Heimat und die in ihr wirkenden schöpferischen Kräfte in ihrem Wesen erkennen will, sollte dieses Buch studieren.

Wir können das wundervolle Werk unseren Lesern nur dringend empfehlen. Es gehört in jede ländliche Volksbibliothek.

Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Borchling von der Hamburger Universität und Bibliotheksrat Dr. Br. Clausen in Rostock. Karl Wachholz Verlag. Neumünster. 4°, 96 Sp., etwa 12 Lieferungen zu je 6 Bogen; pro Lieferung 6 RM.

Mit dem Erscheinen der 1. Lieferung dieses lang ersehnten Werkes kommt der Verlag einem besonders empfundenen Bedürfnis entgegen. Die Herausgabe wird von der gesamten Wissenschaft sehr begrüßt werden. In zwei Jahrzehnten mühevoller Arbeit haben die Verfasser rund 4600 niederdeutsche Druckwerke vom Ende des 15. bis Ende des 18. Jahrhunderts beschrieben. Was das bedeutet, läßt sich begreifen, wenn damit Schellers 1826 erschienene Bücherkunde der sächsisch-niederdeutschen Sprache mit nur 800 Drucken verglichen wird. Das weit verstreute Material machte die Aufnahmen an Ort und Stelle, namentlich in nordischen Ländern, nötig. Bei der Seltenheit vieler Drucke war es selbstverständlich, alle Fundorte festzulegen. Deswegen wurden die Bestände der größeren Bibliotheken aufgenommen. Die Anordnung ist chronologisch. Ausführliche Register erleichtern schnelles Auffinden.

Eine solche begrüßenswerte Tat, die dem Unternehmungsgeist des Verlegers zu danken ist, sollte die Unterstützung von allen Sammlern niederdeutscher Drucke, von Sprachforschern, Bücherliebhabern, Bibliotheken und Antiquaren finden, die dieses wichtige bibliographische Hilfsmittel mit Spannung seit Jahren erwartet haben.

Das bedeutende Werk verteilt sich auf etwa 12 Lieferungen, die vierteljährlich erscheinen und je 6 RM. kosten. Mit Ablauf der Subskription tritt eine wesentliche Erhöhung ein, schon ein Grund, um die Bestellung zu dem jetzt äußerst günstigen Preise sofort zu vollziehen.

—el.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

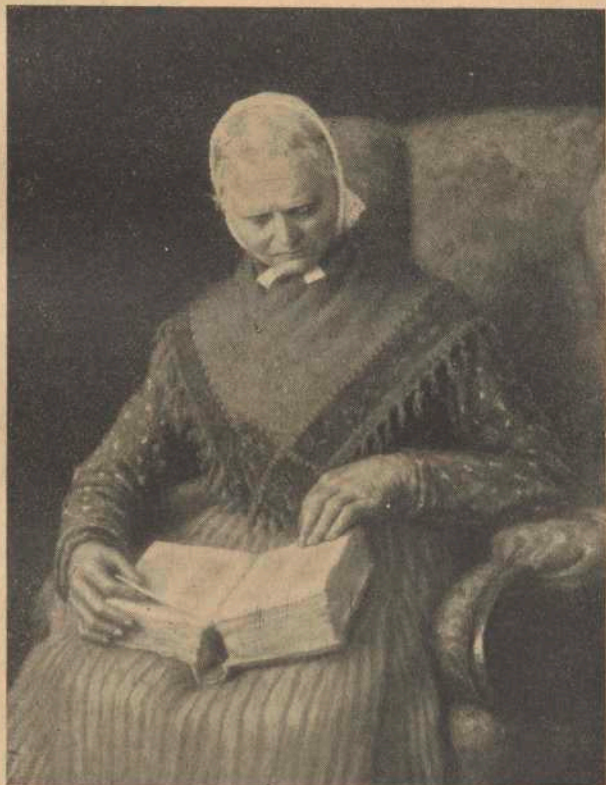
Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Aug./Sept. 1931

Nummer 8/9

Inhalt: Wege aus der Not des deutschen Volkes. — De Gedantenzettel. — Alte Burgstätten an der Barnow. — Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs. — Achter de Seet. — Außerordentliche Mitgeliieberverfammling. — Sägungen. — Landesverein. — Bauernhochschule. — Aus dem mecklenburg. Volksmund.



Andächtige Stunde.

Nach dem Gemälde von Professor Paul Moennich, Gehlsdorf.
(Aus den Mecklenburgischen Monatsheften.)

Wege aus der Not des deutschen Volkes.

Wir haben in unserer „Heimat“ stets den Standpunkt vertreten, daß der deutsche Staat ohne eine kräftige, gesunde, deutsche Landwirtschaft nicht bestehen kann, daß der deutsche Staat zugrunde gehen muß, wenn sein Fundament, der breite Bauern- und Handwerkerstand, vernichtet wird. Das deutsche Staatsgebäude ist vergleichbar mit einem Haus, dessen Grundsäulen die Landwirtschaft darstellen, die übrigen Gewerbe, Handel und Industrie sind die einzelnen Stockwerke, die aber niemals über die Grundsäulen hinausgreifen dürfen, sonst müssen ihm neue Stützbalken künstlich untergefügt werden, bis auch diese die Stockwerke nicht mehr tragen können und das ganze Gebäude zusammenbricht. Wir stehen heute vor diesem Zusammenbruch, weil die Grundsäulen des deutschen Staates, die Landwirtschaft, auf das schwerste erschüttert sind.

Unsere Zeitschrift ist eine Heimatzeitschrift, d. h. sie soll sich mit allen Fragen befassen, die die engere Heimat angehen. Das schließt aber nicht aus, daß sie sich auch mit allgemeiner Heimatpolitik beschäftigt, z. B. den Wegen nachgeht, die ihr geeignet erscheinen, das Fundament des Staates wieder zu festigen, denn das Wohl unserer heimischen Landwirtschaft hängt heute so eng mit dem Wohl der deutschen Landwirtschaft zusammen, daß sie gar nicht voneinander zu trennen sind. Einen Weg aus der Not des deutschen Volkes scheint uns Rudolf Böhmer, einstmaliges Bezirksamtmann in Luderibuch, in seinem Buch „Das Erbe der Enterbten“, das bereits 1928 erschien, und neuerdings in einer Broschüre „Arbeiter, Bauern und Soldaten“ zu zeigen.

Die Grundgedanken Böhmers in seinem Buche sind folgende: Er schildert zunächst die Entstehung der besitzlosen Klassen durch die sprunghafte, nicht organisch sich entwickelnde Industrialisierung des deutschen Volkes, die eine Zusammenballung der Bevölkerung in Millionenstädten und eine Entvölkerung des ohnehin schwach bevölkerten Nordens und Ostens Deutschlands zur Folge hatte. Zwei Fragen seien heute die wichtigsten:

1. Wie machen wir die Industriebevölkerung wieder selbsthaft? und
2. Wie bevölkern wir wieder Ostelbien?

Wenden wir uns zunächst der ersten Frage zu! Nach Böhmers Ansicht kann die besitzlose und daher unzufriedene Industriebevölkerung nur wieder gesunden, wenn es gelingt, jedem Arbeiter eine Heimstätte mit Garten von 1000—2000 Quadratmeter zu verschaffen. Diese Heimstätten dürfen aber nur in der Nähe der Arbeitsstätte liegen. Es ist ganz unnatürlich, wenn heute, wie z. B. in Berlin, der Arbeiter im Norden der Stadt wohnt, aber ganz im Süden seine Arbeitsstätte hat und jeden Tag 1 bis 2 Stunden nutzlos verfährt, Stunden, die er sonst nutzbringend in seinem Garten verbringen könnte.

Es ist wohl ohne weiteres klar, daß ein solcher Fabrikarbeiter in seiner Heimstätte eine „Krisenreserve“ besitzt, die ihn Zeiten der Wirtschaftsstockung viel leichter überstehen läßt, als ein in einer Mietskaserne wohnender Arbeiter. Wie kommt aber der Arbeiter zu einer solchen Heimstätte? Soll der Staat sie ihm schenken? Der Staat hat ja selber nichts, er kann sie sich also nur erwerben, oder besser ersparen. Ist aber der Industriearbeiter unter den heutigen Verhältnissen überhaupt imstande, sich soviel zu ersparen, daß er sich eine Heimstätte beschaffen kann?

Diese Frage beantwortet Böhmer nicht, weil sie aus dem Rahmen seines Buches herausfällt, wir haben hier aber andere Führer, die uns Wege gewiesen haben, die es dem Arbeiter wohl ermöglichen lassen, sich durch Ersparung eine eigene Heimstätte zu gründen. Ich meine die Leute, die seit etwa 10 Jahren für eine Umgestaltung der Sozialversicherung eintreten, wie Dr. Liek („Die Sendung des Arztes“), Hatz („Irwege des deutschen Sozialismus“), Dr. Bäumler u. a. Dieser Kampf gegen die Sozialversicherung hat heute eine greifbare Gestalt angenommen durch den „Bund der Heilberufe für soziale Erneuerung“, dem bereits Hunderte von Ärzten unter der Führung von Dr. Liek angehören. Dieser Bund sieht die

Rettung aus unserer Not nur in der Umgestaltung der Sozialversicherung in ihrem Fundamente. Als der geeignete Weg erscheint ihm die Einführung des Zwangssparsystems, da nur dadurch dem einzelnen die Möglichkeit gegeben ist, Vorsorge für die Zukunft zu treffen. Dieses Zwangssparsystem besteht darin, daß jedem Arbeiter ein Teil seines Lohnes abgezogen wird. Dieser fließt aber nicht in den großen allgemeinen Topf, sondern wird ihm von einem bei einer Bank oder Sparkasse zu errichtenden Konto gutgeschrieben und mündelsicher angelegt. Abhebung ist nur möglich für Arzt, Apotheke, längere Arbeitslosigkeit, besondere Notfälle, Heirat und Grunderwerb. Daß es sich hier um gewaltige Summen handelt, ist bekannt. Zahlt doch ein Bergarbeiter mit 60 RM. Wochenlohn in 40 Jahren bei 5 Prozent Verzinsung etwa 100 000 RM. ein. Der Teil der Bevölkerung, der auch dann noch der allgemeinen Fürsorge zur Last fällt, würde nach der Schätzung namhafter Sozialpolitiker so gering sein, daß er nicht ins Gewicht fiel, ganz abgesehen davon, daß das heutige System der Sozialversicherung ja sowieso vor dem Zusammenbruch steht.

Die Folgen eines solchen Sparzwanges für die Gesundheit des deutschen Volkes sind nicht abzuschätzen. Dr. Klüßmann, Harburg, faßt diese in folgenden Sätzen zusammen: Einmal würde die Sozialverantwortung gehoben, das Sich-Verlassen auf die Staatsfürsorge würde verschwinden, 2. käme es wieder zur Vermögensbildung und damit zur Belebung der Wirtschaft, 3. würde die Knebelung der Ärzteschaften beseitigt, 4. würde die Rentenucht aufhören und 5. würde der Leerlauf des heutigen Systems mit seinen ungeheuren Kosten — kommen doch heute auf 3 Ärzte bereits mehr als 2 Krankenkassenangestellte! — verschwinden. Den Tüchtigen würden die hindernden Fesseln abgenommen, die Massen würden zu Grunderwerb kommen können und dadurch dem Marxismus entzissen werden, mit einem Worte: Das deutsche Volk würde wieder genesen!

Fassen wir die Erwägungen Böhmers, Liebs, Harß und der anderen zusammen, so lassen sie sich in einem Satz etwa so ausdrücken: Die soziale Frage ist für den Industriearbeiter nur zu lösen durch Erwerb einer Heimstätte nahe seiner Arbeitsstätte; die Heimstätte kann er nur erwerben, wenn die bisherige Sozialversicherung abgelöst wird durch ein Zwangssparsystem.

Die 2. Frage nach der engeren Besiedlung des Ostens beantwortet Böhmer zunächst damit, daß die heutige Siedlung mehr von der Besiedlung des deutschen Ostens im Mittelalter lernen müßte. Es kommt nicht allein darauf an, Güter zu zerschlagen und darauf Bauern anzusetzen, sondern die Bestellung des platten Landes mit bäuerlicher Bevölkerung müßte, ja dürfte nur Hand in Hand gehen mit einer Ansiedlung von Handwerkern und Kaufleuten in kleinen Städten. Im Mittelalter ist die Städtegründung im deutschen Osten die Vorbedingung der Besiedlung des platten Landes. Erst der Absatzmarkt der Städte schuf die Lebensfähigkeit der Landwirtschaft in dem die Stadt umgebenden Umkreise. Die mittelalterliche Stadt war zum Teil landwirtschaftlicher Selbstversorger durch seine die Stadt umgebenden Gärten und Flecker. Es ist wohl ohne weiteres klar und auch durch die Gegenwart bewiesen, daß eine solche Kleinstadtbewölkerung von Kaufleuten und Handwerkern eine Wirtschaftsstockung viel leichter erträgt als eine Großstadtbewölkerung, die diese „Krisenreserven“ nicht besitzt.

Dieser Gedanke Böhmers der Schaffung von Kleinstädten im Osten ist durchaus gesund, nur dürfte er nicht nur von einzelnen durchdacht werden, sondern er müßte Gemeingut des gesamten deutschen Volkes werden. Es ist überhaupt ein Fehler des heutigen Siedlungsgedankens, daß er sozusagen zur Domäne einzelner Siedlungsgesellschaften geworden ist und daher zum Teil im Bürokratismus ersticken mußte, nein, der Siedlungsgedanke muß wie im Mittelalter Gemeingut des deutschen Volkes werden, er muß zu einer Volksbewegung werden, wenn er wirklich gesund bleiben will.

Dieser Gedanke Böhmers der Schaffung von Kleinstädten im Osten wird nun neuerdings aufgegriffen von Vertretern der Arbeitsdienstpflicht, wie Dr. Seemann. Dieser weist mit Recht darauf hin, daß eine planmäßige Städtegründung im Osten Aufgabe des Arbeitsdienstpflichtheeres sein müßte,

ja nur durch ein solches durchgeführt werden könnte. Die Städtegründung des Ostens muß natürlich heute die Form von Gartenstädten wählen. Mit dem Bau solcher Kleinstädte müßte die Hinausverlegung der Großstadtindustrie in jene Kleinstädte erfolgen, denn heute besteht die vornehmste Unternehmernaufgabe darin, die Arbeit an die Menschen heranzuschaffen und nicht umgekehrt. Die Heranschaffung der Arbeit an die neugegründeten Kleinstädte verlangte aber den Bau von Kanälen usw., Arbeiten, die heute nur durch ein Arbeitsdienstpflichttheer geleistet werden können.

Das beste Mittel gegen den Kommunismus ist das Eigentum. Dieses Eigentum mitzubeschaffen ist Aufgabe der allgemeinen Dienstpflicht. Böhmer hat den Weg gewiesen. Möchte sein Ruf nicht ungehört verhallen. Vor hundert Jahren war es der Freiherr vom Stein, der in der Zeit größter, schwerer Not dem dritten Stand, dem Bauernstand, sein Eigentum schuf. Heute handelt es sich darum, auch für den vierten Stand dieses Eigentum zu schaffen. Dies kann aber nur geschehen auf dem oben gezeigten Wege, nämlich durch Umänderung der Sozialversicherung, durch Schaffung von Vermögen zum Erwerb eines Eigenheims, durch Ansiedlung größerer Massen in Kleinstädten im Osten und Schaffung eines Arbeitsdienstpflichttheeres. Hier sind Wege aus der Not des deutschen Volkes gezeigt.

Von den Grundgedanken der kürzlich erschienenen Broschüre Böhmers „Arbeiter, Bauern und Soldaten“, die er in der Form eines offenen Briefes an die städtischen Gewerkschaften richtet, ein andermal. Es sei hier nur soviel schon jetzt gesagt, daß Böhmer geradezu in klassischer Weise es dem städtischen Industriearbeiter klarzumachen weiß, wie sehr sein Wohlergehen von einer gesunden, kräftigen, deutschen Landwirtschaft abhängt. Pr.

De Gedankenzettel.

Von P. Linshöft.

Mit den Norddutschen Bund hadden wi ok „Freizügigkeit un Gewerbefreiheit“ kregen. Dunn würden up'n Lann allenthalben Lüüd hell, hölln sick de gangborstsen Woren un lefen sick Kopmann schnell. De Unnehmlichkeit, in de Neg inköpen tau können, müßt man aewer klingend anerkennen, un so wiet dat denn nich blot oll Anhänglichkeit, wenn de Landlud de meisten Woren bi den früheren Kopmann in de Stadt inbecken un bi't Nahbusgahn Packesel spelen deden.

Gliek den irsten Sommer, as ick in'n Frühsjohr tau 'ne Fru kamen wir, hadd ick in de Stadt 'ne wichtige Sak astaawickeln. As dei glatt erledigt is, gah ick nah den Kopmann raewer un köp Gest — min Fru wull Brod backen — un Swewelssticken un —. Ja, ein Deil wir't noch, aewer soväl ick minen Kopp ok taumaudbarsten ded, ick künn dor nich up kamen; ick müßt för gaud mit minen Gest un min Swewelssticken nah Hus dampen.

As ick bi min Fru nah de Kaek rinkiek, sla ick mi vörn Kopp.

Min Fru hadd so schönen Saft inkakt, dor stünn 'ne grof Gesellschaft Buddels up 'n Disch un lurten up 't Taumaken; ick hadd de Proppen vergeten un un' Kopmann in 'n Dörp hadd kein.

Seht all mal eine 'ne unglücklich Fru seihn?

Ich hadd ein!

Yu wir denn man körtens ein Herr bi mi west. Wi hadden so recht gemütlich seken un wiern bi un' Vertelles ok up dat kettelig Thema kamen, dat de Mannslud, wenn sei sick argern, gewöhnlich dat Stillwiegen kriegen un ganz as spraklos warden, dat dat bi Frugenslud oewer nich recht vörkamen ded.

„Ja,“ meint min Besök, „ick holl dat dorüm för dat richtigste, dat man de Frugenslud nich irst tau Wurt kamen leet. Wenn ick mi taum Biespill fastsnackt heww un min Fru heft mit dat Middag rösten müßt, denn sang ick all buten vör de Husdör an tau schellen: „Is doch rein tau dull, dat man immer so uphollen ward; dor hungert einem as so'n Wulf. Aewer hier rückt dat mal sein, du heft woll ganz wat Schöns kakt? Dat sall aewer smecken! Dormit heww ick min Fru denn all bi'n Arm un

snack nah'n Eldisch hen. Un wenn man dor irzt verleiwte Ogen tau ehr schön Eten makt, denn krigt kein vernünftig Fru dat farrig, den Mann noch den Appetit tau verdarwen. Wenn man also dat Fier dämpfen kann, bevor dat richtig upblükt, denn heft man gewonnen Spill."

Dit wir mi inlütend, dor müßt ick minen Besuch wull bipflichten.

Na, hei wir 'n studierten Mann, hei müßt dat ok weiten.

So söcht ick min Fru nu ok tauvörkauamen un säd in so recht wraegelichen Ton: „Wecke kann din Proppen all in 'n Kopp behollen, dor schriew mi dat nahdissen up 'n Zettel, denn kann nicks verkihrt gahn! Aewer wecke fähr dor?"

Ich an dat Finsier, upgemakt: „Nawer, wo willn Sei noch hentau?"

„Ich will noch tau Stadt un Unkel Willem ashalen."

„Denn kamen Sei ok an unsen Kopmann vörbi?"

„Ja, dor heww ick noch wat tau besorgen."

Nu hadd ick Bawenwater un säd: „Ich wull den dicken Brunen grad kein grot Aewerlast taumauden aewer wenn 't geht, bringen S' mi eins siefundtwintig Proppens mit."

Nawer horch hoch up, ob hei ok recht hört hadd: „Wat sall ick mitbringen?" — „Siefundtwintig Buddelsproppen! Min Fru heft Sast in Buddels makt un dei mütten doch taumakt warden."

„Ward besorgt!"

„Aewer ok nich vergeten, Nawer, dat hüt abend keiner in 'n Holtstall tau spunnit warden brukt."

„Ich ward mi schon in acht nehmen!" Dormit fähr hei lachend af.

Nah gaud twei Stunn höll Nawer mit de Proppens vör de Dör. Ich wull em betahlen, aewer hei säd: „Hier up apen Strat ward kein Geld nich annahmen, kamen S' man beten rüm. „Ja," mein ok Unkel Willem, „noch 'n Wurt vertellen."

Nu bräuh min Fru de Proppens af, un ick mök de Buddels tau. Minen Waßpoff hadd ick all halt un up Kahlen stellt, dor steck ick de Buddels nah Reig mit 'n Kopp rin un denn nocheins rin, dunn wirn sei lustdicht verslaten. Zettel wirn ok besorgt un schrewen, un as de upklewt wirn, langt ick min Fru de Buddels hen, un sei stell sei in de Spißkamer all hübsch in Reih un Glied up.

Nu wir min Fru wedder glücklich, ja, ehr lacht dat ganz Hart, as sei up dissen Schatz langseihn ded.

Un denn gingen wi tausam up Nawern. —

Von nu an kreg ick 'n Zettel mit — wi nennen em bald Gedankenzetteln —, wenn ick tau Stadt gahn ded, un dormit wickel sick allens einfach af.

Anno sösteihn tau Wihnachten wulln wi uns' Swin slachten un Wust maken. Als ick tau Stadt wull un de Zettel schrewen warden sull, mein min Fru: „Mi dücht, ick bestell man glick duwewelt, denn bruk ick nächst Johr kein Gewürz." „Wenn du meinst." säd ick, „ümmer tau!"

Un nu schrew min Fru düchtig up. Sei bestellt kaum Bispill 'n ganz Pund Peper. Ich makte noch de Bemerkung, dat in weck Gegenden swarten Peper seggt würd un in anner baschen Peper. Als ick mal as Jung von min Mudder nah Grewsmöhlen schickt wir, dunn wir dor bi Kopmann Bruhns so 'n lütten Dreikel hoch rinkamen un hadd vörn Ladendisch losraupen: „För 'n Schilling dwatschen Peper!"

Min Fru hadd woll upschrewen, wat tau de Slachterie hörn ded und wat dor nich tau hörn ded ok, denn bi den Kopmann hadd ick naug tau daun, dat ik man allen Tütenkram in minen Rucksack ünnerbringen ded.

In 'n Sommer dorup gah ick wedder tau Stadt. Als ick mit min Angelegenheit farrig bün, gah ick nah den Kopmann. Dor ward ick in de Rocktasch rümsummeln — weiß nich, dat ick den richtigen Zettel heww tau Hus liegen laten — un hal dat Ding rut, wat ick all tau Wihnachten mithatt hadd, und legg dat in gauden Glöwen up 'n Ladendisch hen. Während de Kopmann, dei mi süßst bedainte, den Tütenkram farrig maken ded, vertellten wi uns 'n gauden Strämel. Nahher frag hei so unvermittelt: „Will'n Sei slachten?"

Nu wüß de Mann, dat ick mit min Fru allein wir un dat wi in 'n heiten Sommer kein Swin afmurken können. Ick denk also, hei will 'n lütten Wiß maken un segg: „Ja, min Fru heft dorvon spraken, sei will taun Sünndag 'n Hauhn slachten.“ Dunn dacht hei woll, ick wull em anuzen, un fäng wat anners an. Hei wir ok glik farrig, ick betahl, verstaun den ganzen Salat in minen Rucksack un wackel dormit nah Hus.

Min Fru empfäng mi all up 'n Flur mit so 'n eigentümlich fründlich Gesicht. In de Stuw frag sei glik: „Seft ok allens gaud besorgt?“

„Dat will ick meinen,“ segg ick un danz eins mit minen prallen Rucksack vör ehr rundüm.

„Lat mal seihn,“ mein sei un pack denn den ganzen Dsch vull Tüten. „Seft du den Zettel ok noch?“ frag sei, un ick legg noch nicks ahnend dat oll Ding vör ehr hen. Nu künn sei sick aewer nich mihr hollen, sei läut sick up 'n Staul dalsallen un lach ümmer ludhals.

Ick künn mi dat in min Unschuld gor nich erklären un denk, ehr is wat ankamen.

Als sei mi aewer de Sak verklorn un den richtigen Zettel henleggen ded, seft ick mi up 'n annern Staul min Fru gegenaewer, un denn hewwen wi beid lacht un lacht. Un dat is uns gaud bekamen, dat Lachen un dat Gewürz ok.

Alte Burgstätten an der Warnow.

Wie in anderen deutschen Ländern, so hat es auch in Mecklenburg Zeiten gegeben, in denen ein Teil der Bevölkerung in Burgen wohnte. Das war besonders der Fall, als nach der Völkerwanderung die von Osten her eingewanderten slawischen Wenden über ein halbes Jahrtausend, etwa 500—1200, unser Land bewohnten. Ueberall errichteten sie auf natürlichen oder künstlich aufgeworfenen Anhöhen ihre Burgen, deren Zahl mehrer Hundert betragen hat. Sind doch die meisten unserer heutigen Städte sowie auch viele andere Ortschaften im Lande aus wendischen Burgsiedlungen hervorgegangen. Mit dem Untergange der Wenden infolge der deutschen Eroberung und Besiedlung Mecklenburgs um das Jahr 1200 aber haben viele von den Wendenburgen ihr Ende gefunden; ihre Stätte ist in der Folgezeit verödet oder anderen Zwecken dienstbar gemacht; über manche geht heute der Pflug hinweg; bei manchen haben sich noch Reste einstiger Umwallungen erhalten, oder die bei Ausgrabungen gefundenen vielen wendischen Gefäßscherben erinnern an das Leben und Treiben, das dort vor nunmehr 1000 Jahren sich abspielte. Eine zweite Burgenzeit bildete aber nach der Wendenzeit auch noch das spätere Mittelalter. Deutsche Ritter, die nunmehr in großer Zahl ins Land kamen, ja selbst die mecklenburgischen, dem Geschlecht des wendischen Niklot entstammenden Fürsten nahmen an der Stelle der alten Wendenburgen oder auch auf bisher unbesiedelten Höhen ihren Wohnsitz und schufen sich ihre deutschen Burganlagen. Nicht wenige von diesen sind in der folgenden Zeit des Raubrittertums zu Raubburgen geworden. Heute ist auch von ihnen nicht viel mehr erhalten, und es sind oft nur Erinnerungsstätten, allerdings für die Geschichte unseres Landes und Volkes von nicht geringem Interesse.

Für die Auswahl der alten Burgplätze, sowohl der wendischen als auch der deutschen, wurden die Gegenden an Seen und Flüssen besonders bevorzugt. Es mag nur an den Schweriner oder auch den Plauer See, an die Elde oder die Warnow erinnert werden. Gerade letztere tritt für uns in der Erinnerung an jene Burgenzeiten besonders hervor, denn verfolgt man ihren vielgewundenen Lauf von der Quelle bis zur Mündung, so bemerkt man eine ganze Reihe von Burgstätten, und zwar gerade von solchen, die eine historische Bedeutung erlangt haben oder zum Ausgangspunkt gegenwärtig bekannter Ortschaften im Lande geworden sind.

Schon der Oberlauf der Warnow, der im wesentlichen nach Westen gerichtet ist, birgt an seinen Ufern mehrere alte Burgwälle, dazu auch einige frühere Raubburgen, so besonders Kladrup und die Müggenburg, die eigentlich die Scharten-

burg heißt und im 13. Jahrhundert zerstört wurde. Bald aber nachdem sich die Warnow nicht fern vom Südeinde des Schweriner Sees nordwärts gewendet hat, treffen wir bei dem Dorfe Karnin auf die sog. Richenberger Mühle, ein im tiefen Flußthal schön gelegenes Gehöft, das zu dem nahen Gute Krizow gehört. Unmittelbar neben der Mühle, am rechten Flußufer, erhebt sich eine steile Anhöhe, die noch jetzt der Schloßberg genannt wird. Auf diesem stand einst die alte Burg Richenberg. Es war um das Jahr 1235, als Fürst Heinrich Burwys I. vier Enkel das Land Mecklenburg unter sich teilten, und der jüngste von ihnen, mit Namen Pribislaw, erhielt die Herrschaft Parchim. So nannte er sich denn zunächst Herr von Parchim; als er sich aber die besagte Burg am Warnowufer erbaut hatte, auch Herr von Richenberg. Wir wissen über das Aussehen der Burg heute nichts mehr. Ob sie mit mehreren hohen Türmen versehen und von einem mit der Warnow in Verbindung gebrachten Gewässer umgeben war, ist unsicher. Auch ihre Schicksale nach dem Aussterben des Parchim-Richenberger Fürstenhauses sind unbekannt. Im 16. Jahrhundert soll sie durch einen Blitzstrahl ganz vernichtet sein, wahrscheinlich aber war sie schon vorher ziemlich verfallen. Heute weisen nur noch spärliche Reste früherer Umwallungen und verschiedene Steinhaufen auf diese einstige Landesfestung hin. Ein schöner Blick aber bietet sich dem Besucher in den tiefen Talgrund der Warnow wie auch weithin in die sehr hügelige und schluchtenreiche Landschaft.

Folgen wir weiter dem Laufe des Flusses, der sich nun zunächst ostwärts und dann nordostwärts wendet, so passieren wir wieder mehrere alte Burgwälle, wie z. B. den bei Groß-Görnow, nördlich von Sternberg, und den von Eickhof (da, wo die von Kleinen kommende Bahn die Warnow kreuzt), und gelangen zur heutigen Stadt Bülow. Hier häufen sich die Burgwälle und legen Zeugnis ab von der Bedeutung des Ortes Bülow schon in wendischer Zeit. Drei besonders mögen genannt werden, der heutige sog. Hopfenwall, die Vierburg und die Kattenburg, letztere am Zusammenfluß von Nebel und Warnow. Für Bülow am bedeutungsvollsten, gleichsam als wendischer Vorläufer für den deutschen Ort, ist offenbar der Hopfenwall, eine fast kreisrunde Auftragung von etwa 100 Meter im Durchmesser. Eine Menge von Scherben und Tierknochen weisen auf die alte wendische Besiedlung hin. Daß der Wall aber auch noch später in deutscher Zeit bewohnt war, darauf deutet das dort noch viel vorhandene zerbrochene Ziegelwerk. Vom Hopfenwall ist allem Anschein nach die Begründung des deutschen Bülow durch die Schweriner Bischöfe im 13. Jahrhundert ausgegangen.

Halbwegs zwischen Bülow und Schwaan stoßen wir in dem weiten Warnowtal hart am rechten Ufer auf die alte Burg Werle. Es ist ein mit Wald bestandener Hügel, der in ovaler Form einen größeren Durchmesser von etwa 80 und einen kleineren von rund 40 Metern zeigt. Die Erhebung ist am Rande nur etwa einen Meter hoch, steigt aber nach der Mitte zu bis vier Meter an; auch zwei kleinere Wälle, sog. Vorburgen, sind noch erhalten. Hier war es, wohin sich der Obotritenfürst Niklot im Jahre 1160 nach Verbrennung seiner anderen Burgen vor dem anrückenden Sachsenherzog Heinrich dem Löwen zurückzog. Von hier aus unternahm er dann Streifzüge gegen den noch bei der Feste Mecklenburg (südlich von Wismar) verweilenden Herzog. Bei einem solchen Streifzug wurde er schließlich von einer Schar sächsischer Krieger, die als Knechte verkleidet waren, überlistet und getötet. Niklots Söhne Pribislaw und Wertislaw, die zunächst die Burg in Brand steckten und in die Wälder flüchteten, setzten später aber von Werle aus den Kampf noch fort, doch zwang Heinrich der Löwe sie 1163 durch Sturmmaschinen und Belagerungstürme, wie er sie auf den Römerzügen in Italien kennen gelernt hatte, zur Uebergabe der Burg. Sie ist dann nicht wieder aufgebaut worden und als ritterlicher oder fürstlicher Sitz seitdem aus der Geschichte verschwunden. Heute erinnert außer zahlreich gefundenen charakteristischen wendischen Scherben noch ein 1855 an der Stelle des alten Burgwalles gefundener Stein mit der Inschrift „Burg Werle“ an jene einst für die Geschichte unseres Landes denkwürdige Stätte. Denn hier hat sich damals das Schicksal Mecklenburgs im Kampf des Wendentums und

Heidentums gegen das Deutschtum und Christentum für die beiden letzten Kultur-
mächte entschieden.

Wir verlassen auch diesen alten Burgort und folgen dem Laufe der Warnow
über Schwaan auf Rostock zu. Kurz vor Rostock erheben sich bei dem Dorfe
Kessin drei Hügel in den Wiesen am rechten Flußufer. Es sind alte Burgberge,
und hier war die Tempelsätte des wendischen Gottes Goderac, nach dem der Ort
Kessin auch in der ältesten Zeit den Namen Goderac führte. Die alte Tempelburg
war reich an Schätzen und daher auch bedeutender als viele andere Burgen gleicher
Art. Der erste Schweriner Bischof Berno war es, der um 1170 der Macht dieses
Wendengottes ein Ende bereitete. Er ersetzte den Götzen Goderac durch den ähnlich
klingenden Heiligen Godehard, dessen Statue in einer Höhe von anderthalb Metern,
thronend auf einem Sessel, in der Linken ein Kirchenmodell, in der Rechten den
Bischofsstab, in der ihm geweihten Kirche zu Kessin erhalten ist. Zugleich wurde
der Name des Ortes in Godehardsdorf umgetauft. Da sich aber dieser neue Name
nicht recht einbürgern wollte, der alte Goderac aber auf bischöflichen Befehl nicht
mehr angewandt, sondern ausgemerzt werden sollte, so wurde bald Kessin, d. h.
Fischerhüttenort, die alleinige, fortan maßgebliche Bezeichnung für den Ort. Die
Burg Kessin aber wird 1170 zuletzt genannt; dann verschwindet sie aus der Geschichte.

Auch bei Rostock auf der jetzigen Petrikirche am rechten Ufer der Warnow
gegenüber der heutigen Petrikirche lag noch eine alte Wall- und Wasserburg der
Wenden. Ihr Name war sogar Rostock, d. h. auf deutsch „Gewässerauflösung“
oder „Breitling“ mit Bezug auf die dort beginnende Flußerweiterung. Als im
Jahre 1160 der Sachsenherzog Heinrich der Löwe und der Dänenkönig Waldemar
gemeinsam einen Zug gegen die mecklenburgischen Wenden unternahmen, verab-
redeten beide Herrscher nach dem Tode Niklots eine Zusammenkunft ihrer Heere
in der Gegend des wendischen Rostock. Heinrich rückte ungehindert bis an die
untere Warnow vor, Waldemar aber mit seiner Flotte, mit der er von der Insel
Poel aus nach der Warnowmündung fuhr, mußte sich erst mit vieler Mühe und
unter mancherlei Kämpfen mit den Wenden, die ihm die Einfahrt zu versperren
suchten, den Weg auf den Breitling bahnen. Schließlich gelang es ihm, die Wenden
zu vertreiben und bis zur Wendensfesten vorzudringen. Diese war bereits von ihren
Verteidigern verlassen, und so konnte sich Waldemar leicht in ihren Besitz setzen.
Die Burg mit dem hölzernen Tempel und einem dort befindlichen Götzenbilde wurde
verbrannt. Sie blieb auch fernerhin in Trümmern liegen. Als Heinrich der Löwe
1167 den Wendenfürsten Pribislaw wieder in die Herrschaft seines Vaters Niklot
einsetzte und ihm somit auch das Land Rostock zurückgab, baute Pribislaw bald
darauf eine neue Fürstenburg, jedoch nicht an der Stelle der alten Wendenburg,
sondern ihr gegenüber auf dem hohen linken Warnowufer, wo sich heute die Petri-
kirche erhebt. Aus dieser Gründung ist dann das deutsche Rostock hervorgegangen,
das schon 1218 Stadtrecht erhielt. Das alte wendische Burgwallgebiet wurde später
in Wiesen- und Gartenland umgewandelt.

So haben sich an den Ufern der Warnow manche Episoden aus der Frühzeit
der mecklenburgischen Landesgeschichte abgewickelt, und die alten Burgen haben
dazu die Veranlassung gegeben. O. W.

Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs.

Antworten werden erbeten an Herrn Professor Wossidlo, Waren (Mürit).

1. Wer kennt sogenannte Rammerlieder, d. h. Reime, wie sie beim Einrammen
von Pfählen gesungen werden?

2. Hat die Hebamme außer „Mudder Griepsch“ noch andere Ehrennamen? Wie
heißt der Ehemann einer Hebamme: „Maddorsvadder“? Kann jemand noch einen
Gebärstuhl nachweisen, wie sie früher in Gebrauch waren?

3. Wie heißt die Schaufel? Wo Bimmbamm? Schockreep? Schunkel? Sind noch
andere Ausdrücke bekannt?

4. Wie wird der Altweibersommer genannt?

Achter de Heck.

Mien Seiß un Strick legg ick
Dor achter an 't Sleet.
Nu kumm man, kumm, segg ick,
Hier 's Aewerwind, Gref'.

De Kiep lang eens, Diern, her
Un 't Lechel dorto,
Un huuk Di man hier her
Up 'e Garw, as ick do.

Giww Speck, Wust un Schinken,
Giww Pimkel' un Köst!
Laat uns eten un drinken,
Giww her, waf du hest!

Mien Piew, dat was hellig,
Nu is dat mien Hart.
Denn wes' so gefällig
Un giww em sien Part.

Denn wes' nich so druß, Diern,
Un nimm nicks nich krümm!
Un giww mi 'n Kuß, Diern,
Un saaf mi eens äm!

Hier hürt uns kein Uhr nich,
Kein Og' süht uns, Kind,
De Hock von Natur nich,
Dei 's doow jo un blind.

Un süht dat de Lünk*) ok,
Dei lacht sick dorbi
Un denkt sacht: Dat künn 'k ok,
Noch flinke as Mi! —

*) Lünk = Sperling.

John Brindman.

Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Einladung zur außerordentlichen Mitgliederversammlung
am Freitag, den 2. Oktober 1931, nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Luisenhof zu Schwerin.

Tagesordnung:

1. Aenderung der Satzungen.*)
2. Verschiedenes.

Hierzu ladet ein

Der Vorstand

Im Auftrage:

Becker, Holthusen,
Vorsitzender.

Dr. Priester, Rostock,
Geschäftsführer.

*) Die Satzungen sollen folgendermaßen lauten:

Satzungen.

I. Zweck. Name. Sitz. Eintragung.

§ 1. Zweck.

Zweck des Vereins ist, alle auf die Wohlfahrt der Landbevölkerung, auf die Pflege ihrer Eigenart und ihres Heimatfinnes gerichteten Bestrebungen in Mecklenburg zu fördern und für diese Bestrebungen einen gemeinsamen Mittelpunkt zu schaffen.

Diesen Zweck sucht der Verein durch folgende Mittel zu erreichen:

1. durch Ermittlung und Förderung der schon bestehenden und durch Anregung neuer Wohlfahrts-Einrichtungen,
2. durch Sammlung und Verwertung der auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen,
3. durch Gründung einer Geschäfts- und Auskunftsstelle, verbunden mit einer Fachbibliothek und einem Lichtbilder-Archiv,
4. durch Veranstaltung von Versammlungen, Vorträgen, Ausstellungen und dergleichen zur Belebung des Verständnisses für die Vereinszwecke, insbesondere durch Abhaltung von Heimatfesten (Vorstellungen) und Heimatabenden,
5. durch Förderung oder Herausgabe eines Fachblattes,
6. durch Begründung von Gemeinde-, Bezirks- und sonstigen Vereinen für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege,
7. durch Bildung von Unterausschüssen in den Amtsbezirken und durch Bildung von Sonderausschüssen für besondere Zwecke.

§ 2. Name.

Der Verein führt den Namen: „Mecklenburgischer Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“, nach erfolgter Eintragung mit dem Zusatz: „Eingetragener Verein“ (E. V.) und umfaßt die beiden Mecklenburg.

Der Verein wird dem „Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ in Berlin als Mitglied beitreten.

§ 3. Sitz.

Sitz des Vereins ist Schwerin.

§ 4. Eintragung.

Der Verein soll in das Vereinsregister des Amtsgerichts zu Schwerin eingetragen werden.

II. Eintritt und Austritt von Mitgliedern.

§ 5. Erwerb der Mitgliedschaft.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Anmeldung bei dem Schriftführer und Aushändigung der Mitgliedskarte.

§ 6. Verlust der Mitgliedschaft.

Die Mitgliedschaft erlischt:

1. durch Tod,
2. durch Austritt aus dem Verein,
3. durch Ausschuß.

Der Austritt erfolgt durch schriftliche Anzeige an den Schriftführer.

Die Anzeige muß vor Ablauf des Geschäftsjahres erfolgen, widrigenfalls der Austretende noch zur Zahlung des Mitgliedsbeitrages für das laufende Geschäftsjahr verpflichtet ist.

Die Ausschließung eines Mitgliedes kann durch Beschluß des Gesamtvorstandes erfolgen, wenn das Mitglied für zwei aufeinander folgende Jahre den Mitgliedsbeitrag nicht zahlte oder wenn sein Verhalten dem Vereinszweck zuwiderläuft. Im letzteren Falle ist Dreiviertel-Mehrheit der Anwesenden zur Ausschließung erforderlich.

§ 7. Ehrenmitgliedschaft.

Personen, welche sich um den Zweck des Vereins besondere Verdienste erworben haben, können vom Gesamtvorstande zu Ehrenmitgliedern ernannt werden.

III. Leistung von Beiträgen.

§ 8.

Der jährliche Mitgliederbeitrag beträgt für

1. Einzelmitglieder mindestens 5 RM.,
2. Zweigvereine 30 Pfg. für jedes ihrer Mitglieder,
3. Behörden, Gemeinden und Vereinigungen jeder Art mindestens 10 RM.,
4. größere Verbände 50 RM.

Die Beiträge sind bis zum 1. April jeden Jahres fällig. Sind sie bis dahin nicht eingegangen, so wird angenommen, daß ihre Einziehung durch Postnachnahme gewünscht wird.

IV. Vorstand.

§ 9. Gesamtvorstand.

Der Gesamtvorstand besteht einmal aus den 13 Vorsitzenden der Unterausschüsse in den Amtsbezirken, ferner wählt die Mitgliederversammlung 20 Mitglieder hinzu.

In dem Gesamtvorstande sollen alle an der ländlichen Wohlfahrtspflege beteiligten Berufskreise und alle Teile des Vereinsgebietes möglichst vertreten sein.

Aus dem Gesamtvorstande scheiden alljährlich 5 Mitglieder aus, an deren Stelle in der Jahresversammlung 5 neue Mitglieder gewählt werden.

Wiederwahl der Ausgeschiedenen ist zulässig.

Die Reihenfolge des Ausscheidens wird durch das Los bestimmt.

§ 10. Geschäftsführender Vorstand.

Der Gesamtvorstand wählt auf 5 Jahre aus seiner Mitte einen Engeren Vorstand bis zu 12 Personen; dieser wählt alljährlich einen geschäftsführenden Vorstand von 3 Personen.

Der Engere Vorstand ist beschlußfähig, wenn mindestens die Hälfte der Mitglieder und unter ihnen der Vorsitzende oder sein Stellvertreter an der Beschlußfassung teilnehmen.

Die Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefaßt.

Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

§ 11. Geschäftskreis.

Dem geschäftsführenden Vorstand liegt insbesondere die gesamte Geschäftsleitung, die Bildung von Sonderausschüssen für besondere Aufgaben, die Berufung des Engeren Vorstandes, des Gesamtvorstandes und der Mitgliederversammlung, die Feststellung der Tagesordnung, die Ausführung der Vereinsbeschlüsse und die Verwaltung des Vereinsvermögens ob.

§ 12. Gesetzliche Vertretung.

Gesetzlicher Vertreter des Vereins im Sinne der §§ 26 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches ist der geschäftsführende Vorstand. Er vertritt den Verein gerichtlich und außergerichtlich.

Urkunden, welche den Verein verpflichten sollen, sind in der Weise zu vollziehen, daß unter die Worte:

„Der Vorstand des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Eingetragener Verein“

die eigenhändige Unterschrift des Vorsitzenden oder seines Stellvertreters gesetzt wird.

Die Mitglieder des Vorstandes vertreten sich gegenseitig.

Der Vorstand ist berechtigt, den Vorsitzenden oder ein anderes Mitglied zur Vornahme einzelner Rechtsgeschäfte oder Rechtshandlungen für den Verein zu ermächtigen.

V. Mitgliederversammlung.

§ 13. Mitgliederversammlung.

Die jährliche Mitgliederversammlung wird von dem geschäftsführenden Vorstand berufen.

Regelmäßige Gegenstände der Mitgliederversammlung sind:

1. Jahresbericht.
2. Rechnungsbericht.
3. Haushaltsplan für das nächste Geschäftsjahr.
4. Vorträge aus dem Gebiete der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Außerordentliche Mitgliederversammlungen können von dem geschäftsführenden Vorstand für besondere Zwecke anberaumt werden.

Dies muß geschehen, wenn es von mindestens 20 Mitgliedern schriftlich und unter Angabe des Zweckes beantragt wird.

§ 14. Berufung.

Die Berufung der Mitgliederversammlung erfolgt durch zweimalige Bekanntmachung nach Maßgabe des § 17.

Die Bekanntmachung genügt zur Gültigkeit der Berufung, wenn sie mindestens eine Woche vor dem Tage der Versammlung veröffentlicht worden ist.

§ 15. Beschlüsse und deren Beurkundung.

Den Vorsitz in der Mitgliederversammlung führt der Vorsitzende des geschäftsführenden Vorstandes oder sein Stellvertreter.

Zur Gültigkeit eines Beschlusses ist es erforderlich, daß der Gegenstand bei der Berufung bezeichnet ist.

Bei der Beschlussfassung entscheidet, soweit nicht diese Satzung ein anderes bestimmt, die einfache Mehrheit der anwesenden Mitglieder.

Jedes Mitglied hat eine Stimme.

Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

Eine Satzungsänderung bedarf einer Zweidrittel-Mehrheit, der Beschluß über Auflösung des Vereins einer Dreiviertel-Mehrheit der anwesenden Mitglieder (§ 18).

Ueber die Art der Abstimmung entscheidet der Vorsitzende.

Bei Wahlen ist, wenn sie nicht einstimmig durch Zuzuf erfolgen, schriftliche Abstimmung mittels Stimmzettel erforderlich.

Ueber alle Beschlüsse wird eine Niederschrift aufgenommen, welche von dem Vorsitzenden und dem Schriftführer zu unterzeichnen ist.

VI. Geschäftsjahr. Veröffentlichungen. Auflösung.

§ 16. Geschäftsjahr.

Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 17. Vereinsblatt.

Die Veröffentlichungen des Vereins erfolgen durch das Vereinsblatt „Die Mecklenburgische Heimat“ und durch die Wochenchriften der beiden Landwirtschaftskammern.

Der geschäftsführende Vorstand ist berechtigt, an Stelle dieser auch ein anderes Blatt für die Veröffentlichungen zu bestimmen.

§ 18. Auflösung.

Die Auflösung des Vereins kann nur auf einer besonders zu dem Zwecke berufenen Mitgliederversammlung mit einer Mehrheit von dreiviertel aller Anwesenden beschlossen werden.

Im Falle der Auflösung des Vereins werden die Anfallberechtigten, an welche mit der Auflösung das Vereinsvermögen fallen soll, durch Beschluß der Mitgliederversammlung bestimmt. Die Verwendung darf nur im Sinne des Vereinszweckes erfolgen.

Die Mitgliederversammlung bestimmt auch die Art der Liquidation und die Zahl der Liquidatoren.

Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Unterausschüsse.

Der Unterausschuß des Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege für den Amtsbezirk Wismar tagte in Dorf Mecklenburg unter Vorsitz von Gutsbesitzer von Viereck (Dreveskirchen). Zu dieser Sitzung waren außer den Mitgliedern des Ausschusses auch eine Reihe führender Personen aus Dorf Mecklenburg und Umgegend erschienen. Der Bericht über die Tätigkeit des Deutschen Vereins Berlin und des Landesvereins Rostock löste eine lebhafte Aussprache über die verschiedensten Punkte ländlicher Wohlfahrts- und Heimatpflege aus. Hierbei trat bald die Pflege an der schulentwachsenen Jugend in den Vordergrund, und hier konnte vor allem der Vorsitzende Erfreuliches über Pflege des Volksliedes und Volksstanzes, auch des Stegreiffspiels innerhalb der Jugendgruppe des Dreveskirchener Volksvereins berichten. Seine Ausführungen wurden ergänzt durch Lehrer Maul (Dorf Mecklenburg) und Lehrer Bauer (Boiensdorf), die das Bedürfnis

des Zusammenlebens der Jugend auf dem Lande betonten. Man war der Ansicht, daß dieses Zusammenleben am besten gefördert werden könnte durch eine Jugendvereinigung, sei es eine Jungbauernschaft, sei es ein Verein Dorjugend, da sonst Gefahr besteht, daß alle diese guten Bestrebungen der Jugend einschließen. Ein geistiges Band müßte alle umfassen, Volkslied, Volkstanz und anderes seien nur Mittel zum Zweck.

Das Einschlafen der Amtsjugendtage im Amte Wismar wurde bedauert. Dr. Priester (Rostock) berichtete über den letzten Amtsjugendtag zu Rövershagen und wies darauf hin, daß im Amte Rostock die Amtsjugendtage Sache der dazu auserwählten Gemeinden unter Leitung des Jugendpflegeausschusses des Amtes seien. Selbsthilfe sei auch hier das einzig Richtige. Als Orte für Heimatabende im kommenden Winter wurden Hohen Viecheln, Dorf Mecklenburg, Bad Kleinen, Kirchdorf auf Poel, Dabel und Jüßow ausersehen. Das Programm wurde in großen Zügen festgelegt. Von den anwesenden Vertreterinnen des Verbandes landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine wurde Zusammenarbeit mit dem Landesverein zugesagt, da die Bestrebungen beider vielfach ähnlich seien.

*

Der Unterausschuß des Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege für den Amtsbezirk Parchim tagte in Parchim unter Vorsitz von Landwirtschaftsrat Effland (Lübz). Diese außerordentlich anregende Sitzung erhielt ihre besondere Note durch die Anwesenheit von Landärzten und Landärztinnen. Der eingehende Bericht über die Tätigkeit des Landesvereins durch den Geschäftsführer Dr. Priester (Rostock) rief eine lebhafte Aussprache hervor, die sich bald der Gesundheitspflege auf dem Lande und den Mitteln zur Hebung derselben zuwandte. Vor allem wurde die Notwendigkeit der Einrichtung von Landkindergärten auf dem Lande betont. Es wurden Fälle angeführt aus der jüngsten Vergangenheit, wo, wie in Zieslütbe, durch Schuld von nichtbeaufsichtigten Kindern Brände entstanden sind. Das Rote Kreuz müßte zur Mitarbeit hinzugezogen werden. Das Einschlafen der Amtsjugendtage im Amte Parchim wurde auch hier allgemein bedauert. Von den anwesenden Vertretern des Amtes wurde Wiederaufleben derselben zugesagt. Die Frage, ob Alkohol auf einem Amtsjugendtage ausgeschenkt werden dürfte, wurde von Dr. Psaufsch (Spornitz) verneint. Sanitätsrat Dr. Buschmann (Parchim) berichtete über gute alkoholfreie Getränke auf der Hygiene-Ausstellung in Dresden. Ferner betonte er die Wichtigkeit der stärkeren Pflege des Volksliedes seitens der Landschulen; auch der Amtsjugendtag müßte viel mehr in den Dienst des Volksliedes gestellt werden. Vom Vorsitzenden wurde größere Beachtung des Volksliedes und des Volkstanzes durch die Landwirtschaftliche Schule Lübz zugesagt, auch wurde von ihm auf die Bedeutung der Selbstversicherung der Landwirte (Allenteiler-Versicherung) und auf die vom Deutschen Verein Berlin hierfür herausgegebene Broschüre hingewiesen. Hier könnte die Landwirtschaftliche Schule durch Propaganda Gutes leisten. Beim Dorfkino wurde betont, daß auch sogenannte große Filme aufs Land gebracht werden müßten, da man sonst doch die städtischen Kinos aufsuchen würde. Auch müsse Musik bei der Vorführung geboten werden. Als Orte für Heimatabende wurden Domsühl, Siggelkow und Marnitz ausersehen und Mitarbeit des Volksbühnenvereins Parchim seitens des Vorsitzenden, Sanitätsrats Dr. Buschmann, zugesichert.

*

Der Unterausschuß des Meckl. Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege für den Amtsbezirk Grevesmühlen tagte unter Vorsitz von Pastor Dahnke (Gressow) in Grevesmühlen. An den Bericht des Geschäftsführers des Landesvereins, Dr. Priester (Rostock), über die Tätigkeit desselben im letzten Jahre schloß sich eine sehr lebhafte und anregende Aussprache an, die sich einmal der Pflege der körperlichen Erfrischung der Landjugend (Turn- und Sportvereine auf dem Lande, Amtsjugendtage, Reichsjugendwettkämpfe) zu-

wandte, andererseits die Notwendigkeit des Ausbaus des ländlichen Bildungsweges zumal für die bäuerliche Jugend gerade in der heutigen Notzeit betonte. Die Verschönerung der Dörfer durch häßliche Neubauten (Pappdachheunen), schreiende Reklameschilder und Tanksäulen (Wirtshäuser) hat auch im Amte Grevesmühlen weiter um sich gegriffen, jedoch wurde mit Recht von Hofbesitzer Schwartz (Diedrichshagen) betont, daß in der heutigen Zeit der Bauer so billig wie möglich bauen mußte. Ein Musterbeispiel wie Gägelow bei Wismar bleibe vereinzelt und sei auch nur mit Staatshilfe durchzuführen. Die Veranstaltung ländlicher Heimatfeste und Heimatabende stößt im Amtsbezirk Grevesmühlen auf besonders große Schwierigkeiten, da große, alle Klassen der Landbevölkerung umfassende Dörfer fehlen, auch die politischen Gegensätze hier besonders stark sind. Im September und Oktober d. J. sollen auf Betreiben der Vorsitzenden des Landwirtschaftlichen Hausfrauen-Vereins Grevesmühlen, Frau Keding (Gr. Walmstorf), und mit Unterstützung der Bauernhochschule Willgrad ein Webkursus in Grevesmühlen stattfinden. Die Vorbereitungen hierzu wurden der Gewerbelehrerin Fräulein Wulff übertragen. Am Schluß der Sitzung wurde auf Wunsch die Frage des Landkindergartens eingehend behandelt. Es wurde diese Einrichtung sowohl von Seiten der Gutsleitung (Gutspächter Keding-Oramkow), als auch von Seiten des Amtes (Amtsfürsorgerin) für eine unbedingte Notwendigkeit erklärt. Trotz aller Schwierigkeiten müßte es gelingen, diese so segensreiche Einrichtung auch in Mecklenburg zu schaffen. Notes Kreuz und Feuerversicherung müßten zur Mitarbeit hinzugezogen werden.

Verein Bauernhochschule.

Kunstgewerbliche Handweberei in Warnemünde.

(Aus dem Warnemünder Badeanzeiger.)

Wer durch die Luisenstraße kommt, der wird durch die Schaufensterdarbietungen des Kunstgewerbehauses Karl Eschenburg — Kunstgewerbe, Photographie, Raumkunst — immer wieder angezogen. Dazu gesellt sich jetzt eine Handweberei-Schau, die unter Betonung traditioneller Heimats- und Volkskunst Leistungen der Bauernhochschule Willgrad (Post Lübstorf) in Mecklenburg praktisch vorführt und zum Verkauf bietet. Das Webschiffchen faßt. Hin und her. Kundige Hand lenkt es kunstfertig durch ein scheinbares Gewirr von Fäden, die für den Kenner als Kettenfäden durch die Ringlitze gezogen sich mittels des „Geschirr“ heben und senken und das „Fach“ bilden, in welches mittels des „Webschiffchen“ der Schuß eingetragen und durch das „Blatt“ an die Stelle gehoben wird, die er im Gewebe einnehmen soll. Dieses Spiel wiederholt sich immer von neuem, — so entsteht das Gewebe, das einfarbig und mehrfarbig oder dessinirt oder bordürt nach Wunsch gearbeitet werden kann. Tausende Jahre waren notwendig, bis aus den ersten Versuchen des Menschen im Flechten der Wunderbau des Handwebstuhls erstand, der, so einfach und alltätiglich er gegenüber den modernen komplizierten Webmaschinen mit mechanischem Antrieb erscheint, ein großes Geheimnis offenbart: der Handwebstuhl redet von der Bedeutung aller Arbeit der menschlichen Hand und von ihrem tiefen Wert gegenüber der kopierten Tätigkeit der Maschine. In der Handweberei, wie sie die Willgrader Bauernhochschule pflegt und hegt, liegt bodenständiges, vererbtes Können, lebendes Handwerk als Volkskunst. Jeder muß mithelfen, alte Handwerkskunst zu erhalten, wenn wir nicht dem „Amerikanismus“, der errechneten Masse, der Norm und Typisierung, das letzte bißchen unserer heimatischen Eigenart opfern wollen. Die Arbeiten der Bauernhochschule Willgrad, die das Kunstgewerbehaus Eschenburg zur Schau stellt, verdienen Wertung und — Kauf. Damit geht man den rechten und einzigen Weg, die Menschheit aus der umklammernden Sklaverei der Maschine zu befreien und schöpferische Werte zu erhalten, die wieder die Arbeit der Menschenhand und damit des Handwerks und des Kunsthandwerks zu einer gesteigerten Würdigung führen.

R. M.-S.

Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler.

Der Jugendsonntag in Alt Meteln findet am 4. Oktober statt.

Tageslauf:

10 Uhr: Versammlung der Ehemaligen.

14½ Uhr: Gottesdienst und Gefallenenerehrung.

16 Uhr: Gemeinsame Kaffeetafel im Erbkrug.

1620 Uhr: Spiel und Tanz.

Anmeldungen mit Angabe der Ankunft und Abfahrt bis zum 15. September an Fräulein Charlotte von Koppelow, Alt Meteln. Versammlungsort für die am Vormittag kommenden Gäste ist der „Erbkrug“. Kosten für Verpflegung und Uebernachtung entstehen im allgemeinen nicht. Zum Kaffee ist Kuchen mitzubringen. Für die Fahrt von und nach Lübbstorf steht der Alt Metelner Autobus zur Verfügung.

Diese Mitteilung wollen alle Ehemaligen als herzliche Einladung ansehen.

Mit Gruß!

Paul Holst, Rampe.

Otto Wulf, Alt Meteln.

Unser Freund Otto Wulf, Alt Meteln, verlobte sich mit unserer Freundin Emma Robrahn, Demern.

Unser Vorsitzender, Herr Paul Holst, verlobte sich mit Fräulein Erna Ihde, Sülfstorf bei Schwerin.

Herzliche Glückwünsche!

Aus dem mecklenburgischen Volksmund.

„Kumm man mit uns!“

Ein Angler sitzt an'n Teigelsee, dei in Swerin an dat Gebeit von'n Sachsenburg stöft. 'n Schauw von dei Geisteskranken kickt em tau. Hei kriegt aewerst keinen Bish. Ok nahmiddags is hei werre dor, un sien Tankickers ok. Als hei werre keinen Fang maakt, geiht ein von dei Sachsenbarger ran nah em, kloppf em up dei Schuller un seggt: „Kumm man mit uns!“

Männigmal ligt dat an 'n Kleinigkeit.

Ein stadtbekannte Gärtner, dei öfters 'n Hasenfaut in dei Tasch hard, geiht dei Straf hentlang. Ein Dam, dei ehren Wischdauk ut dat Finster ufstöwt, röpt em „Gauden Morgen!“ tau.

Hei ward wild kieken, fauleht süht hei ehr un meint: „So 'n bläuhende jung' Dam (t wier 'n Jungfer, dei all ut 'n Jan'n was) kann 'n för all dei schönen bläuhenden Blaumen, dei ut 't Finster schienen, kum gewohr ward'n.“

„Ja, mien drei Amarillis bläuh'n schön; äwerst ein hew ick hier, dei is all drei Johr heil üppig, un het noch nie nich bläuh't, wo dat woll an ligt?“

„Dat möt ünnerföcht ward'n, ick kam rup.“

Hei stig rup, let sick dat Gewächs geben, stülpt dat in sien Hand ut, purrt an dei Zwiebel rüm, schürkkoppt un seggt lauteft:

„Dei kann nie nich bläuh'n; dat 's jo 'n Hei!“

Esau un Jakob.

Dei nieg Liehrer frögt dei Jungs, woans sei heiten. Dei bäwelst seggt sien Namen: „Erich Siggelkow.“ — Up 'n säwten Platz sitt „Paul Siggelkow“. Dei Liehrer ward verstuft un frögt, wiel hei 'n Aehnlichkeit as ein Ei dat anner süht: „Sünd ji Bräuder?“ — Paul seggt: „Ja!“ — „Wer is denn dei öllst von Jug?“ — „Eri sünd beid liek grot. „Dat 's Erich,“ seggt Paul.“

Den' Liehrer schütt dörrch 'n Kopp: Süll dei sitten bläben sien? Hei frögt nu Erich: „Woväl büfst du denn öller?“ — „Teihn Minuten!“ seggt 'e.

„Späderhen.“

Täuw't man dei Lied af. „Späderhen,“ seggt Oslow, „ward'n lüft Farken ok grofe Swien!“

Of dei Großherzog kriegt Füer.

Großherzog Friedrich Franz reird eins Morgens dörrch 'n Ludwigsluster Slog-goren un noch dörrch Warlow up dei Schossee lang, wiel 't son' schöne Luft wier. Dor kümmt Jochen Laudan, 'n Buer ut Groten Krams em entseigen, dei dampf, as wenn 'n lüft Mann bakt, ut sienen korten Düsk. Dei Großherzog süht dat, un em ward ok nah 'n Zigarr janken; hei höll Laudanen um 'n bäten Füer an. Dei klappt dei Kapsel von sien Piep tauhöcht un pätert mit 'n Finger in sienen Piepenkopp dal un meint: „Dat Füer is all 'n bäten wiet dal, dei Zigarr künn licht schein brennen, ick mak frisch wat.“

Dormit langt hei in dei rechte Bürgentasch, dorin hard hei 'n Füerstein; dei Tunner steik in dei Westentasch, dorvon würd 'n Lappen afräten un up 'n Stein legt. Nu kreig hei ut dei linke Bürgentasch sien Füerstahl rut, denn künn 't Pinkern losgahn.

Bi dis Anstalten würd dei Großherzog sick grienen un fräug den' Buern, worüm hei sien Füergesirr nich in ein Tasch up 'n Hümpel hard? — „Nee,“ mein dei, „dat künn gefährlich ward'n, dat kann 'n männigmal all nich weiten!“

Dei Großherzog smunsterte un fräng: „Mi kennt hei woll nich? — Ick bün sien Großherzog!“ (Also höll hei den' Buern för 'n echten Meckelbörger.)

„Joh,“ särd dei un pinkerte wiere, „mien Krischan het ok drei Johr bi dei Dreiguners afräten, äwerst, wer het mit dei Hogen Bewandnis? — Großherzog?“

Nu hard grad funken. Hei pust den' Tunner in Glaut, lang em rup nah 't Pierd un säd: „Füer kriegen f' dorümhalben likerst!“



Bezugsbedingungen: Die „Mecklenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Derz. Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1.50 M.Mk. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, Teßliner Chaussee 28. Das Geschäftszimmer der Redaktion befindet sich Alexandrinenstraße 92. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 1/1 Seite kostet M.M. 50.—, Seitenteile werden entsprechend berechnet. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Aufschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an: Hubert Gergöbe, Zeitungsverlag und Annoncen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarckstraße 61/69.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

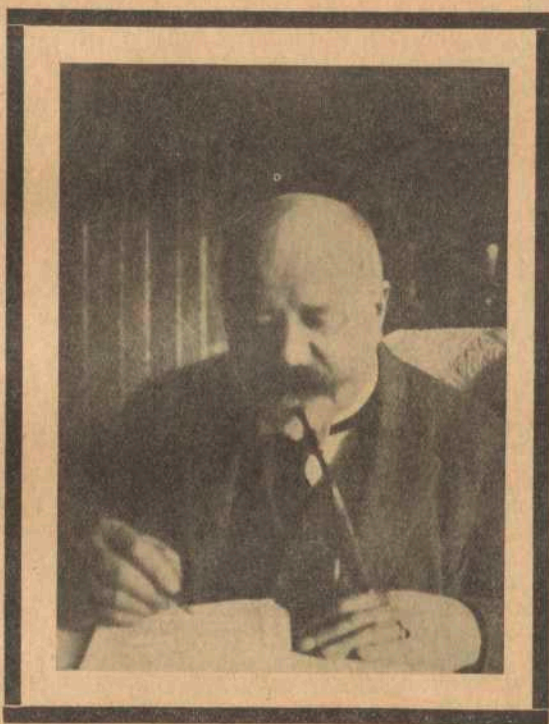
Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Okt./Nov. 1931

Nummer 10/11

Inhalt: Friedrich Matthes. — Friedrich Matthes als vorbildlicher Genossenschaftler. — Matthes-Broderhof und sein Verhältnis zu unsern Vereinen. — Die Leibesgenossenschaft des Jungbauern. — Gaud Middel gegen Flechten — Erntefest in Biez. — Erntefest in Laupin. — Mecklenburgischer Humor. — Drüllig Geschichten. — Das Gewissen. — Landesverein. — V. ehem. Bauernhochschüler. — Bilderstiftung. — Bilderbesprechung.



Friedrich Matthes

Psalm 27, 1b. „Der Herr ist meines Lebens Kraft;
vor wem sollte mir grauen?“

Ein Menschenleben, das fast ein halbes Jahrhundert unserer Rostocker Gemeinde angehört hat, das im öffentlichen, im gemeindlichen und im kirchlichen Leben viel gegolten hat, ist zu Rüste gegangen. Das Erdenhaus, das das Wirken und Schaffen des Entschlafenen nicht nur bei Tag, sondern so oft bis tief in die Nacht gesehen hat, hat für ihn seine Tore geschlossen. Er ist eben zum letzten Mal über die Schwelle

seines Hauses getragen. Auf der Höhe unseres Friedhofes ist ihm das letzte Ruhkammerlein schon bereitet. Aber bevor wir ihn dorthin geleiten, soll er noch einmal rasten hier in der alten Kirche, hier, wo er so manches Mal dem Herrn seinem Gott seine Dankesopfer gebracht und ihm auch die vielen Sorgen und Leiden seines Herzens ausgeschüttet hat.

Wir aber wollen hier nicht nur stille halten an seinem Sarge, sondern auch stille werden vor dem Herrn unserm Gott und der stummen Predigt lauschen, die das nun vollendete Menschenleben als Gruß unseres himmlischen Vaters an uns Lebende uns halten soll.

Nicht weit von uns, nicht fern der Ostseeküste stand seine Wiege. Ein sonniges Dorf seine Heimat, ein Pfarrgehöft sein Elternhaus. Von sorglosem Spiel durchklungen die Kindheit, von ernster Pflichterziehung durchwaltet die Jugend. Der Mutter heiterer Sinn, des Vaters stilles und fleißiges Walten, das bewußt kirchliche Leben der Heimatgemeinde, der Sonntag im Elternhaus mit seinem stillen Frieden, der Alltag mit seiner streng geregelten Arbeit, das alles gab der Morgenzeit seines Lebens den beglückenden Inhalt und geleitete wie ein trauter Gefährte den werdenden Mann auf die Höhe des Lebens. Noch in den Tagen des Alters lebte er sichtlich auf, und ein freudiges und stolzes Leuchten ging über seine Züge, wenn er von Heimat und Elternhaus sprach. Früh war das Ziel des eigenen Lebens erkannt, dem er stets nachgestrebt hat. Mehr noch als der Eltern fleißige Hände, ehrte der Sohn ihren gottesfürchtigen Wandel und ihre betenden Herzen. Eine tiefe Innerlichkeit, die ja die besondere Eigenart unseres norddeutschen Landvolkes ist, beherrschte sein ganzes Leben. Die letzten Quellen eines Lebens bleiben dem Auge des Menschen ja immer verborgen. Aber wenn man in die Tiefe steigt, so kann man von fern her ein wenig das Rauschen der Seele vernehmen. Der in Lebensstürmen gereifte Mann bewährte den Glauben, den Vater und Mutter in seine Seele gepflanzt hatten. Lebensmittag und Lebensabend zeigten die Früchte, davon Keime schon der Boden der Heimat getragen hatte. Das Vaterhaus, die Pflanzstätte einer schlichten Frömmigkeit, die sich niemandem aufdrängte!

Dieser gottesfürchtige Sinn aber gab ihm die Kraft für den beginnenden Kampf des eigenen Lebens. Denn heute nun — aufs Ganze zurückgesehen —, was war auch sein Leben anders als ein ständiger Kampf mit vielfachen Sorgen und Nöten bis hin in die Tage seines Alters. Und inmitten aller dieser Nöte stand ihm das eigene Haus als ein stilles Heiligtum. Vor 45 Jahren habt ihr es begründet. Und in der Rückschau auf diese lange Gemeinschaft konntest du, liebe Gattin, in diesen Tagen nur immer wieder Worte des Dankes finden für den, der dich in so zarter Liebe und Rücksichtnahme in dieser langen Zeit wie auf Händen getragen hat. In seiner Gemeinschaft, an seiner Seite wichen dir die Sorgen wie das Nachgewölk vor den Strahlen der Morgen-sonne. — Ein treuer Vater und Führer seiner Kinder, nichts anderes wollte er sein. Vertrauen und Pflichtbewußtsein suchte er schon in frühester Jugend in eure Seelen zu senken. Wie gegen sich selber, so konnte er auch gegen euch strenge sein und viel fordern, aber ihr werdet es gerade heute dankbar anerkennen, daß hinter dem allen ein treues Herz voll warmer Liebe gestanden hat, das nur euer Bestes im Auge gehabt hat. — Ein ernster Wandel und gewissenhafte Treue waren die Grundsesten seines Wesens, eine seltene Treue auch in all den vielen Aemtern, die ihm übertragen waren, eine Treue, die so weit ging, daß er gar oft die Nacht zum Tage machen mußte. Noch die letzte Nacht seines Lebens sah ihn in gewohnter Weise in stiller Arbeit am Schreibtisch. Die vielen Nachrufe in den Tageszeitungen, die Blumengrüße hier auf seinem Sarge, die große Trauerversammlung in dieser Kirche beweisen es uns, daß er nicht vergeblich gearbeitet hat. — Auch am kirchlichen Leben seiner Heimatgemeinde nahm er stets regen Anteil, unserem Kirchgemeinderate gehörte er an, seitdem es einen Kirchgemeinderat gibt, zum Pfarrhaus unterhielt er immer persönliche und freundschaftliche Beziehungen. Es ist ein großer Kreis von Menschen, mit denen er befreundet gewesen ist, und denen er in langen Jahren die Freundestreue gehalten hat, auch darin so recht ein Sohn der niederdeutschen Erde.

Aber auch seinem Leben blieben Sorgen und Leiden nicht fern. Zehn Kinder durftet ihr euer eigen nennen, und ihr sahst dem Kommen des jüngsten Kindes mit ebenso viel Freude und Gottvertrauen entgegen wie dem Kommen des ältesten Kindes. Zehn Kinder, aber nur fünf geleiten ihn zur Ruhe, die andern fünf trug er selbst zu Grabe. Er trug schwer an diesen Verlusten, besonders an dem Verlust des herangewachsenen Sohnes, wenn auch hier mit Stolz, da ihr ihn dem Vaterlande zum Opfer brachtet. Er zehrte in der Stille von der nimmer versagenden Kraft eines schlichten Christenglaubens. So oft tiefes Todesleid eure Herzen bedrückte, dann las er dir, liebe Gattin, nicht nur Trostsprüche aus der Bibel vor, sondern auch aus Luthers Werken von dem, was der große Reformator am Sterbelager und am Sarge seines Töchterleins Magdalena durchlebt hatte. In jenen Jahren, als tiefes Leid auf seinem Herzen lag, als des Vaterlandes Not höher und höher stieg, da hängte er das Sprüchlein aus dem 27. Psalm über sein Bett „Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ Auf dies Sprüchlein fiel fortan täglich sein Auge, das Bekenntnis ward der Leitspruch seines Lebens! Im Ausblick zu diesem Herrn und seiner Gnade ist er die Wege durchs Leben gewandelt, vielleicht fiel auch sein letzter Blick auf Erden noch einmal auf dies Wort „Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?“ Unter diesem Spruch ist er entschlummert. Nun ist dies Wort sein Siegeswort geworden. Er ist hindurch; aus Erdenfreude und Erdenleid eingegangen in den Frieden der ewigen Heimat!

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ — Fahr wohl, fahr ewig wohl! — Amen.

P. Kraner.

Friedrich Matthes als vorbildlicher Genossenschaftler.

Diese Ueberschrift und die nachfolgenden Ausführungen sollen eine dankbare Anerkennung bedeuten für die uneigennützig und sehr umfangreiche Arbeit, die Herr Hofbesitzer Friedrich Matthes in Broderstorf für die in Genossenschaften und ähnlichen Vereinigungen zu gemeinsamem Handeln nach christlich-völkischen Grundsätzen zusammengeschlossene mecklenburgische Landwirtschaft geleistet hat. Hierzu ist nur jemand befähigt, der Gemeinnutz vor Eigennutz gelten läßt, der aus seiner christlichen Weltanschauung heraus die Verantwortlichkeit für alles Tun vor Gott anerkennt und der eng verbunden ist mit der heiligen Scholle der Heimat und dem aus ihr erwachsenen Volkstum. Friedrich Matthes bekundete sein Christentum und seine Heimatliebe nicht nur in Worten, sondern er war stets zur Tat bereit.

Die Erkenntnis der Bedeutung des gemeinsamen Abzuges landwirtschaftlicher Erzeugnisse, durch den gute Ware möglichst nahe an den Verbraucher herangebracht werden soll, brachte ihn in fährende Tätigkeit bei der Genossenschafts-Molkerei Pastow, der Genossenschaft zur Züchtung des Professor-Heinrich-Roggens und als treues Mitglied zur Hauptgenossenschaft. In der genossenschaftlichen Geldwirtschaft sah er die einzige Möglichkeit, das aus der Wirtschaft entstehende Kapital sogleich beim Entstehen durch die selbständigen Träger der Wirtschaft zu erfassen und ihr wieder dienstbar zu machen, bevor es in starker Ballung zum Beherrscher der Wirtschaft werden kann. Er war deshalb Mitbegründer und Mitglied der Verwaltungsorgane der Spar- und Darlehnskasse in Kessin und der Meckl. Genossenschaftsbank. Die Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugungsarbeit unterstützte er durch seine Tätigkeit in der Rostocker Weide- und Wirtschaftsgenossenschaft zu Fienstorf, der Meckl. Bau- und Besiedelungsgenossenschaft und der Elektrizitätsgenossenschaft zu Broderstorf.

Überall war er nicht nur Mitglied, das seinen Vorteil bei der Genossenschaft sucht, sondern Mitglied, das durch verständnisvolle Mitarbeit und Leistung die Möglichkeit zu einem Erfolg der Genossenschaft für die einzelnen Mitglieder schafft. Seine gründlichen Kenntnisse, seine große Erfahrung und seine stete Arbeitsbereitschaft führten dazu, daß er zum Vorsitzenden der landwirtschaftlichen Zentralstelle in Güstrow und zum Mitglied des Verbandsausschusses beim Landesverband mecklen-

burgischer landwirtschaftlicher und Raiffeisen-Genossenschaften berufen wurde. Auch in allen anderen wirtschaftlichen und kulturellen Unternehmungen wie Zuckerfabrik, Landw. Vereine, Haftpflichtversicherung, Feuerversicherung, Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, Bauernhochschule usw. fand man Friedrich Matthes unter den arbeitsfähigen und arbeitswilligen Vorkämpfern für die Belange der heimatischen Wirtschaft.

Trotz seiner starken Inanspruchnahme arbeitete er mit bewundernswerter Genauigkeit. Besonders in der Geschäftsführung bei den Genossenschaften hielt er streng auf die Erfüllung aller Maßnahmen, durch welche erfolgreiche Arbeit gesichert werden kann. Der Erfolg dieser treuen Arbeit wurde leider häufig durch unzureichende Leistung seiner Mitbeteiligten und durch die Entwicklung unserer Gesamtwirtschaft stark behindert. Aber trotz dieser oft für ihn sehr schmerzlichen Enttäuschungen blieb er unverzagt und treu am Werk, bis er durch einen schnellen Tod aus fleißigem Schaffen in sorgenvoller Zeit abberufen wurde.

Sein und unser Schicksal ruht in Gottes Hand. Aber wir können uns selbst nach Gottes Willen helfen, wenn wir so treu sind, wie er war. D u r s t e l e r.

Matthes-Broderstorf und sein Verhältnis zu unseren Vereinen.

Friedrich Matthes war einer der gewissenhaftesten, zuverlässigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Trotz seiner zahlreichen Ehrenämter bei vielen Vereinen vergaß er auch die Vereine nicht, wo er keine solche führende Rolle innehatte, wie z. B. beim Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und beim Verein Bauernhochschule. Als Geschäftsführer des Landwirtschaftlichen Hauptvereins brachte er unseren Bestrebungen das aufrichtigste Interesse entgegen. Diese entsprachen aber auch seiner ganzen Denkungsart: er dachte stets zuerst an das Allgemeinwohl und dann erst an das eigene Wohl. Er war selbstlos wie selten einer.

Und nun sein Verhältnis zu unseren Vereinen:

Den Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege hat er 1908 mit aus der Taufe gehoben und hat ihm 23 Jahre als Mitglied des Gesamtvorstandes angehört. Auch den Verein Bauernhochschule hat er 1922 mitgegründet und ihm während der 10 Jahre seines Bestehens stets die Treue gehalten. Er fehlte selten auf den Mitgliederversammlungen der beiden Vereine, und wenn er nicht kommen konnte, so war es bei seiner großen Rücksichtnahme auf seine Mitmenschen selbstverständlich, daß er sich stets entschuldigte. Wer tut das heute noch? Das Interesse für unsere Bestrebungen beschränkte sich aber nicht auf Äußerlichkeiten, sondern, wo er nur konnte, traf er für unser Ziel ein. Ich habe ihn aber auch kennen gelernt als gewissenhaften Revisor der Vereinskassen, als Förderer unserer Zeitschrift, der „Mecklenburgischen Heimat“, als Besorger guter Bücher als Prämien für die besten Schüler der Bauernhochschule. Auf den Dorftagen fehlte er selten.

Geradezu rührend hing er an seinem Heimatort Lambrechtshagen. Mit Stolz erzählte er, wie sein Vater, der dort über ein Menschenleben als Pastor war, es vermocht hätte, Lambrechtshagen zu der kirchlichsten Gemeinde Mecklenburgs zu machen.

Diese Liebe zur mecklenburgischen Landheimat war auch die treibende Kraft, die ihn in die von uns vertretenen Vereine hineinführte. Daher wissen gerade wir, was wir an Friedrich Matthes verloren haben. Er wird uns immer fehlen. Seine freundlichen, stets gerne gegebenen Ratschläge werden wir noch oft vermissen. Mit Friedrich Matthes ist einer der bedeutendsten Vertreter des mecklenburgischen Bauernstandes ins Grab gesunken.

Pr.



Die Leibeigenschaft des Jungbauern.

1807 wurde der Bauer im Königreich Preußen frei und wieder eigener Herr auf seiner Scholle. Er brauchte dem Grundherrn nicht mehr Hand- und Gespanndienste zu leisten, nicht mehr der Kirche zu zehnten. Das Bauerntum hat diese Tat des führenden Staatsministers, Reichsfreiherrn vom Stein, dem Lande in Treue gedankt. Für den König von Preußen zogen seine Söhne zu Felde und kämpften siegreich um die Zukunft und Größe des Landes in vier Feldzügen. Denn das Königreich Preußen war ein Bauernland und erst das Kaiserreich wurde zum Industriestaat. — Der Bauer hat seine Freiheit nicht als ein reines Geschenk erhalten. Von Anfang an hat er Lasten auf sich nehmen müssen und um die befreite Scholle im Kampf gestanden, denn die Nachfolger des Freiherrn vom Stein, der dem Hasse Napoleons hatte weichen müssen, haben den Gedanken und das Werk des Schöpfers nicht in seiner ganzen Größe begriffen und erfaßt. Immer wieder hat das Bauerntum die bittersten Sorgen um die Erhaltung der erbten Scholle durchmachen müssen, aber immer hat es in Treue zu Land und Volk gestanden. Als vor sechzehn Jahren der Notruf durch die Lande flog, da ließ auch der Bauer wieder Pflug und Sense liegen, brach auf zum Schutze der Grenzen. Wo draußen in fernen fremden Landen die schlichten Holzkreuze das deutsche Heldenlied künden, da schlummern viel Hunderttausend Bauern, die ihren Eid mit dem Tode besiegelten. Regimenter, in denen der bäuerliche Einschlag vorherrschend war, haben bis zur letzten bitteren Stunde ausgehalten und nicht gemeutert. Die Bauernbefreiung des Reichsfreiherrn vom Stein hat im Bauerntum wieder den alten Stolz des waffentragenden gemeinfreien Mannes geweckt und stark werden lassen.

Und diese Eigenschaft, dieser vielleicht zum Teil unbewußte Standesstolz, diese unabhängige Wesensart und wirtschaftliche Stellung sind die Todfeinde des Systems. Entweder: es muß den freien Bauern wieder in Abhängigkeit, in eine neue Leibeigenschaft, zwingen — oder das Bauerntum ringt das System nieder und baut einen neuen Staat im Sinne des Freiherrn vom Stein. Zwischen Bauerntum und dem marxistischen Staatsbegriff der heutigen Machthaber und ihrer bewußten und unbewußten Helfer gibt es keine Verständigung, kein Zusammenarbeiten. Nein, zwischen diesen beiden Einstellungen, Lebensbegriffen und Lebensauffassungen herrscht Kampf bis aufs Messer, Todfeindschaft, gegenseitiger Vernichtungswille! Der große Kampfführer der Sozialdemokratie, Bebel, hat mit feinstem politischen Instinkt diese Entwicklung vorausgesehen und in die Worte gekleidet: „Der letzte Kampf um den Staat wird zwischen Sozialdemokratie und Bund der Landwirte ausgefochten.“ Er empfand gefühlsmäßig, daß der bodenständige Mensch, der Bauer, der Gegner sei. Heute sitzt die Sozialdemokratie im Verwaltungsapparat und versucht unter Ausnutzung dieser Stellung das politische Testament Bebels in die Tat umzusetzen. Wir stehen mitten in dem Kampf, den der sozialdemokratische Führer vorausgesehen hat. Es ist falsch, ja Vertat an der eigenen Sache, diese Tatsache in irgendeiner Weise zu vertuschen. Die Ereignisse des letzten Frühjahrs und Sommers dürften wohl auch die letzten Blinden sehend gemacht haben, soweit jedenfalls guter Wille vorhanden ist.

Wir begreifen sehr wohl, daß das System diesen Entscheidungskampf gegen den deutschen Bauern und damit gegen Deutschland überhaupt mit allen Mitteln führt. Wir nehmen aber, da es um das Schicksal eines ganzen Berufsstandes, vor allem der Zukunft seiner Jugend geht, daselbe Recht für uns in Anspruch. Wir sind uns weiter darüber klar, daß der Gegner im schärfsten Angriff steht, daß wir uns durchaus in der Verteidigung befinden, daß viel kostbare Zeit durch gänzlich verfehlte Maßnahmen vergeudet worden ist. Der aktivistische Widerstand des Landvolkes hätte viel früher einsetzen müssen, und es ist auch der entscheidende Wendepunkt ganz klar zu erkennen: der Tag, an dem die Rentenmark durch die Goldmark ersetzt wurde! An diesem Tage beginnt die neue Zinsverklavung des Bauerntums, es ist der Anfang der neuen Leibeigenschaft. Daß das Bauerntum die Scholle als Rückhalt für die Währung zur Verfügung stellte, war von seiner Einstellung dem Lande und der Nation gegenüber nicht nur selbstverständlich, sondern das Bauerntum bekam durch diese Vaterlandstat

zugleich maßgebendsten Einfluß. Das Landvolk hat diese Stellung ohne Kampf geräumt, es hat sich diese politische Macht ohne Widerstand entwicken lassen. Eine furchtbare Verantwortung haben die Führer jener Jahre auf sich genommen. Neben einer Besteuerung bis zum Weißbluten, bis zur Enteignung, lastet heute durch den Währungswechsel ein Zinsdienst auf der deutschen Scholle, der nur — um mit den Worten von Winnig zu sprechen — mit dem Wort „Ausbeutung“ bezeichnet werden kann. Kein anderer Berufsstand würde unter ähnlichen Verhältnissen seiner Pflicht der Nation gegenüber in gleichem Ausmaße genügen. Am allerhärtesten wird von der neuen Verklavung, der neuen Leibeigenschaft, das junge Landvolk, der junge Bauer, der Erbe der Scholle getroffen. Fremde Arbeitskräfte kann sich der Bauer bei dem heutigen Verhältnis zwischen den Preisen seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse und den Löhnen nicht mehr leisten. Für ein Taschengeld, dessen Höhe weit unter dem Satz der Arbeitslosenunterstützung liegt, arbeitet das junge Landvolk auf der väterlichen Scholle. Es kennt nicht den Achtstundentag, sondern in den Hauptzeiten der ländlichen Arbeit umfaßt der Arbeitstag des Bauern fünfzehn bis sechzehn Stunden. Aber weil es um das Erbe der Väter geht, wird diese Arbeit willig und treu geleistet. Noch hofft das junge Bauerntum, daß so seine Kraft verschwendet zur Erfüllung der fremden Forderungen an die Scholle, sich diese zu erhalten und zu erarbeiten. Es ist aber notwendig, sich über diese Frage rücksichtslose Klarheit zu verschaffen. Heute schon sind zahlreiche bäuerliche Wirtschaften hoch verschuldet, und der eigentliche Besitzer sind die Hypothekengläubiger und das System durch seine gestundeten Steuerbeträge. Darin liegt ja gerade die Raffiniertheit der modernen Leibeigenschaft, daß der Bauer seinen Gläubiger meist gar nicht kennt. Gewöhnlich ist eine Bank oder sonstige unpersönliche Einrichtung im Besitz der Forderungen. Im Mittelalter hatte der Haß ein persönliches Ziel, heute steht im einzelnen das Unbekannte, Unfaßbare gegenüber. Und wenn nun schon die Väter die Scholle kaum halten können, wie soll dann der junge Bauer unter diesen wirtschaftlichen Verhältnissen das Erbe antreten? Wie soll er sich mit seinen Geschwistern, die vielleicht ihre beste Jugend auf der väterlichen Wirtschaft zur Erhaltung des Erbes verarbeitet haben, auseinanderlegen? Es gibt wohl keinen jungen Bauern, der sich diese quälenden Fragen nicht immer und immer wieder vorlegt.

Und in diesen Stunden erkennt er, wie weit das Landvolk heute schon wieder in Leibeigenschaft, in Abhängigkeit gekommen ist. Er erkennt mit entsetzlicher Klarheit, wie weit der Gegner im Kampf gegen das Bauerntum schon an Boden gewonnen hat.

Denn welche Möglichkeiten eröffnet ihm denn die Zukunft? Entweder er verkauft die ererbte Scholle und entwurzelt sich und seine Familie — oder er übernimmt, und sein und seiner ganzen Familie Leben besteht in nichts anderem als schuften für andere, ähnlich dem Bauern des Mittelalters, der von seinem kärglichen Ertrag ein Drittel dem Grundherrn abgab, von den restlichen zwei Dritteln je 10 v. H. der Kirche und der öffentlichen Hand und 20 v. H. an den Verwalter des Grundherrn. Und wenn er schuftet und schuftet, immer noch weiß er nicht, ob jemals seine Erben auf seiner Scholle sitzen werden oder ob er nicht eines Tages wegen einer lächerlichen Forderung von Haus und Hof gejagt wird.

Hundertzwanzig Jahre war der Bauer frei, um nun erneuter Leibeigenschaft zu verfallen! Die schöpferische Tat des deutschen Reichsritters, des Freiherrn vom Stein, versinkt in der Gasse des internationalen Großkapitals. Aber noch lebt in weiten Kreisen des deutschen Bauerntums jener Stolz des gemeinfreien Mannes, den der Freiherr vom Stein wieder erweckte, und darum brach dieses Bauerntum auf, ergriff den hingeworfenen Fehdehandschuh und stellte sich zu jenem Kampf, den Bebel voraus sagte. Und durch die schwarzen Fahnen, die über diesem Bauernaufgebot flattern, weht der Geist des Freiherrn vom Stein, und aus den Bannern rauscht sein stolzes Kampfwort:

„Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein!“

Franz von Gaertner.

Gaud Middel gegen Flechten.

Von P. Linsböst

As min Brauter mit'n Semnor farrig wier, kem hei tauierst as tweit Lihrer na de Gegend von Dobtan. De ierst Lihrer, Lembk, wier'n netten, gesprächigen Föstiger, allerdings beten bequem, harr ok'n gauden Ansat von'n Börgemeister vör sick bröcht. Minen Brauter wier nicks in 'n Weg, hei mücht sick girn rögen un hülp in de Wirtschaft, wo dat anbröcht wier. Dat Verhältnis twischen de beiden Kollegen wier'n sihr gaudes.

In'n Fröhjohr gahn de beiden mal tausam ut, sick de Gegend tau beseihn. Sei kamen dörch ein Nawerdörp, 'n lang Reihg Bünners. As sei dor gahn, seggt Lembk: „In dat negst Gehöft wahren Ostendörps, sihr prächtige Lüd. Ehr Dochter Marie, dei vör poor Johr konfemiert is, wier 'ne düchtige, nette Schäulerin; bi de Lüd will'n wi doch mal angahn.“

Lüd sei dor rinkamen, sitt Mudder un spinnt, Dochter neiht, Vadder is up't Feld. De Besäuk mütt sick setten un Lembk fährt dat Gespräk. Nahher seggt hei: „Marie siht so eigenortig ut, wat heft sei dor an de Back?“

„Ja“, antwurt Mudder, „Marie heft 'ne Flecht an de Back, dor hewwen wi all soväl Finsterweit upwisch un Stillen hewwen wi dat ok all laten, will all nich anlahn.“

„Ach wat“, seggt Lembk dunn, „dat is 'ne einfache Sak. Sodrar Sei Gelegenheit hewwen, laten S' sick för teihn Penning Regenwörmeröl ut de Apteik mitbringen, dor wihsen Sei einge Dag beten von up, denn verspräk ick Sei, dat de Flecht verswinnt.“

„Dat wier jo tau schön“, meint Mudder.

As de Besäuk glik dorup geht, fragt Lembk: „Känen Sei dat ok woll behollen, Regenwörmeröl?“

„Jawoll, Regenwörmeröl!“

Nah einige Tid gahn de beiden Kollegen densüwigen Weg un kihrn wedder bi Ostendörps an. Sei drapen dat grad so as dat ierste Mal, Mudder un Dochter in'e Stuw, Vadder up't Feld. De Besäuk mütt Platz nehmen.

Lembk fährt wedder dat Wurt. Dorbi mütt hei öfter nah Marie räwer kiken, un denn strickt hei ünmer so recht wollgefällig sinen groten Fautsackbort: Marie siht so hübsch glatt ut in't Gesicht, is 'ne Lust, de Flecht is verschwunn'n. Ja, gegen Regenwörmeröl kümmt in so'n Fall nicks!

Azwer markwürdig, keiner sangt davon an, Freud urre Dank uttaudücken un dat wier doch nich mihr as recht.

Taulezt kann Lembk dat nich mihr utholl'n un fragt: „Ich seih, Marie ehr Flecht is weg, hewwen Sei Regenwörmeröl anwennt?“

Dunn sangt Mudder an tau sänen: „Hm, ne, as Si man hier west wiern, kem namdags noch Großmudder Steuflossen ut Ruttshaw un säd, wi sälln uns man för teihn Penning Maddickenöl mitbringen laten; dat hewwen wi dahn un dor is de Flecht nah weggahn.“

Dunn steht Lembk up un seggt: „Ja, so sünd de Lüd, wenn ehr Lihrer ehr'n gauden Rat giwwt, de wat nich besolgt, aewer wenn Steuflossen Großmudder dat-sälwig seggt, dat wat makt“, un geht enttäuscht un beten gnitterig af.

Fragen über Mundart und Volkstum Mecklenburgs.

Antworten werden erbeten an Herrn Professor Wossidlo, Waren (Mürit).

1. Gibt es außer Bernitz und Wanzka noch sonst Orte, an denen Fliegenmärkte abgehalten werden? Kaufen sich die Fliegen Schuhe zum Ueberwintern?

2. Welche Ausdrücke hat unsere Mundart für das Wetterleuchten? Lebt „hå-bläken“ noch?

3. In welchen Bedeutungen wird das Wort „pollsuer“ gebraucht?

Erntefest am 6. September in Viez.

Wie im vergangenen Jahre, so wurde auch in diesem Jahre das Erntefest von der Dorfjugend vorbereitet und in Gemeinschaft mit allen Dorfbewohnern gefeiert. Auch war die Teilnahme von außerhalb recht zahlreich.

Unter Führung von Ernst Prahl fanden schon einige Wochen vorher für die Dorfjugend Unterhaltungsabende statt, welche auch zum Ueben der Volkstänze und zum Herstellen der Volkstracht ausgenutzt wurden. Besonders erwähnt sei, daß Hose und Jacke für die Jungen 4,60 Mk. gekostet haben, während die Mädchen die Frage individuell gelöst haben, wodurch der Herstellungspreis seine Einheitslichkeit verliert.

Auch an dieser Stelle muß für die tatkräftige Unterstützung und Anleitung, welche Frau Lehrer Ahrens bei der Herstellung der Volkstracht gezeigt hat, besonders gedankt werden.

Ein tragischer Zufall wollte es, daß Ernst Prahl durch einen Todesfall verhindert war, und die Leitung des Festes einigen Jungbauern überlassen mußte.

Schon am Sonnabend und Sonntagvormittag sah man, daß das Dorf sich zu etwas Besonderem rüstete. Sonntag mittag um 2 Uhr setzte sich der Festzug in Bewegung. Lehrer mit Schulljugend, Musikkapelle und eine ganze Anzahl festlich geschmückter und beladener Wagen wechselten in bunter Reihenfolge miteinander ab. So ging es durch alle Straßen des Dorfes, welches hüben und drüben viel Freude machte.

Anschließend fand eine gemeinsame Kaffeetafel in dem Festlokal statt. Während derselben wurden alle Erschienenen in Vertretung von Ernst Prahl durch L. Klös begrüßt, welcher ungefähr folgendes ausführte: Wir haben uns hier versammelt, um das diesjährige Erntefest zu feiern. Hier und da unter den einzelnen Dorfbewohnern wird man sich wohl die Frage vorgelegt haben, ist es in der augenblicklichen Zeit der wirtschaftlichen, kulturellen und seelischen Not unseres Volkes überhaupt noch berechtigt, Feste zu feiern?

Es muß bei all dem Für und Wider dieser Fragestellung das eine gesagt werden, daß der Mensch auf die Dauer, ohne Schaden zu nehmen, den grauen Alltag nicht ertragen kann, wenn nicht derselbe von Zeit zu Zeit durch eine frohe, festliche Stimmung unterbrochen wird.

Diese frohe und festliche Stimmung herzustellen, deshalb feiern wir dieses Erntefest.

Die Geschichte des Dorfes zeigt uns, daß schon ebensolange wie gesät und geerntet wird, auch hiermit im Zusammenhang stehende Feste gefeiert werden, nur mit dem Unterschied, daß die Form und der tiefere Sinn derselben in den einzelnen Zeitabschnitten verschieden waren. Versuchen wir einmal, eine Generation zurückzudenken, und es überliefert sich uns ein wesentlich anderes Bild. In früheren Zeiten wurde das Erntefest von allen Dorfbewohnern mit gleicher Anteilnahme gefeiert. Durch die jüngste Entwicklungszeit wurde das Erntefest immer mehr und mehr zu einem Begriff, ohne inneren Wert herabgewürdigt.

Es mögen die Ursachen hierfür in den verschiedensten Gründen zu suchen sein. Unsere zunächst liegende Aufgabe soll sein, den Sinn der Gemeinschaft und bedingungslosen Zusammengehörigkeit zu wecken, zu stärken und zu pflegen. Von diesem Blickpunkt aus soll und muß auch unsere einfache und einheitsliche Kleidung verstanden und kritisiert werden. Mit einem Vorurteil behaftete und einseitig bezfangene Menschen möchten uns hier wie überall, wo ein bewußtes dorfgemeinschaftliches Leben gestaltet werden soll, den Makel der Rückständigkeit anhängen. Nicht, um das wiederkehren zu lassen, welches früher Mode und üblich war, nehmen wir diese äußere Haltung ein, sondern um ein Symbol der Zusammengehörigkeit in Ehren zu halten, zu wahren und zu fördern.

Gleichzeitig aber auch als Protest gegen das Vordringen einseitiger städtischer Lebens- und Gesellschaftsformen auf das Dorf.

Ebenso, wie durch die gemeinsamen Arbeiten auf dem Bauernhof und Feld die Voraussetzungen für das Gedeihen der Volksnahrung gelegt werden, soll und muß das Erntefest gefeiert werden. Denn nur hierdurch wird das Wertigkeits- und Verantwortungsgefühl jedes einzelnen gestärkt, welches zwangsläufig dem gesundempfindenden Menschen Ansporn gibt zu immer erneutem zwanglosen Schaffen.

In dem Sinne dieser kurz gefaßten Worte wollen wir unser zweites Erntefest, für welches sich die Dorfjugend bewußt einsetzt, feiern, in der Hoffnung, daß dem kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg des Dorfes in der Zukunft mehr Beachtung zukommen möge, als in der Vergangenheit und Gegenwart.

Nach der Kaffeetafel wurden 15 verschiedene Volkstänze von der Dorfjugend in bester Ordnung und guter Harmonie getanzt.

In Volkstracht waren 24 Jungs und 21 Mädels.

Es ist zu wünschen, daß Erntefeste in diesem und ähnlichem Sinne auch in allen anderen Dörfern gefeiert werden, damit die Eigentümlichkeiten des Dorfes über die augenblickliche schnellebige Zeit gerechtfertigt, gefördert und weiter ausgebaut werden.
L. K l o s.

Erntefest in Laupin.

Am Sonntag, dem 23. August, feierte die Dorfgemeinschaft Laupin ihre diesjährige „Austköst“ verbunden mit einem Meckl. Heimafest. Das Fest wurde durch herrliches Wetter begünstigt. So strömte denn eine große Menschenmenge von den umliegenden Dörfern herbei. Selbstverständlich nahmen alle Bewohner des Dorfes daran teil. Am Festzug waren 60 Jungleute beteiligt, außer der Kindergruppe waren alle in Tracht. Um 2 Uhr bewegte sich der Festzug durchs ganze Dorf. Die Reiter, vier Erntewagen, der Dreschwagen, die Flachsbearbeitung, eine alte Bauernstube, der Sprockeenkenbuck und mehrere Fußgänger bildeten den Festzug. Am originellsten war der Sprockeenkenbuck. In der Mitte des Dorfes wurde halt gemacht und erst fürs leibliche Wohl gesorgt. Dann ging's wieder weiter zum Festplatz, wo Freund Puls (Pank) uns eine plattdeutsche Ansprache hielt. Nach dieser löste sich der Festzug auf, und nun trat Lehrer Richter mit seinen Kindern auf den Platz. Sie spielten lustige, echt volkstümliche Spiele. Dann wurden noch mehrere Volkstänze von der Dorfjugend vorgeführt. Diese waren von der Jugend selber eingeübt und wurden ganz korrekt ausgeführt. Der Beifall der vielen Zuschauer wollte kein Ende nehmen. Um 5 Uhr begann der allgemeine Tanz, der das farbenfrohe Bild noch bis zur letzten frohen Stunde vergnügt zusammenhielt. Das war mal wieder ein echtes mecklenburgisches Erntefest!

W. J a h n k e.

Mecklenburgischer Humor.

„Mecklenburg ist ein gastliches Land; im Charakter seiner Bewohner sind Gradheit, Biederkeit, Offenheit männliche Tugenden, tiefe Gemütlichkeit mit herzlicher, unerschütterlicher Gutmütigkeit gepaart,“ so schrieb vor fast einem Jahrhundert ein gründlicher Kenner Mecklenburgs. Wer heute das schöne Obotritenland bereift, wird nicht nur von seinen landschaftlichen Reizen entzückt sein, sondern auch, wenn es ihm gelingt, den Schlüssel zu den Herzen seiner Bewohner zu finden, auch heute noch die Wahrheit jenes Ausspruches feststellen können. Aber er wird auch noch mehr finden: einen ausgeprägten Sinn für urwüchsigen Humor in allen Schichten der bodenständigen Bevölkerung. Einen Humor, in dem Schlagfertigkeit, gutmütiger und nie verletzender Spott am häufigsten zum behaglichen inneren Lachen zwingen. Einige Anekdoten, die ein charakteristisches Bild geben, seien hier wiedergegeben:

Nach Einrichtung der vierten Wagenklasse auf der Eisenbahn schaute ein Eigel, Monokel im Auge, in einen Wagen dieser Art mit den Worten: „Ich möchte mir doch einmal die Menagerie ansehen.“ Ein Mann im Arbeitskittel entgegnete ihm

freundlich aus der Tiefe des Wagens: „Ja, as so 'ne Ort Menascherie ist dat hier ok. Willen S' beten instiegen? Uns fehlt blot noch de Ap.“

Das Gut D. bei Wismar kam, da nur minderjährige Erben vorhanden waren, unter Obervormundschaft. Der Advokat B. wurde Rechtsbeistand. Einmal fragte die Obervormundschaft an, wo das zwölfte Ferkel der jüngst verstorbenen Sau geblieben wäre, es sei aus den Rechnungen nicht zu ersehen. Sofort erwiderte der Advokat, auch ihm sei das aufgefallen, daß die Sau gerade dieses, ihr Lieblingsferkel, kurz vor ihrem Tode aufgefressen habe, aus Furcht, es könne sonst unter Obervormundschaft kommen. Zehn Taler Strafe war die Folge dieser prompten Entgegnung, sie wurden aber mit Vergnügen bezahlt.

Pastor Unbehagen hielt seinen Bauern eine eindringliche Rede, in der er ihnen empfahl, Herrn von Liebeherr als Reichstagsabgeordneten zu wählen. „Schon der Name besagt es Euch, welch ein lieber Herr das sein muß“, schloß er seine Empfehlung. „Nehmen S' mi 't nich äwel, Herr Pastor,“ entgegnete ein alter Bauer bedenklich, „wenn 'n sick ämmer nah den Namen richten will, denn müßt uns doch sehr unbehaglich tau Maud werden, wenn wie an Sei denken.“ (Das soll auch so gewesen sein.)

Ein Herr nahm aus Güte einen Jungen, der den gleichen Weg hatte, mit auf seinen Wagen und unterhielt sich mit ihm über alles Mögliche. Endlich sagte er: „Weißt du denn ok, wer ich bün?“ — „Ne“, antwortete der Junge. „Ich bün de Rat Maaf ut Penzlin.“ — „Ne, dat 's nich wohr,“ erwiderte der Bengel frech. „Na, worüm denn nich?“ „Ne, de Kirl de sall dull stamern, un Sei hebbben noch nich 'n einziges Mal stamert.“ „D-d-d-d-dat k-k-k-kümmt noch,“ stotterte der Rat nun in seinem Eifer.

Ein völlig betrunkenen Mann taumelt ins Schlafgemach und wird von seiner Ehehälfte mit einem lebhaften Wortschwall begrüßt. Unfähig, noch zu begreifen, laßt er nur: „Mutting, sat di kort,“ worauf sie verständnisvoll alles, was sie auf dem Herzen hat, in das eine Wort: „Swienhund!“ zusammenfaßt.

In Penzlin lebte früher ein alter Doktor B., der sich mit großer Gemüthlichkeit aus der Verlegenheit zu ziehen wußte. Wenn er nach der Verordnung wieder zum Patienten kam, war die erste Frage: „Hett 't hulpen? — Ne? Süllt ok nich,“ oder im günstigen Falle „Hett 't hulpen? — Ja? — Dat süllt ok.“

Jornig schalt ein Gutsherr die Maurer: „Makt mi dat hier mal 'n beten rendlich! Wo süt dat hier ut! Un rühmt mi all dat Schiet furt!“ — O Herr,“ sagte einer von den Leuten, „dat sünd ja allens Bumaterialien.“ So,“ erwiderte dieser, „wenn Se dor in'n Düstern rinfallen deren, denn süll mi doch wunnern, ob Se seggen würden, ich bün in 'ne Bumaterialien sollen. Ich glöw, den sären Se ok, ich bün in'n Schief sollen.“

Von einem Offizier wegen seines schlechten Deutsch geneckt, verteidigte sich ein reich gewordener Schuster in Schwerin höchst schlagfertig: „Ja, Herr Leutnant, wenn Sie zu Pinkus gehen und sagen: Pinkus, geben Sie mir 100 Taler, denn tut er das noch lang nich. Wenn ich aber komm' un sag' ihm: Geben Sie mich 100 Taler, so hab' ich sie gleich.“

Bis vor wenigen Jahren lebte in Schwerin ein Maurer Neuhaus, der wegen seines schlagfertigen Wißes bekannt und oft gesüchtet war. Eines Tages hatte er für seinen Meister eine Reparatur am Dom auszuführen. Der ebenfalls sehr bekannte Justizrat W., dessen Weg täglich am Dom vorbeiführte, versuchte ein Gespräch mit dem ihm gut bekannten N. anzufangen, der jedoch schlecht gelaunt war. Der Justizrat leitete die Unterhaltung mit der Frage ein: „Seggen S', Herr Niehus, worüm heit dat immer, ein Druppen Murerjwet kost' ein Mark?“ „Weiten Sei dat wärklich nich, Herr Justizrat?“ ist die erstaunte und dringliche Gegenfrage. „Ne, wärklich nich, Herr Niehus.“ „Denn will ich sei dat seggen: dat Murerjwet ward de Advokatendint makt.“ Der Justizrat war verschmunten.

Auf dem Gute Hohenfelde erschienen einmal die Tagelöhner (1848) und verlangten vom Besitzer, er möge den Inspektor Brampe fortschicken. Auf seine Entgegnung, daß er hierfür keinen Grund habe, da W. doch gar nicht für Lärm und Streit sei und stets freundlich mit ihnen umginge, erwiderte nach längerem Besinnen

der Tagelöhner Rath: „Herr, Se können uns glöwen, wenn Herr Wramp' öwer n Barg kümmt, denn bewert uns dat Hart in 'n Liev.“ Nach einigen beschwichtigenden Worten beruhigten sich die Leute, und als man nach über 34 Jahren später den betreffenden Tagelöhner fragte: „Na, wo is 't, bewert dat Hart ok noch?“ hat dieser ganz beschämt geantwortet: „O Herr, so 'n gauden, düchtigen Inspektor hew wie jo noch nich eins hatt — datt wihr jo mal so 'n Tiedt, wo 'n doch 'n beten wat seggen müßt.“

Daf über die ehemals regierenden Fürsten in Mecklenburg besonders zahlreiche Anekdoten noch heute im Volksmunde lebendig sind, ist bei der Eigenart der Bevölkerung fast selbstverständlich.

Gern spielte Großherzog Friedrich Franz I. in Hiligendamm bei Doberan, das er alljährlich besuchte, an der Bank und unterhielt sich dort in der zwanglosesten Weise. Es gab damals in Rostock einen originellen Töpfer, der die ganze Woche fleißig arbeitete, oft Sonntags zu Fuß nach Doberan pilgerte, um an der Bank sein Heil zu versuchen. Einmal sagte der Großherzog in seiner jovialen Weise, als beide Pech hatten: „Ja, Töpfer, unser Geld haben wir verspielt, was tun wir nun?“ Schließlich erwiderte dieser: „Königliche Hoheit schrieben 'ne nie Stüer uf, un ich mak weire Pött!“

Der Nachfolger dieses Fürsten besichtigte einmal das Mustangut des Domänenpächters L. Bei einem Durchgang durch die Wirtschaftsgebäude kommen sie an eine Tür, die aber D. nicht öffnete. Auf die Frage des Großherzogs, was für ein Raum hinter dieser Tür sich befinde, antwortete D.: „Vor slapen de Mädchen,“ und D. klopft energisch an die Tür, hinter der bereits ein Rächern hörbar ist, mit den Worten: „Dirns makt up, de Großherzog will jug seihn.“ „Ne, wi maken nich up, wi sünd bi 't Waschen,“ ist die Antwort. Alle weiteren Bemühungen des braven Pächters blieben gleich erfolglos, und er wendete sich an den bereits sehr vergnügt gewordenen Großherzog mit den Worten: „Wenn Königliche Hoheit sich vielleicht ans Schlüsselloch bemühen wollen?“

Bei dem Vater des letzten Großherzogs, der in Ludwigslust regierte, ist der Schulze aus dem Dorf W. zur Audienz befohlen. Er erscheint, angetan mit Leibrock und langschäftigen, genagelten Stiefeln. Bei seiner Verbeugung rutscht er auf dem glatten Parkettboden des Zimmers aus. Der Großherzog eilt hinzu, um ihm aufzuhelfen, kommt aber selbst ins Rutschen und sitzt im nächsten Augenblick verdukt dem Schulzen auf dem Fußboden gegenüber. Dieser saßt sich schnell und sagt: „Na, Herr Großherzog, denn können wie ja de Sak ok in'n Siffen afmaken.“

Drullig Geschichten.

Hei heft dat seihn. Bi Pieplows slög de Aldbor de letzten Dag' ämmer wedder üm dat Huus. Un richtig: Maandag wier de Familientauwah' dor. Un'n Dingsdag kümmt Unkel August mit'n Blumenstrauß bi Pieplow an un will gratier'n. In de Huusdör begegnet em de lütt Peter Pieplow, dei nu bald vier Johr warden deiht. „Na, lütt Peter,“ seggt Unkel August, „freust Du Di nich bannig tau Dinen lütten Broder?“ — Peter kickt den Unkel ganz beleidigt an un seggt: „Dat is jo gorkeen'n lütten Broder! Dat is jo'n lütt Schwester!“ — „Wenn Du Di dor man nich irrst, Peter,“ seggt Unkel August, „as Dien Vadding mi gistern telephonieren ded, dunn säd hei, dat wier en lütten Broder. Dien Vadding möt denn doch woll beter Beschrid weiten as Du. Meinst Du nich ok, Peter?“ — „Ne, ich heww dat sälwst seihn,“ seggt Peter, „sei pudern dat Lütt den ganzen Dag. Dat is en Diern!“ —

De Reis' wier vergeews. Bi Beerbooms in Pinkenhagen wieren all vier Jungens. Nu hadden sei natürlich ok giern en lütt Diern hatt. De lütt Heine Beerboom hadd den Aldbor dat ok all seggt von de lütt Schwester. Awer dat wier all vergeews weest. Nu wull sien Mudder vierseihn Dag' nah Rostock verreisen. Sei hadden Heini seggt, sien Mudder müßt nah Rostock, indem de Aldbor in Pinken-

hagen jo doch man bloots Jungs bringen ded, nu wull sei mal seihn, wat sei nich von Rostock en lüff Schwester mitbringen künn. — Aewer wenn dat nich boddern will, denn boddert dat nich. As Mudder Beerboom wedder früggeem ut de Rostocker Klinik, dunn wier dat kein lüff Diern, dei sei mitbringen ded, dunn wier dat wedder en Jung. Un as Heini dat tau weiten kreeg, dunn säd hei tau sien Mudding: „Dorüm haddst du nich nah Rostock verreisen bruukt. En Jung hadden wi hier in Pinkenhagen ok kregen!“ —

De gaude Kamerad. De lüff Otto gäng mit sien Kinnerfräulein up de groot Promenad' in Warnemünd'n ipazier'n. Dor gingen völ Lüüd. Un sei wieren noch nich hunnert Schritt weg, dor fann sick dor bi dat Kinnerfräulein en flotten Marine-Maat an. Dat Fräulzin hadd sick nu heil vörnehm, un dat keem ehr dwah gegen den Wind, as de lüff Otto tau ehr seggen ded: „Fräulein, ich muß mal!“ Sei tuschelt em tau, hei fällt stillwiegen, wat fällt de Onkel von em denken un so. Lüff Otto leet sick aewer nicht lang'n verstimen. As sei so'n hunnert Schritt wider stünd, sangt hei all lurer as ierst an tau bohren: „Fräulein, ich muß mal ganz doll!“ Na, sei kriggt em mit'n heimlichen Fuch glücklich wedder dümpelt, aewer nich lang'n. An de neegst Eck leggt hei ganz lud los: „Fräulzin, ich muß nu ganz fir mal!“ Dat Fräulein denkt, sei fällt in de Ir'd' versacken, aewer de Marine-Maat reddt ehr ut de Situationschön, indem hei nu den Jung an de Hand nehm un seggen död: „Kumm lüff Jung, wi gahn beid' nah dat lüff rod' Huus dor in de Dünen.“ As de beiden nah sief Minuten wedder frügk kamen, kann Olling sick vör Freud aewer den Marinunkel gornich faken, „Fräulein,“ schriegt hei vergnügt aewer de ganz Promenad': „Der Onkel mußte auch mal!“ —

Selbst is — de Fru. Mudder Wormstädt wachte nu all vier Weken in de Siedlung „Neues Leben!“ Indem sei nu fir vörwärts mit de Wirtschaft wull, hadd sei sick von eenen Nahwer 'ne Kluck, von den annern 25 Eier leihnt. De Kluck, dei noch nienich mihr as söstehin Eier unnerleggt kregen hadd, dacht' jawoll: „Hier bün ich jo bannig, slecht vermeid't. Wat dei verlangt, dat is jo gegen jeden Tarif!“ — Genau, as sei achteihn Dag' up dat Nest seeten hadd, geew sei de Sittung up. Un nicks nich bröcht ehr nah ehr awbraken Arbeit frügk. Mudder Wormstädt aewer woll de Eier, dei jo nu all anseken wieren, nich ümkamen laten. „Wat so'n oll Kluck kann, kann ich ok,“ dacht' sei un läd sick mit de 25 Eier noch sief Dag' tau Bedd. Un wat glöwst? 21 Küken sünd utkrapen. „Wer sick man tau helfen weit,“ denkt Mudder Wormstädt, „aewer vertellen kann ich dat jowoll keinen Minschen!“ —

Gen Blick — un dat is naug. De lüff Schupo, dei sünst meist ümmer up de Schriewstuw' arbeiten deiht, hadd Sünndagsdeinst. Buten in de Vörstadt. Dor röpt em de Wirt von en Danzsaal rin. Dor wier en Kierl, dei wull de twintig Penning för den Danz nich berappen. Ruutsmitten leet hei sick ok nich. Dat fällt de lüff Schupo nu besorgen. Hei keek sick den Kierl an, twei Meter sief tazier hei em un 250 Pund müht hei woll wägen. „Laten Sei den Herrn man,“ seggt de Schupo tau den Wirt, „ich bitahl för em!“ —
Hennik Isen.

Das Gewissen. Von Karl Puls.

Auf dem Gut M. im südwestlichen Mecklenburg war vor etwa achtzig Jahren ein Herr von Soundso aus hannoverschem Uradel. Er war von Natur ein menschenfreundlicher Mann, aber er liebte Müßiggang und das Wohlleben; gar bald wurde er gewahrt, daß er über seine Verhältnisse lebte. Schon sein Vater hatte ungeheure Güter verprast, der Sohn nahm eine Hypothek nach der andern auf, sich darauf verlassend, seine einzige Tochter würde ihm wohl einen reichen Schwiegersohn zuführen, der alle Schulden tilgen könne. Aber das Maß wurde zu früh voll, und das Gut ward überlastet. Der Herr wurde kreditlos. In seiner Bedrängnis suchte er nach einem Ausweg. Den alten Jesuitenspruch: „Der Zweck heiligt die Mittel“ als Grundsatz nehmend, scheute er selbst vor unedlen Handlungen nicht zurück. Schon waren ihm

einige Kornmieten, hochversicherte natürlich, abgebrannt, aber immer noch drängten die Gläubiger, sie müssten die Zinsen haben. Und der adlige Herr stand schon in Verdacht, selbst die Mieten in Brand gesteckt zu haben. Was war noch zu tun? Wie er einmal schon zum hundertsten Male so über seine unerquickliche Lage nachdenkt, vor dem Fenster seines Herrenhauses sitzend, fällt ihm sein altes Viehhaus in die Augen. Siehe da, alle Gebäude seines Gutes sind massiv und entsprechen den modernen Ansprüchen der kultivierten Menschheit, aber das alte Viehhaus ist noch strohgedeckt, niedrig in Dach und Boden, versackt und altersschwach. Wie, wenn er — —? Aber er ist ja schon im Verdacht der Brandstiftung! Würde er nun noch das Viehhaus aufgeben und die zweihundert Häupter Hornvieh verbrennen lassen, dann würde man ihn zu Gericht laden, und er würde auf Grund seiner brenzligen Lage für schuldig erklärt und bestraft werden. Sein Viehhaus mit den Rindern wäre er los, und keine Versicherung würde ihm einen roten Heller dafür geben.

Soeben kommt der alte Stohlmann mit dem Backenbart aus der Seitentür, des Gutsheerrn treueste Seele, von Beruf wohlbestallter Kuhfütterer und Hirte. Schon seines Großvaters Uroßeltern waren sesshaft auf diesem Gut, und in ihm rollt noch daselbe treue Mecklenburger Blut. — Wie ein Blitz zuckt es durch des Gutsheerrn Schädel: Wie wär's, wenn er, der alte Stohlmann — —! „He da! Stohlmann kam hei mal nen Ogenblick her!“ Er ruft es aus dem Fenster dem Alten zu. Der wendet seine Schritte halbrechts und poltert gleich zu ihm in die Stube, auf Holzpantoffeln, den bestaubten, schwarzen Filzhut in den Händen haltend. „Wat is', Herr?“ „Sett he sidi mal baken dal, Stohlmanns Vater! Nee nee, hier dicht bi mi!“ „Ick bin jo in oll Tug, Herr. Ick mak Sei ja dei Möbel dredtig.“ „Schad't nig. Ick wull em wat anvertrugen.“ „Na, wat denn?“ Der Alte stellt sich dicht vor seinem Brotherrn hin. „Für he mal! Ick reis' morgen weg mit mien Frug un Dochter, oewermorgen früh geiht he bi un steckt dat oll Viehhus an. Hätt he?“ „Denn müßt ick aewer irst dat Vieh rutlaten!“ „Unnerstah he sidi! Dat bliwt in!“ „Denn brennt dat ju up!“ „Sall dat ok.“ „Dewer dat is doch nich recht!“ „Wat schert he sidi üm recht un unrecht! Dat sünd mien Saken! Also he stickt dat an un geiht denn weg. De Dörn mak he vörher gaud kau von binnen. Un wenn em einer nah wat fragen sull, weet he narnich von aw! Verstahn?“ „Ja, oewer ick weet nich —.“ „So mak he dat. Denn kriggt he söstlig Daler von mi aw un en nieg Viehhus babenin.“ „Söstlig Daler?“ „Ja, un nu mak he dat sol!“

Am nächsten Morgen fuhr der Gutsherr mit Familie in die Schweiz, ins Bad, wie es hieß. Und am andern Morgen ging das alte Viehhaus in Flammen auf, noch vor Tageszeit. Nur die Pferde knechte waren erst aufgestanden. Das Feuer mußte an allen vier Ecken angelegt sein, denn das ganze Dach war sofort in Flammen. An Rettung des Viehes war nicht zu denken und an ein Löschern erst recht nicht. Schrecklich war das Brüllen der todescheuen, gequälten Tiere anzuhören. — Zwei Tage später kam der Guts herr. Sein Verwalter hatte ihm Bescheid gegeben. Er ließ der Angelegenheit sofort polizeilich nachgehen, aber die Untersuchung verlief erfolglos. So mußte ihm die Versicherung alles Vieh und die Scheune mit hoher Prämie auszahlen. —

Wieder war es an einem Mittwoch, wie der Guts herr etwa drei Wochen nach dem Brand aus dem Fenster auf den Hof schaute. Er sah den alten Strohmann wieder seinem Raten zusteuern, aber ihm wollte scheinen, als läge tiefe Kummernis auf dem sonst so zufriedenen Altgesicht. „Sr, Stohlmann, kam he mal her!“ Gleich darauf kommt der Alte in die Stube, den Hut in den Händen. „Dat heft he recht mak, Stohlmann, dat Anbänden, mein ick.“ „Nee, Herr, dat wer n ich recht.“ „Se meint, „he heft de söstlig Daler noch nich? Hier, kumm he, un denn swieg he!“ Mit müdem Lächeln ließ der Tagelöhner das Geld in die Hosentasche gleiten und verschwand sachten wieder.

Keine acht Tage waren vergangen, da sah der Guts herr eines Mittags den Alten eiligen Schrittes auf das Herrenhaus zukommen und sich melden. „Er mag kommen.“ „Gauden Dag, Herr. Wat ick meen, hier sünd de söstlig Daler wedder!“ „Wecker

„föstig Daler?“ „De ick krägen hew von den Herrn. Dat weert doch nich recht. Uemmer und ümmer wadder hör ick dat Brüllen nachts in'n Slap. De Offen un Köh stahnüm mien Bedd un klagen mi an —.“ „He is woll narrsch worden, Stohlmann!“ „Mag sien, Herr. Dewer ein gaud Gewissen is mihr wert as' föstig Daler. Hier is dat Geld. Ick will dor nig mihr mit tau dauhn hewn.“ Er warf die Münzen auf den Tisch und eiste seufzend hinaus.

Sechs Wochen später erhielt der Gutsbesitzer eine Einladung zum Termin auf das zuständige Ritterschaftliche Gericht in Wittenburg. Er trifft neben dem ihm bekannten Richter auch seinen Tagelöhner Stohlmann, der ein freiwilliges Geständnis abgelegt hat: Er, Stohlmann, hat mutwillig das Viehhaus auf Befehl seines Herrn in Brand gesteckt und fünfzig Taler dafür erhalten. Der Edelmann ist außerordentlich entrüstet über diese beleidigende Aussage und erklärt, der alte Viehfütterer und seine Kinder, welche gleichfalls bei ihm in Brot stehen, sind wiedlöstige Leute, Simulanten, und der Angeber hier ist schon direkt geisteskrank und muß für unzurechnungsfähig erklärt werden. Und so geschah es.

Vier Wochen später saß der alte Stohlmann mit seinen vier Kindesfamilien im Zug. Er hatte der Heimat Lebwohl sagen müssen und fuhr um seines guten Herzens willen einer neuen Welt, Amerika, entgegen, wohin sein Brotherr ihn abschoß.

Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Auf der außerordentlichen Mitgliederversammlung unseres Landesvereins am 2. Oktober wurden die Satzungen neu beraten. Die wichtigsten Punkte dieser neuen Satzungen sind folgende: Der Zweck unseres Vereins soll durch folgende Mittel erreicht werden:

1. durch Förderung der schon bestehenden, durch Anregung neuer Wohlfahrts-Einrichtungen und durch Beeinflussung der öffentlichen Wohlfahrts-, Gesundheits-, Bildungs- und Heimatpflege und ihrer Einrichtungen entsprechend den Bedürfnissen des flachen Landes,
2. durch Sammlung und Verwertung der auf diesem Gebiet gemachten Erfahrungen,
3. durch Gründung einer Geschäfts- und Auskunftsstelle, verbunden mit einer Fachbibliothek und einem Lichtbilder-Archiv,
4. durch Veranstaltung von Versammlungen, Vorträgen, Ausstellungen und dergleichen zur Belebung des Verständnisses für die Vereinszwecke, insbesondere durch Abhaltung von Heimatfesten (Vorstagen) und Heimatabenden,
5. durch Förderung oder Herausgabe eines Fachblattes,
6. durch Bildung von Sonderausschüssen für besondere Zwecke,
7. durch Begründung von Gemeinde-, Bezirks- und sonstigen Vereinen für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege.

Ferner betrachtet es der Verein als seine Aufgabe, in der städtischen Bevölkerung das Verständnis für die Lebensbedingungen und besondere kulturelle Bedürfnisse der Landbevölkerung zu wecken und zu fördern und die Gegensätze zwischen Stadt und Land zu überbrücken.

Von den übrigen Paragraphen ist erwähnenswert, daß der Gesamtvorstand einmal aus den Vorsitzenden der Unterausschüsse in den Amtsbezirken besteht, zu denen dann noch 20 von der Mitgliederversammlung gewählte Mitglieder hinzukommen können.

Dieser Gesamtvorstand wählt auf fünf Jahre einen Engeren Vorstand bis zu 12 Personen, und dieser Engere Vorstand wählt dann einen Geschäftsführenden Vorstand von 3 Personen.

Der Unterausschuß Güstrow des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege tagte unter Vorsitz von Gutspächter Wiese-Zietlik in Güstrow. Im Brennpunkt der Besprechung stand die Stellungnahme zu den nichtmecklenburgischen Siedlern und zu der von ihnen und hinter ihnen stehenden Organisationen geschaffenen kulturellen Lage. Man einigte sich dahin, daß man den Siedlern, die bereit sind, sich unserem Volkstum einzugliedern, größtes Entgegenkommen zeigen müßte, ja, ihnen in jeder Weise von seiten des Landesvereins aus hierbei behilflich sein müßte; soweit sie aber dieses Bestreben nicht zeigten, sich vielmehr als landfremde Enklave betrachteten und von ihren Führern vor jeder Vermengung mit den Mecklenburgern gewarnt würden, müßte man ihnen gleichfalls die kalte Schulter zeigen, bis sie sich eines Besseren besonnen hätten. Wo konfessionelle Gegensätze mit einer missionierenden Absicht in das Land getragen würden, genüge bloße Abwehr nicht, sondern müsse der Landesverein durch Konzentration aller heimlich-epangelischen Kräfte mit allen Mitteln für die Erhaltung heimischen Volkstums eintreten. Die Einrichtung von Landkindergärten auf dem Lande nimmt insofern greifbarere Formen an, als von seiten einer Feuer-versicherungs-gesellschaft Gelder zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen zur Verfügung gestellt sind, da nachweislich in den letzten Jahren gerade in Mecklenburg viele Brände durch nicht beaufsichtigte, noch nicht schulpflichtige Kinder entstanden sind. Die Ausbildung der Hörnerinnen soll im Einvernehmen mit dem Landesverein für Innere Mission geschehen. Pastor Schulz-Badendiek berichtete über die bereits in Pommern bestehenden Erntekinderheime.

Auf Anregung von Propst Koch-Güstrow wurde die Frage der Beschäftigung Erwerbsloser durch Handfertigkeiten aller Art eingehend behandelt. Dr. Priester-Rostock berichtete über Ausbildungseinrichtungen im ländlichen Hausfleiß, die bisher vom Landesverein getroffen wurden und die sich auf Naturholzarbeiten, Kellenschneizen, Körbesflechten, Seiler- und Sattlerarbeiten einfachster Art erstreckten. Es wurde hier Zusammenarbeit zwischen städtischer Erwerbslosenbeschäftigung und dem Landesverein zur Verfügung stehenden Kräften angebahnt.

Ueber den Verband für ländliche Jugendarbeit als Unterverband des Landesvereins wurde mitgeteilt, daß Vereine aller Art auf dem Lande, die keinem andern Verbande angeschlossen sind, mit einem geringen Beitrag diesem Verband sich anschließen können, wodurch ihnen manche Vorteile erwachsen.

Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler.

Unser Freund Hans Timm, Kneese, verlobte sich mit Fräulein Elise Lindemann, Mustin. Herzliche Glückwünsche.

Bücherstiftung für die deutsche Jugend.

Der Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen teilt mit, daß er die Durchführung eines Bücherstiftungswerkes für die deutsche Jugend übernommen hat, das vom Reichsverband zusammen mit der Deutschen Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin, errichtet werden soll. Der Reichsverband ruft die deutsche Öffentlichkeit auf, sich an diesem Hilfswerk für die deutsche Jugend zu beteiligen, da die Gaue und Ortsgruppen des Reichsverbandes nicht in der Lage sind, die Jugendherbergen in den nächsten Jahren mit guten Büchern zu versorgen.

Die Deutsche Buch-Gemeinschaft hat sich bereit erklärt, die üblichen Werbepremien für die Zeit vom 1. November 1931 bis zum 31. März 1932 zu erhöhen. Sie stiftet für jedes neue Mitglied, das ihr in dieser Zeit zugeführt wird, ein vollwertiges, in Ganzleinen gebundenes Werk ihrer Auswahlreihe in einen Büchertrock, der an Jugendherbergen, Jugendheime und Jugendbüchereien, besonders im Grenzland, kostenlos verteilt werden soll. Die Auswahl der Bände liegt in den Händen des Reichsverbandes für Deutsche Jugendherbergen und eines Ehrenausschusses, der sich zur Förderung des Stiftungswerkes gebildet hat. Der preußische Minister für Volkswohlfahrt, der hessische Minister für Kultus- und Bildungswesen,

das württembergische Kultministerium, haben neben Reichspräsident von Hindenburg dies Bücherstiftungswerk auf das wärmste empfohlen.

Die heranwachsende Jugend braucht zu ihrer Ausbildung dringend gute Bücher. Öffentliche Mittel stehen in der heutigen Notzeit für diese Zwecke kaum noch zur Verfügung. Darum ist Selbsthilfe geboten. Die Jugend soll für die Jugend eintreten, die Erwachsenen sollen der Jugend zum guten Buch verhelfen. Darum ruft der Reichsverband alle Kreise, die in der Jugend die Zukunft des Volkes sehen, auf zur tätigen Beteiligung an dem Jugendstiftungswerk. Viele tausend wertvolle Bücher sollen bis zum Frühling 1932 der deutschen Jugend zur Verfügung stehen. Anfragen und Anforderungen von Werbebedruckungen sind an die Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 156/57, zu richten. Der Aufruf wendet sich besonders an alle Freunde des Jugendherbergswerkes, aber darüber hinaus auch an alle, die der Jugend in ihrer geistigen Not helfen wollen.

Bücherbesprechung.

Die Sendung des Nordens. Von Reinhold Wulle. Der Sinn des deutschen Freiheitskampfes. Verlag von A. F. Köhler, Leipzig. 1931. 228 Seiten. In Steifdeckband 2,85 RM., in Ganzleinenband 5 RM.

Wulle sucht die Wahrheit. „Durch unser Volk geht die selbstmörderische Angst vor der Wahrheit, es ist ein Hindämmern, das die Sonne nicht sehen will. Wir aber reißen die Vorhänge auf, uns soll die Sonne mitten ins Anflitz schauen.“ Er folgt der geschichtlichen Entwicklung und findet die Wahrheit nicht in der heutigen Parteilosigkeit, nicht im Kapitalismus noch im Volksweltismus, die er beide Kinder des Liberalismus nennt und Feinde des Einzelbesitzes, nicht in der Romhörigkeit. Er gesteht manchem Führer dieser Weltanschauungen zu, in gutem Glauben gehandelt zu haben — einzelne kennzeichnet er als Egoisten und Betrüger —, aber der Weltwirtschaftszusammenbruch müßte sie zu der Ueberzeugung ihres Irrtums führen, und er fordert von ihnen den Mut des Eingeständnisses, den Bekennermut. Wulles Ziel ist ein neues Deutsches Reich, ein königliches wirkliches „Land der Freien und Frommen“. Dazu ist Voraussetzung die innere Aenderung des einzelnen. Von der Ueberschätzung des Wissens muß der Deutsche wieder zur Wertschätzung der Charakterbildung kommen und damit zu dem mannhaften Willen, „zu verneinen, was verneinenswert, zu vernichten, was vernichtenswert ist“ (R. Wagner), „alles zu bejahen, was dem deutschen Volkstum nützen, alles zu verneinen, was ihm schaden müßte“ (Friedrich Lange). Verantwortungsgefühl, Pflichtbewußtsein, Arbeitsfreudigkeit, lebendige handelnde Religiosität, Lösung vom Materialismus, kurz — die Tugenden des nordgermanischen Menschen, die auch der Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt forderten, muß jeder Deutsche wieder erwerben. Dann — und nur dann — kann nach Körners Wort hell aus dem Norden der Freiheit Licht brechen und aus dem Zerfall unseres Volkes ein neues Reich entstehen.

Die Sprache des Buches ist klar und anschaulich. Zuweilen erhebt sie sich zu dichterischer Höhe. Einzelne Sätze stehen wie Berge. Daß hier und da auch ein Keulen Schlag fällt, liegt in der Kampfnatur des Verfassers begründet. „Deutsch sein heißt ein Kämpfer sein.“

Das Buch wird nicht alle Gegner überzeugen. Aber lesen sollte es jeder, der sich noch einen Deutschen nennt. Ohne Gewinn wird es keiner aus der Hand legen.

W. Zierow.

Bezugsbedingungen: Die „Mecklenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Der Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1,50 RMart. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, Tessiner Chaussee 26. Das Geschäftszimmer der Redaktion befindet sich Alexandrinenstraße 92. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 27 mm breite Kleinzeile kostet 10 Bfg. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Aufschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an Richard Hermes Druckerei, Abteilung Anzeigen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarckstraße 29, Fernruf 3822.

Die Mecklenburgische Heimat

Zeitschrift des Mecklenburgischen Landesvereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, des Vereins Bauernhochschule, der Vereinigung ehemaliger Bauernhochschüler und Bauernhochschülerinnen, der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Schwerin und der Landesjungbauernschaft Mecklenburg-Strelitz

Herausgegeben von Dr. Priester, Rostock

Gedruckt bei Richard Hermes Druckerei, Schwerin i. M.

10. Jahrgang

Schwerin, Dezember 1931

Nummer 12

Inhalt: Predigt über Lukas 15, 11 und folgende. — Ländliche Arbeitsgemeinschaft. — Der neue Waisklo. — Der Landesjugendkulturtag 1931. — Luthung. — Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. — Jungbauernschaft Hessestein. — An all bei Bauernhochschülern und Heimatfrännen

Dannenboomleed.

O Dannenboom, o Dannenboom,
Du heft nich dinesglik!
Wo wuß up Irden woll en Boom,
Dei so as du mien Freud un Droom,
O Dannenboom, o Dannenboom,
Du heft nich dinesglik.

O Dannenboom, o Dannenboom,
Wat lettst du einmal prächtig!
Liggt Geld un Wisch in Snei un Is,
Denn gräunt di lustig Telg un Ries!
O Dannenboom, o Dannenboom,
Wat lettst du einmal prächtig!

O Dannenboom, o Dannenboom,
Du makst de Nacht tau 'n Morgen!
Wat geiht von di för 'n hellen Schien,
Bi Bethlem künnt nich heller sien,
O Dannenboom, o Dannenboom,
Du makst de Nacht tau 'n Morgen!

O Dannenboom, o Dannenboom,
Du büst heil' Christ sien Teiken!
Hei is de wohre Lebensboom,
De Welt ehr Licht un Freudestrom.
O Dannenboom, o Dannenboom,
Du büst heil' Christ sien Teiken!

Helmut Schröder.



Predigt über Lukas 15, 11 und folgende,

gehalten im Dom von Pastor Schoof, Schwerin, während der Heimatwoche zu Schwerin.

Wi sünd hier an dissen stillen Sünndagmorgen tosamenkamen, um in uns mecklenborgische Heimspråk dissen Sünndag festlich to begahn. Wi willn uns in disse Nottied up uns sülwst und up unsen Herrgott besinnen und mit enanner bedenken, dat dörch dis Fests uns' Hart fast und uns' Not stark waren sall. So hebben dat in alle Tieden uns' Vörröllern ok dan, se hebben sick upmakt, heben beraden und beslaten und sünd toleht still woren in unsern Herrgott sien Hus'. Aem de leuwe mecklenborgische olle Ort, um uns' nedderdütsche Heimat gäng dat in disse Dag immer wedder, um dat Land, wo wi burn un uplagen sünd, wur wi mit uns' Kinnerhänd in'n Sand speelt hebben, um dat Land, wo wi uns' Arbeit an dan hebben, und dat uns wedder sien Brod gewen heft, um dat Land, wo uns' Dellern in ehr stilles Graw slapen und dat wi so leiw hebben as fänsst keen Land up de Ird. Dorüm hew ick mit vel Gedanken grad de Geschied von den Sön, de sien Heimat verluren heft, as Predigttezt utwählt. Mit de Heimat is dat grad so as mit de Gesundheit: So lang as man se heft, ward dor nich vel up rekent; man wat se wiert is, dat markt man ierst, wenn man se verluren heft. De heilig Geschied verlesst uns, wi licht dat de junge Mann Heimat und Dellernhus upgew. He is gewis wegreden, ahn sick noch einmal umfokticken. Man as he arm und blot, verkösst und verraden wier in de wide Welt, donn keem em dat grofe Heimweh an. Sien blöddigen Tranen wente he, wenn he doran denken müht, wur he so vergnügt und ahn Sorgen mit sinen Vadder an reinen Fisch seten har: Wat he mit sinen lichten Sinn upgewen harr, dor wier he in de Frömd ierst achterkamen.

Wat grippt uns disse heilig Geschied so egenortig an dat Hart? Dor ward so up einmal son egenortig Gefühl in uns' Hart grof; wat will uns dat seggen? Will juch dat utduden: Wi sinn in disse Geschied en Stück ut uns' egen Lewen wedder. Uns is dat ja alltosamen ok mal to eng wesen to Hus, de wide Welt düchte uns so schön, de trök uns mit so veele Mächten, können dat gor nich mihr awtöwen, bel de Reis' los gäng, können dat gor nich verstaen, dat uns' Mudder in de Dör stahn blew, sick mit de Schört de Ogen wischte und uns nahkek, so lang es se uns sehen künn. Villsicht hebben wi uns öwer ok gor nich einmal umkeken — — —. Wat wür wi woll dorüm gewen, wenn wi noch einmal so weglert warn können. Man dat Lewen geiht immer wieder, und blot son still Segen folgt uns nah ut dat Kinnerland, ut de Heimat.

Wi willn mal still stahn und uns dorup besinnen,

wat de verluren Sön enstmaals enst harr und
wat wi harren,
wur he dörch sin egen Schuld so bitter arm wür und
wat ok wi binnen so arm sünd,
wur he mit blöddig Tranen sin Heimat weddersöchte und
wat wi uns' Heimat ok weddersöken möten.

I.

Mal ens wir de verluren Sön so rik; denn he har ne Heimat. Und dorin en ihrenwiertes Vadderhus und en truges Vadderhart, dat em lew har. Keen Wurt klingt in uns' Sprach so as dat Wurd „Heimat“. Dat klingt so einfach und so truhartig. Hest dor mal öwer nachdacht? Wenn dien Vadder, de di so veele gode Lieren mit up den Lewensweg gewen heft, dat du em immer werrer dankbar büst und em immer mier verstahn lierst, ok wenn he all lang slöpt, und wenn de immer slittigen Händ von din Mudder von anner Händ tosamenfolgt sünd, de Leiw kannst Du nie nich vergäten. Dorüm kann de ernsthafte Wunsch, de en beten nahdenkt öwer dat Lewen mit sinen Anfang und sin End, nich los von den leiwem Gott, denn von unsen Herrgott sien grofe Leiw und Barmhartigkeit kümmt all de Leiw her, de wi in uns' Menschenlewen söhnen dörlen. Dorüm is uns de Heimat so lew, wil dat wi hier so truge Leiw sunnen hebben as nie nich wedder in uns' Lewen.

De Leiw is di toirst beegent, as du noch Kind wirst, in din lütt Kinnerbett siepst, und Mudder denn ganz lising ran keem, sick dornah ümseege, ob du all inslapan wirst, di de Hand up de Stirn lād und sād: Nu slap man got — — —. So selig sünd wi nahten nie wedder inslapan.

De Leiw is uns beegent, wenn wi all as Kinner dor üm Mudder eten Disch seten und se harr wat Godes, wat Besonderes to eten, üm uns ne Freud to maken; denn grepen wi all to, bet wi dat ahnig würrn, dat Mudder sick nicks nahmen har. Wi gewen ehr denn en Stück hen, öwer se gew uns dat wedder und sād: Wi sölln dat man all nehmen. Dat dat ne Leiw wier, de sick sülvst verget und blot an uns dachte —, de Insihten hebben wi irst später kregen.

De Leiw is mennig enen unner uns beegent, as de lütt Broder storben wir, und Mudder denn nahstens de lätten Hemden und Strümp to hopen lād und up jedes Stück ne Tran söl. Se nem di in de Schummerstund, wenn de Dag sin Arbeit und Mōh hadd har, an de Hand und gāng mit di dor hen, wo de groten Bōm stahn, wo so veele Minschen slapen, wo dat Lengen nah de Heimat wahn. Ji stānt lang an dat lätte Graw, bet se di wedder lisen an de Hand faten ded, still weggāng und hen Wurd sād.

Künst du woll de Tid vergāten, as du toirst in de Bibel und dat Gesangbok lāsen künst, as Gost di toirst beegent is und di sitdem nich wedder verlaten hedd? Dorüm hārn ok Glow und Heimat tosamē und de Minsch, de sin Heimat verluren heft, de sünd beide glik veel to beduern, denn se drāgen in ehr Hart datsülvig Elend. Künst du sichts de Klocken vergāten, de din Vellern und di in unsern Herrgott sin Hup ropen hebben? Heimat, Vadderhus und Mudderleiw, wur deip sitt uns dat in 't Hart. Bi uns an de Waterkant is dat enen ollen Glowen, dat de Seelid, wenn se up See blewē sünd, sick noch einmal to Hus melden don. Wenn dat Schipp in de hoge See ünnergeht und all dat Lewen mit in de Grund treckt, gahn den Seemann sin Gedanken noch enmal nah de Stād, de em de leiwste is up Irden: nah Hus. Ein Mudder wakt denn to Hus up ut 'n Slap und sād den Jungen mit sin nattes Tūg und so 'n trurigen Blick. Denn weist se, de Jung is blewē und kümmt nich wedder. Wat an dissen Glowen is, wer will dat utdāden? Dat ligt dorin, dat de Heimat de Minschen nich los lāst. Dorüm seggt Gorch Fock: „De Heimat is de Schlötfel to de Seel von den Minschen“.

Uemmer wedder mōt ick an dit Wurd denken, wenn vōr min Ogen dat Bild von enen Rostocker Lihrer upligt, de Professor worden is und Uennericht gew an de hoge Schol. Ji kennst em all ünner den Namen Feltz Stillfried und sin Vok „De Willers-häger Kōsterlād“. Von de Tid, as he nen lāffen Jung wier, vertellst he. He kunn got lihren und sāl up de Schol nah Schwerin. Vōr de Afreis' nehm sin Grovadder, de oll Kōster to Rogahn, em an de Hand, gāng mit em up den Barg vōr dat Dōrp und sād to em: „Du fast nu up de hoge Schol gahn, fast veele Sprachen lihren, de ick nich kenn dau. Wenn du denn veel lihrt heft, kümmt nah nāgen Johr wedder trūg, stigst wedder rup up dissen Barg — ick bān denn woll nich mihr — und seggst denn ut deepen Harten, wenn du din Dōrp mit Scholhus und Kirch in de Grund liggen sād: „Wur is min Heimat schön!“, denn büst du unverbōrben.“

In 'n Sommer beegent mi in Hunsrück nen ollen Mann, de an de söbentig Johr wir. He set ünner en grofe Lind' und von den Plāz ut kunn man wid öwer dat Land wegsehen. De woll giern weten, wur dat wi herkemen. Wat sāngen sin Ogen an to lūchten, as wi em Antwurt stānt. He folgt sin Hānn öwer den Handstock und sād: „Vōr viertig Johr bān ick hierher kamen mit de Kinner. Min Fru slōpt in Friedrichsruh. Jeden Wanderburschen, de hier dōrchkūmt, frag ick, wur dat he herkūmt. Und wenn he seggt, dat he ut Mecklenborg kūmt, denn gew ick em tein Penning. Ick hew ja ok allens verluren und hew mi in de letzten Johren mit veele Mōh so veel upspōrt, dat ick mal in de Ird to Hus to liggen kam.“ De Heimat heft den ollen Mann nich loslaten. Als wi von em weggāngen, harr he noch en Anliggen: Tröstens mi noch ens in uns' plattdātsch Sprak. Dor hew ick em den nägentigsten Psalm vōrbed. Heimat und Glowen, Glowen und Heimat, de hārn tosamē und laten nich von er.

Ut un' leiw Heimat geht so veel mit uns dōrch dat Lewen, dat ünmer wedder mit uns to spreken anhewt. Wenn wi anfangen, beten mihr dorup hentohāren, denn markē wi irst, wur rik dat wi mal west sünd und wat wi all harrn.

II.

Wer öwer sin Heimat upgewen ded, de makt sick sülwst arm. Wir bruken ja blot an den verluuren Sön to denken. Wat wull he denn? Geld und Friiheit. Dower as he sick ümsehen hedde in de wide Welt, as sien Geld und sien Seel up de Eerd liggen deden, dunn wir allens verluren, sien Geld, sien Ihr, sien reines Hart, sien Kinnerglow und sien gode Nam. Har ick dor nüllich enen Bries in de Hand, den hadd en Mudder an eren Jung int Gefängnis schrewen. Dorin stünn: „Dien Brew heft mi veelen Kummer bröcht. Ob du dien Lackschob behollen heft oder nich, dor liggt mi nig an, wenn man dien Liew und dien Seel rein blewen sünd.“

De heilig Schriff seggt: „Mennig en is arm, wenn he ok veel Geld heft und mennig en is rik in grote Armut.“ De is rik, de de grote Leiw to Heimat und Dellernhus fasthollen ded. Dor seet nu de verluuren Sön in de Frömd, von enen Dag ton annern güng em dat ümmer leger, de Not wier gegen em sitten gahn und wiekte nich von em. Und de annern Lüd, de dachten an ehr Geld und an ehr Geschäften. Wat güng ehr de landsfrömd' Minsch an. He kloppt ümmer an en Dör nah de annern an. Dower de Dören gahn ümmer vör em to. Mitleid harr keener mit em. Wenn en Minsch in dat Lewen sollen is, sünd wenig Händ to finden, de em uphåwen dohn. Wat säden se to Judas Ischarioth, as he unsern Herrn verköfft harr, em dat led wier und he den Handel wedder früggängig maken wull? Utlachen deden se em: „Wat geht uns dat an. Dor seh du man sülwen to!“

Wi dat dütsche Volk is ok de grote Not sitten gahn und wickt und wankt nich. Wi bild'ten uns in, wi wieren de ganze Welt in allens vörut. Und wiert' nich so, kemen's nich von öwerall her to uns, hunderte, dusende ut Amerika, ut Japan, von öwerall her und wullen lihren ins uns' hoge Scholen? Und wenn se uns allens awliskt hadden, mit wat för hartliche Würd hebbens uns denn ehren Dank utspraken: Nie nich wullen se vergåten, wat se dütsche Arbeit und dütsche Gelihrsamkeit to danken harren. Man as de grote Not to uns keem, as wi all meenten, de annern müßten und würden uns helpen, dunn is keener kamen. So is 't ümmer wieder mit uns barg dal gahn. Nah Millionen tellen de Dütschen, de giern arbeiten wullen und keen Arbeit finden. De Kinner hebben en engenortig Gebed, mit dat se abends inslapan don: „Leiwe Gott, giww unsern Vadder doch Arbeit!“ Wur sünd de Brunnen, de wi grawen können? Ick weiß blot den enen Weg, dat wi nich de Schuld ümmer blot bi den annern, ne bi uns toirft söken. Wenn wi föhlen, dat wi all binnen arm worn sünd, denn liggt dat mit doran, dat wi altofamen to hoch rutewullen und in alle Stånd öwer uns' Verhältnisse lewt hebben. Twe Deel sünd uns blewen: De Wöhrheit und de Barmhartigkeit. Wenn dat noch enen Weg gewen deiht, de uns altofamen wedder rutbring, denn is dat dormit gewen, dat wi barmhartig gegen uns sülwst sünd, dat wi toirft altofamen, jeder för sick sülben, den Weg to Gott frügfinden dohn. Und denn so wiet, as dat in uns' Kräften steht, de annern, de gegen uns gahn, uns Lindigkeit und Barmhartigkeit föhlen laten. So oft wi uns' Lewen mal ünner unsern Herrgott sien Ogen an uns vörbigahn laten, ümmer wedder warden wi dat fraud, dat ünner all dat, wat de Herrgott uns schickt heft, ümmer en Segen verborgen west is. An uns heft dat legen, wenn wi dat nich ümmer glik inseh'n hebben. Wi meenten, wi können dat Lewen nah uns' Wief' meistern, hebben so veel verkihrt makt, wat annern bi uns wedder to Schick bröcht hebben. Dor heft mennig Nostied in uns' Lewen all Plaz hatt und nu sölln wi menen, dat wi dörch disse Tid nich dörckkeemen?

III.

Und de Utweg? Wi willn noch enmal denken an den armen verluuren Sön, wur he mit bittere Tranen sien Heimat weddersöken ded. He slog in sick. As he so wit ver-sacht wier, as blot en Minsch henkamen kann, as he so hungriq wier, as man en Minsch hungriq sien kann, dor steg vör sien Ogen en lang vergeten Bild up, dat sülwig Bild, wat ok vör uns' Ogen mennigmal grof ward. Sien Tranen sölen int Gras. So luthals wente he und dat Heimweh keem öwer em mit sonne Gewalt, und löf sick dörch nicks mihr frügghollen. To Hus, to Hus! Ken heilig Wurd ut de Bibel is uns woll so nahgahn as dit: „Ick will mi upmaken und to minen Vadder gahn.“ Wer dorüm dat

Minschenlewen mit de ruhigen Ogen ansüt, so as dat uns' nedderdütsch Ort is, de sūt, dat de Not grof is, öwer de kennt ok de Kraft, de grötter is as de Not.

Lewe Fründ! Worüm heft woll uns' Herr Jesus so oft in Oliknissen to uns spraken? Will de Herr nich, dat wi ok öwer dat mal nahdenken sullen, wat he nich seggen ded? De Herr Jesus seggt ok nich, in wekker Absicht de verluken Söhn in sien Vadderhus trüghiren woll. Sollen wi villicht denken, dat he dor dat olle Lewen wedder anfangen will, döör dat he in de Frömd to Grund gahn wier? Ne, wenn dat so wier, denn hadd de Herr dit Oliknis nich vertellt. De Wörd: „Ich will mi upmaken und to minen Vadder gahn“, hebben blof denn enen Sinn, wenn achter ehr de faste Will steiht: „Ich will nahstens min Lewen frisch upbugen. Uemkihr, dat will seggen, en nie Lewen anfangen in Vertragen up unsern Herrgott sien Hülp. Ok de verluken Söhn wüßt, licht würd dat nich sien, Wedderständ würden von alle Sieden kamen. Dat is he glik gewohr worden, as he sinen Zot öwer den Dörenfäll sett hadd und twors bi sinen eigen Broder. Dower he heft dat utführt, wat he sick vörnahmen hedde.

Können wi hier nich veel ut lihren? Ligg dat nich uns nedderdütsche Ort, dat wi ok in de depste Not nich vertwiefeln, ne dat wi mit frisch Kräften doran gahn, uns' Lewen wedder uptobugen? Dor stiggt ganz grof ut Friß Reuter sin „Stromtid“ en Bild vör mi up: An dat Sarg von sien leiwe Fru sitt Havemann. Allens, wat em bisher dat Lewen schön makt heft, is dorhen. Mit den witten Stok möt he a strecken von dat Stück Heimatland, wur he so frug und tag an arbeit hedde. Ein Husrat is verköfft und in alle Wind' gahn. Dat Leiwste, wat he hadd, sien Fru, will he noch to Ruh bringen. Dor kümmt en von de trugen Nahwerslud, leggt em de Hand up de Schuller und seggt: Dowerlaten 'i sich nich sonne stille Vertwiefelung. 'I ward all wedder beter in de Welt.“ Donn richt Havemann sick piel in 't End, kickt em ruhig int Og und wurd em an: „Is dat Vertwiefelung, wenn einer sin Tatkunst fast int Og fat und allemeist doran denkt, sin Schicksal to wennen?“

Mi dücht, ok Havemann hedde in disse Stunn nich allens utspraken, wat em binnen biwegen ded. Is nu mal so uns' mecklenborgische Ort. De depsten Gedanken behollen wi giern bi uns, vör allen Dingen, wenn 'se rupper stiegen nah unsern Herrgott. Wat Havemann den Not in sonne Not gewen ded, wier dat faste Tovertragen to unsern Herrgott sin Hülp. He wüßt, dat de Heilig Schrift seggt: „De Herr is gnädig und barmhartig und vergiwmt Sünn und helpt ut de Not.“

Disse unse leiwe Herrgott schenkt ok uns in sine grote Barmhartigkeit altofamen de Kraft, dat wi mit uns ganzes dütsches Volk ümkihren und seggen: „Ich will mi upmaken und to minen Vadder gahn.“

Ländliche Arbeitsgemeinschaft.*)

(Kulturelle Selbsthilfe auf dem Lande.) Von R. Schmidt - Holtsee.

Viel ist über die Notwendigkeit der Weiterbildung des einzelnen und über die Bildung einer Volksgemeinschaft geschrieben und geredet worden. Und das ist nur richtig. Immer wieder muß die Bedeutung dieser beiden Faktoren für unser Volk allen Volkskreisen eingehämmert werden. Bedeutend schwieriger ist es aber, diese Ideen zu verwirklichen. Dieser Aufsatz soll zeigen, wie wir es in unserem Dorfe versucht haben, den Bildungsstand der Bevölkerung zu heben und gleichzeitig dem Gedanken der Dorfgemeinschaft zu dienen. Da unsere Arbeitsgemeinschaft seit drei Jahren besteht, entstammen diese Gedanken der Praxis und haben sich als durchaus durchführbar erwiesen. Die Vorschläge zur Besserung augenblicklicher Verhältnisse sind also nicht durch theoretische Überlegungen am Schreibtisch entstanden, sondern in mühsamer Kleinarbeit gewonnen worden.

*) Diesen ausgezeichneten Artikel, dem „Jungbauer“ Otto Clausens entnommen, bringen wir für unsere jugendlichen Leser und empfehlen diese Art der Arbeitsgemeinschaft zur Nachahmung.

Um das Wesen und die Bedeutung ländlicher Arbeitsgemeinschaften klar zu zeigen, sei noch einmal auf die Notwendigkeit der Weiterbildung hingewiesen. Die Ansicht, daß nach dem Besuch der Schulz die eigentliche Bildungsarbeit erst beginnt, ist bereits Allgemeingut geworden. Die Schule kann und will nur die Vorbedingungen für eine erfolgreichere Weiterarbeit schaffen. Auch wer die landwirtschaftliche Schule oder das landwirtschaftliche Seminar oder eine Bauernhochschule besucht hat, wird nicht von sich behaupten können, daß seine Ausbildung endgültig abgeschlossen sei. Vor allem wird bei der Gegenüberstellung Fach- und Allgemeinbildung die letztere vernachlässigt. In dieser Hinsicht ist es für das deutsche Bauerntum geradezu tragisch geworden, daß in der Vorkriegszeit die Landwirtschaft mit ihren Wirtschaftsformen hinter der Zeit zurückgeblieben war. Mit aller Kraft wandte man sich daher nach dem Zusammenbruch der Fachausbildung zu. Die Zahl der landwirtschaftlichen Schulen wurde ganz bedeutend erhöht, das mit Recht, denn gerade der landwirtschaftliche Nachwuchs bedarf bei der volkswirtschaftlichen Bedeutung der deutschen Landwirtschaft einer ganz gründlichen Fachausbildung. Die landwirtschaftliche Fachausbildung wendet sich aber vor allen Dingen an den Verstand des Schülers. Die für die Erhaltung und Erstarkung des Bauernstandes und der bäuerlichen Kultur wichtige Gemüts- und Willensbildung kann nicht berücksichtigt werden, da die Lehrpläne der Fachschulen unter einer starken Stofffülle leiden. Diese Aufgabe, die Allgemeinbildung zu heben, das Fühlen und Wollen zu stärken und zu veredeln, fällt der ländlichen Arbeitsgemeinschaft zu. Ihre zweite Aufgabe besteht darin, die Spannung zwischen Stadt- und Landkultur zu verringern. Es ist zwar ein stolzer Gedanke, die Stadt als ein feindliches, verderbliches Mißgebilde anzusehen und daß der Landbewohner seinem Gott dankt, daß er nicht sei, wie jene dort. Diese Einstellung erscheint mir nicht anders als eine Vogel-Strauß-Politik. Eine glatte Vereinigung der Stadt und der Stadtkultur ist eben nicht möglich, denn das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen; die Stadt mit all ihren Neuerungen und Erscheinungen ist Tatsache, und mit Tatsachen muß man rechnen. Städter und Landbewohner unseres deutschen Vaterlandes sind zu einer großen Schicksalsgemeinschaft verbunden. Zu den bestehenden Spannungen politischer und wirtschaftlicher Art noch die kulturelle hinzuzufügen, hieße wahrlich nicht dem Aufbau und der Gesundung dienen. Es wäre am dienlichsten, wenn wir Landbewohner versuchen würden, die Stadt mit ihren Auswirkungen kennen zu lernen und somit zu einer positiven Einstellung kämen, die aber selbstverständlich sehr kritisch bleiben müßte.

Eine weitere Aufgabe der ländlichen Arbeitsgemeinschaft sehe ich in der Vermittlung zwischen Arbeit, Freizeit und Fortbildung. Die amerikanischen Verhältnisse, die Freizeit und Bildung von Arbeit und Beruf trennen, können für uns nicht vorbildlich sein. Sie lassen die Arbeit als notwendige Last empfinden und drücken den Menschen zum Arbeitsklaven und zur Maschine hinab. Gerade bei uns Landbewohnern, die wir zur Hauptsache in der Landwirtschaft und im Handwerk tätig sind, läßt sich die Verbindung zwischen Arbeit und Freizeit herstellen. Diese Verbindung soll aber bewußt hergestellt und gefördert werden. Liebe zum Beruf und Freude an der Arbeit werden der Erfolg dieser Bestrebung sein.

In unserem Zeitalter des Zusammenschlusses, des Gleichmachens und der geistigen Uniformierung hat die Arbeitsgemeinschaft die hohe Aufgabe der Persönlichkeitsbildung zu übernehmen. Schlagwort und Massenjugestion herrschen und die Persönlichkeit unterwirft sich leicht einer herrschenden Idee. Selbstverständlich muß man sich als guter Staatsbürger ein- und unterordnen können, doch die Persönlichkeit muß gewahrt bleiben. Durch selbstbewußte starke Persönlichkeiten wird bei aller Notwendigkeit zur Organisation die verderbliche organisatorische Erstarung verhindert werden können.

Aus diesen Gründen wird sich wohl keiner der Notwendigkeit der Fortbildung verschließen können. Wie sieht es nun in dieser Beziehung in den meisten Dörfern aus? Eine staatliche Regelung

der Erwachsenen-Fortbildung besteht nicht. Nach meinem Empfinden ist sie auch nicht erwünscht. Es muß zunächst örtlich verschieden nach Wegen gesucht und Mittel ausprobiert werden, bevor eine allgemeine Regelung überhaupt in Frage kommen kann. Auch die an vielen Orten bestehenden ländlichen Fortbildungsschulen sind der Aufgabe nicht gewachsen, den Bildungsstand der Gesamtbevölkerung zu heben und die Dorfgemeinschaft zu pflegen. Sie wenden sich nur an Jugendliche einer bestimmten Altersgruppe und bis auf wenige Ausnahmen auch nur an die männliche Jugend. Selbstverständlich sind ländliche Fortbildungsschulen sehr wichtig, aber ihre Aufgabe liegt auf einem ganz anderen Gebiet. Dasselbe gilt von den Dorfbüchereien; an sich sehr wertvoll und wohl befähigt, ihre Leser zu bilden und zu fördern, ist ihre Leserschaft im Hinblick auf die Allgemeinheit noch viel zu klein. Auch führen sie nicht zur Gemeinschaft, denn die vereinzeltten Leseabende, zu denen sich auch bei weitem noch nicht alle Büchereien entschlossen haben, spielen kaum eine nennenswerte Rolle. Welch große Bedeutung aber die Dorfbüchereien in Verbindung mit ländlichen Arbeitsgemeinschaften haben können, werde ich weiter unten zeigen. — Einen wichtigen Faktor im kulturellen Leben ländlicher Bezirke bilden die Jungbauern. Diese aber sollten sich nicht mit Arbeitsabenden innerhalb ihrer Gruppe begnügen, sondern Gründer und Träger ländlicher Arbeitsgemeinschaften auf breiterer Grundlage werden. Soweit ich die Arbeit der Jungbauern kenne, bewegen sich ihre Ziele und Bestrebungen doch gerade auf dieser Linie. Das Beispiel Holtsee zeigt auch, daß eine regsame Jungbauerngruppe wohl den notwendigen Kern einer allgemeinen Arbeitsgemeinschaft bilden kann. — In diesem Zusammenhang muß ich auf die wohl in allen Dörfern zwei- bis viermal im Winter stattfindenden Dorfabende hinweisen. So wertvoll der Dorfabend ist, dient er doch mehr der Erholung und Unterhaltung als einer ernsthaften Weiterbildung der Erwachsenen. Dasselbe gilt von den ländlichen Vereinen, die fast alle die Weiterbildung ihrer Mitglieder in den Statuten festgelegt haben, aber zu keiner praktischen Arbeit in dieser Beziehung kommen und auch nicht kommen können. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß überall in ländlichen Bezirken ernstes Wollen und Ansätze zu gemeinsamer geistiger Arbeit vorhanden sind, daß aber auch alles noch vereinzelt oder planlos und dem Zufall überlassen ist.

Den Kampf gegen die kulturelle Not des platten Landes haben wir in Holtsee im Herbst 1928 durch Gründung einer ländlichen Arbeitsgemeinschaft aufgenommen und bis jetzt durchgeführt. Jungbauern, Fortbildungsschüler und Lehrer bilden das Rückgrat der Vereinigung; Dorfbewohner aller Schichten und Kreise, jeden Alters und beiderlei Geschlechts bilden aber unbedingt die Mehrheit. Zu unseren Abenden erscheinen Bauern, Inszen und Landarbeiter, Kaufleute und Handwerker, Knechte und Dienstmädchen. Anhänger der extremsten Parteien und Bünde kommen zu gemeinsamer Arbeit in der Schule zusammen. Es wird grundsätzlich an jedem Mittwoch, abends von $\frac{1}{8}$ Uhr bis gegen $\frac{1}{11}$ Uhr, gehalten in der Zeit von Anfang November bis zum Beginn der Osterferien. Die starre Festlegung auf einen bestimmten Tag haben wir deshalb getroffen, damit jeder im Dorf und in der Umgebung weiß, heute Abend kann ich zur Arbeitsgemeinschaft gehen, und ich werde den Weg nicht vergebens machen, weil eine Verlegung nicht statthaft ist. Uebrigens dieses häufige Zusammenkommen von Mitgliedern aller Stämme und Berufe des Dorfes bildet schon den Kern einer wirklichen Dorfgemeinschaft.

Jeder Arbeitsabend wird mit Volksliedern eröffnet und beendet; die Texte der Lieder werden mittels Epidiaskop auf eine Leinwand geworfen, und während des Singens begleiten uns musikalische Teilnehmer auf Handharmonika, Mundharmonika oder Trompete. Nach dem ersten Lied werden die Mitglieder kurz durch den Führer begrüßt und dann die Vorträge gehalten, die häufig durch praktische Verjuche, durch Lichtbild und Filmvorführungen lebendiger gestaltet werden. Im Gründungsjahr sind 47 Vorträge gehalten worden, im zweiten Jahr 37 und im letzten Winter haben wir 25 Themen bearbeitet, denn wir haben erkannt, daß wenige Vorträge, die aber etwas mehr in die Tiefe gehen und in der Aussprache gut verarbeitet werden,

uns geistig weit mehr bereichern, als ein buntes Vielerlei. Ebenso wie die Teilnehmer sich aus allen Schichten und Berufen zusammensetzen, so die Vortragenden; um den Rahmen anzudeuten, vom amtierenden Landrat bis zum jungen Handwerkerlehrling. Ein Teil der Vorträge wird von den Lehrern gehalten, aber mehr noch von den Mitgliedern, auch weiblichen, der Arbeitsgemeinschaft selbst. Jungbauern und Bauern sprechen über wirtschaftliche und soziale Fragen der Landwirtschaft. Gerade hier haben die geschulten und im freien Sprechen geübten Jungbauern ihren Mann zu stehen. Meines Erachtens lassen sich die wöchentlichen Tagungen kaum den ganzen Winter hindurch mit Vorträgen besetzen, wenn nicht eine Jungbauerngruppe geschlossen hinter der Arbeitsgemeinschaft steht. Elektrotechniker, Gärtner, Handwerker und Lehrlinge behandeln Gebiete, die ihrem Beruf nahe liegen. Wieder andere berichten über größere Reisen, besonders Erlebnisse, Besuche von Ausstellungen usw. Gerade diese Tatsache, daß die meisten Vortragenden aus dem Dorf selbst stammen, bedeutet schon eine viel regere Verbindung mit den Zuhörern, die einem Fremden gegenüber doch erst eine gewisse Scheu überwinden müssen. Dadurch erklärt es sich auch, daß die Aussprache dann viel ungezwungener und die Veranstaltung tatsächlich zu einer Arbeitsgemeinschaft wird. Daneben kommen Vorträge von Geistlichen aus der Nachbarschaft, von Ärzten, Zahnärzten, Tierärzten usw. auf das Programm. Die Herren von landwirtschaftlichen Schulen, Gärtnerfachschulen, von der Landwirtschaftskammer, dem Tierseucheninstitut, der Landesbrandkasse, der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft und den einzelnen Syndikaten werden um Mitarbeit gebeten. Ich habe überall freundliches Entgegenkommen gefunden; alle sind gern gekommen und haben ihre weitere Mitarbeit zugesagt. Im Schulrat und Landrat haben wir eifrige Förderer unseres Vorhabens gefunden, die sich auch als Vortragende aktiv der Arbeitsgemeinschaft zur Verfügung gestellt haben.

Jedem Vortrag schließt sich gewöhnlich eine Aussprache an. Unbedingte Redefreiheit ist oberster Grundsatz, jeder darf seine Meinung äußern. Nur ein Einmüßigen des Gespräches in parteipolitischen Fahrwasser ist verpönt und wird auch vermieden.

Die unbedrückte Meinungsäußerung der Teilnehmer hat allerdings auch, namentlich nach Vorträgen religiöser Natur, bei Außenstehenden Anstoß erregt. Wir sehen in diesen Aussprachen den Hauptwert unserer ganzen Arbeitsgemeinschaft und versuchen, nach jedem Vortrag dies zu veranlassen. Wie jeder Erfahrene weiß, ist das nicht leicht. Der Geschäftlichkeit des Versammlungsleiters obliegt es, gegenläufige Ansichten hervorzulocken, verschiedene Meinungsgruppen sich bilden zu lassen, die dann gegeneinander argumentieren. Zuweilen ist es nach Vorträgen zu erregten Aussprachen gekommen, deren Dauer sich über eine Stunde erstreckt; manchmal will eine fruchtbare Debatte überhaupt nicht entstehen. Jedenfalls wollen wir vermeiden, daß die Auseinandersetzung mit dem Gehörten auf den Heimweg verlegt wird. Bei der Aussprache bedient sich die Mehrzahl der Teilnehmer der plattdeutschen Sprache. Die meisten Vorträge werden in hochdeutscher Sprache gehalten, leider auch von denen, deren Umgangssprache das Plattdeutsche ist.

Zu Beginn der Winterarbeit werden die Stoffgebiete festgelegt, die nach Möglichkeit während des Winters verarbeitet werden sollen. Da aber jedem Vortragenden freie Wahl hinsichtlich Stoff gelassen wird, kommt es vor, daß einige Stoffgebiete nicht berührt werden können. So kommt es, daß die meisten Vorträge nicht miteinander in Verbindung stehen und das Ganze einen planlosen und bunten Eindruck macht; aber das Leben selbst ist ja nicht anders. Vorbedingung für jeden Stoff ist nur, daß er lebensnah und für alle interessant ist.

Naturgemäß bleibt unsere Bildungsarbeit auf den Winter beschränkt. Wir sind aber bemüht, die Mitglieder der AG. einmal im Sommer zu einem gemeinsamen Ausflug zu erfassen. Auch sind die Dorfbewohner sehr dankbar dafür, daß ihnen die Möglichkeit eines gemeinsamen Besuches von Museen, Gdanzleistungen der Technik und fremden Landschaften geboten wird. Aus eigener Initiative würde die Mehrzahl der Teilnehmer bestimmt nicht zum Besuch dieser Sehenswürdigkeiten kommen.

Finanziell ist die AG. vollständig unabhängig. Wenn auch eine Beihilfe seitens des Staates, des Kreises, der Gemeinde willkommen wäre, so ist sie doch nicht unbedingt erforderlich. In der Zeit der Abdrückung aller öffentlichen Ausgaben ist mit solchen Zuschüssen wohl nicht zu rechnen. Unsere AG. hat sich von vornherein aus sich selbst finanziert. Vor allem müssen nach Möglichkeit größere Ausgaben vermieden werden. Alle Vorträge werden grundsätzlich unentgeltlich gehalten. Bei Verhandlungen mit auswärtigen Rednern wird seitens des Leiters gleich von vornherein auf diesen Passus hingewiesen. Es ist bisher auch noch keine Vereinbarung an dieser Frage gescheitert. Reisekosten werden den Vortragenden nur erstattet, wenn sie ein öffentliches Verkehrsmittel benutzt haben. Fahrten im eigenen oder Dienstauto werden nicht vergütet. Notwendig werdende Verpflegung und Uebernachtung im Dorf lassen sich durch die Gastfreihait der Dorfbewohner regeln. Entstehende Unkosten durch Porto, Fernspreckgebühren, Leihgebühren für Lichtbilder usw. werden am Schluß der Winterarbeit durch die Mitglieder der Gemeinschaft und durch ihre Angehörigen anlässlich des Abschlussesabends, der im Dorfkrug stattfindet, aufgebracht. An diesem Abend, an dem Theateraufführungen der eigenen Theatergruppe, humoristische Vorlesungen und Volkstänze geboten werden, wird ein Eintrittsgeld von 50 Pfg. erhoben. Nach Schluß der Darbietungen wird gesungen nach Handharmonika und Klavier, in deren Spiel sich musikalische Mitglieder der AG. ablösen. Verbunden mit diesem Schlußabend ist eine Verlosung der von den Dorfbewohnern immer reichlich gestifteten Gewinne, wie Handarbeiten der Mädchen, Erzeugnisse der Handwerker, Lebensmittel der Landwirte usw. Die Einnahmen stehen der AG. ungeschmälert zur Verfügung, da der Abschlussesabend keine Unkosten verursacht. Während des dreijährigen Bestehens unserer Arbeitsgemeinschaft haben wir nicht nur alle Unkosten restlos decken können, sondern auch noch jährlich einen kleinen Ueberschuß für die Arbeit des kommenden Winters zurückerlegen können. Eine Bildungsbestrebung, organisiert und finanziert wie vorstehend geschildert, kann man wohl mit allem Recht als eine kulturelle Selbsthilfe bezeichnen.

Natürlich ist die Arbeit in solcher Gemeinschaft für die Mitglieder und besonders für die Vortragenden und den Leiter mit sehr vielen Opfern an Arbeit und Zeit verbunden. Unendliche Kleinarbeit ist erforderlich, um Woche für Woche den Arbeitsabend auszugestalten. Wer aber der Ueberzeugung ist, daß die Landbevölkerung im kulturellen und wirtschaftlichen Gesundungsprozeß des deutschen Volkes an erster Stelle stehen und eine unersehbliche Rolle spielen wird, wird sich gern in den Dienst der Bildungsarbeit stellen und seine Kräfte den Ideen der kulturellen Selbsthilfe widmen. Die Hauptsache ist, daß einmal die Notwendigkeit solcher freien Bildungsarbeit auf dem platten Land von den Dorfbewohnern erkannt wird, dann aber auch, daß nicht allzuviel über die Möglichkeit solcher geistigen Winterarbeit geredet wird, sondern die Arbeit selbst begonnen wird. Unsere Arbeitsgemeinschaft in Holtsee ist nur ein Weg von den vielen, die in mancher Form gute Früchte bringen könnten. Dieser Arbeitsweg hat sich als durchaus gangbar gezeigt. Drei Jahre hat die AG. in aller Stille gearbeitet und sich bewährt, und wir gehen trotz aller widrigen Zeitverhältnisse frohen Mutes an den vierten Winterkursus.

Der neue Wossidlo.

Mecklenburgische Volksüberlieferungen, gesammelt und herausgegeben von R. Wossidlo, Band IV: Kinderreime, 1. Teil. Im Auftrage des Kuratoriums der Wossidlo-Stiftung verlegt von Carl Hinckorffs Verlag, Rostock. Preis 8,00 RM.

Nach 25 Jahren ist endlich der IV. Band der Mecklenburgischen Volksüberlieferungen, auf den alle Freunde des mecklenburgischen Volkstums schon sehnsüchtig warteten, erschienen. Er umfaßt den I. Teil der Kinderreime, nachdem der III. Band, der 1906 herauskam, Kinderwartung und Kinderzucht gebracht hatte. Eine Erklärung für diese lange Unterbrechung gibt Wossidlo im Vorwort des vorliegenden Bandes. Einmal waren es die Restra-Forschungen und die sich aus ihnen

ergebenden Sagensammlungen, die die ganze Kraft des unermüdlischen Sammlers Wosjidlo in Anspruch nahmen. Dann kam dazu eine eindringende Erforschung des heimischen Brauchtums, verbunden mit einer Sammlung der Bauernaltertümer. Hierbei machte vor allem die Trachtenforschung mühsame Erkundigungen nötig. Dann kam der Krieg, in dem Wosjidlo durch andere wichtige Tätigkeit fast völlig von seinem eigentlichen Gebiet abgedrängt wurde. Und nach dem Krieg war es zunächst nicht anders. Wie Wosjidlo hier seine Aufgabe auffasste, hat er in seiner ihm eigenen gemütvollen Art so feinsinnig ausgedrückt, daß ich es hier wörtlich wiederbebe:

„Nach der Beendigung des Krieges sah ich mich einer veränderten Sachlage gegenüber, die neue Anforderungen an mich stellte. In der Erkenntnis, daß es inmitten der nationalen Not eine Ehrenpflicht gerade der volkskundlichen Wissenschaft sei, sich ganz in den Dienst des Volkes zu stellen, sah ich nunmehr meine Hauptaufgabe darin, bei meinen Landsleuten den Stolz auf deutsche Eigenart zu kräftigen und an der Aufrichtung der bedrückten Gemüter zu meinem bescheidenen Teile dadurch mitzuwirken, daß ich ein volleres Wissen von dem Reichtum und der Kraft und der Schönheit Altmecklenburger Volkstums in weitere Kreise trug. Ich hielt Vorträge in der Volkshochschule und in der Bauernhochschule zu Wiligrad, später dann auch im Hamburger Rundfunk, leitete die Trachtenfeste in Güstrow (1922 und 1925), half bei den Heimatfesten in Lübbchen, Malchin und Stavenhagen, trat in enger Verbindung mit der Plattdeutschen Gilde in Schwerin, die sich unter tatkräftiger Führung um eine reiche und würdige Ausgestaltung solcher Feste große Verdienste erwarb, machte Gutsherren und Pastoren, die mich um Rat angingen, Vorschläge, wie Erntefeste in Anlehnung an alte Art zu feiern seien, und nahm an mehreren von den schönen „Dorftagen“ des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege tätigen Anteil. Daneben veröffentlichte ich zahlreiche Proben aus meinen Sagenfunden, schilderte im „Heimatsbuch Mecklenburg“ und an anderen Orten die heimischen Fest- und Jahresbräuche und schrieb, zunächst für den Plattdeutschen Verein in Waren, eine „Fastelabendköst“ und dann die „Buernhochzeit“, die nun auch, wie früher der „Winterabend“, ihren Weg durch Städte und Dörfer der Heimat genommen hat. Zugleich führte ich die Sammelarbeit weiter; nachdem ich durch das dankenswerte Entgegenkommen der Regierung schon 1923 vom Berufsdiensft frei geworden war, konnte ich mich der lieb gewordenen Tätigkeit mit vermehrtem Eifer, der durch überraschende Funde immer wieder neue Nahrung erhielt, widmen. Und je schwerer die Not auf den Seelen lastete, desto freudiger gaben die Alten die Erinnerungen aus glücklicher Jugendzeit her. Das große, vielbändige Sagenwerk reifte langsam heran: ich fing an, einzelne Gruppen fertigzustellen.“

Ueber den Inhalt des vorliegenden Bandes schreibt Wosjidlo folgendes:

„Der vorliegende Band enthält den ersten Teil der Kinderreime. Während ich im dritten Bande das geistige Leben einer mecklenburgischen Kinderstube, wie es sich im Munde der Eltern in Kindererwartung und Kinderzucht äußert, abzuschildern suchte, sollen nun dieser und der folgende Band die Reime bringen, die die Kinder selber im Verkehr miteinander und mit Erwachsenen (bei Bitt-Umzügen) im Munde führen. Es ist, wie ein Vergleich mit den einschlägigen Werken der volkskundlichen Literatur zeigt, die erste umfassende Sammlung solcher Reime, die in Deutschland aus Licht kommt. Sie wird, so hoffe ich, von allen Freunden niederdeutschen Volkstums um so mehr willkommen geheißen werden, als die Hauptmasse der Reime in den Jahren von 1890 bis 1900 zusammengebracht worden ist, als noch vieles in lebendigem Gebrauche war, was heute verschwunden ist. Die hohe Altertümlichkeit vieler Gruppen wird sich jedem aufmerksamen Leser aufdrängen. Jüngere und ganz junge Reime heben sich klar von der älteren Masse ab. Um Umfang und Preis des Bandes nicht ungebührlich anschwellen zu lassen, mußte ich starke Streichungen vornehmen. Alles, was irgendwie den Verdacht der Unechtheit erregte, habe ich unterdrückt. Aber auch die verschiedenen Fassungen echter Reime mußten erbarmungslos gekürzt werden. Alles freilich, was nach der sprachlichen oder kulturgeschichtlichen Seite hin wertvoll erschien, ließ ich stehen.“

Der Inhalt des Bandes zerfällt in 8 Gruppen, diese sind:

1. Neckreime auf Vornamen.
2. Neckreime auf Familiennamen.
3. Bastlöserreime.
4. Laternenlieder.
5. Anrufe an Regenbogen, Sonne und Mond.
6. Ruklaas-Reime.
7. Bittreime der Kinder (Fastnachtreime, Rummelpottreime, Bittreime der Hirtenjungen, andere Bittreime).
8. Abzählreime.

Sehr wertvoll sind die Anmerkungen und das Verzeichnis der für die Anmerkungen wichtigen volkskundlichen Literatur. Auch sind einige Melodien am Schluß des Bandes abgedruckt. Wir bringen nun im Nachstehenden einige Proben der Kinderreime.

Neckreime auf Vornamen.

Johann, spann an, de hatten vör'n wagen, dat jickelt un jackelt den barg hendalen.

Hans, saaf de kaff an'n swanz, saaf s' an'n hinnenbeen, smief s' an'n schoosten.

Jogen mit de groten ogen, mit de groten botterflöten, kann den'n düwel ut de höll stöten.

Neckreime auf Familien - Namen.

Meier legt eier wol achter dat schapp, donn keem de uul un maakt se suul, donn keem de kreih un maakt s' intwei.

Bastlöserreime.

Jabian Sebastian, laaf mi de widenflaut afgahn.

Laternenlieder.

Laue laue littlittlitt, en oll mann up'n fütthierd sitt, in de düüster kamr mit den blanken hamer, u. a. m.

Wenn wir an die Zeit unserer Kindheit zurückdenken, werden wir hier viele alte Freunde wiederfinden. Die lieben Erinnerungen an die schönen, herrlichen Kinderjahre werden mit ihnen wieder wach. Bilder treten vor unser geistiges Auge, die mit den Reimen die ganze damalige Umwelt wieder entstehen läßt: Der alte treue Freiarbeiter aus Wismar, der uns Gutskinder so gerne neckte, ich höre noch sein „Herrmann schlag Lermann.“ Oder die fröhlichen Tagelöhnerkinder, mit denen uns, solange wir noch einen Hauslehrer hatten, fast jeder Nachmittag im Spiel vereinigte. Dann wurde beim Versteckspiel nicht anders abgezählt als:

„Eine meine mink mank
pink pank kling klang,
ose pose wacke di,
eier weier weck.“

Wenn auch selbstverständlich viele Reime keinen Anspruch auf tieferen Sinn machen, so darf man doch an dieser einfachen Dichtkunst nicht achtlos vorübergehen, und das ist ja das Große an Wossidlo, daß er alles, was irgendwie zum Volkstum gehört, aus dem Volke herauszuholen versteht, liebevoll hegt und uns dann daran teilnehmen läßt. Das Einzigartige an Wossidlo ist, daß er nicht nur die Gesehe volkstümlichen Denkens beherrscht, sondern daß er in geradezu dichterischer Weise alles verklärt. Er forscht und schreibt nicht nur mit dem Verstand, sondern mit seinem Herzen. Wer Wossidlo auf der 25jährigen Jubiläumsfeier des Heimatbundes im September d. J. in Schwerin hat sprechen hören, der wird mir recht geben, wenn ich sage: „Wossidlo ist nicht nur ein Sammler und Forscher, er ist auch ein Dichter.“

Ich glaube, ich brauche nun nicht mehr den Lesern der „Heimat“ zuzurufen: „Kauft Euch diesen IV. Band. Es ist ein schönes Weihnachtsgeschenk, zu dem Ihr immer wieder greifen werdet, gerade in dieser trostlosen Zeit, um Euch in die schöne Kinderzeit wieder versenken zu können!“

Pr.

Der Landesjugendbauernntag 1931.

Unser erster Landesjugendbauernntag der Landesjugendbauernschaft Mecklenburg-Schwerin E. V. wurde für uns ein großer Tag, so daß wohl alle Teilnehmer besonders in dieser ersten Zeit stets dankbar seiner gedenken werden. Nun liegen diese Stunden inneren Verbundenseins wieder hinter uns, und wir dürfen einen Rückblick tun.

Die beiden Tage verliefen pünktlich dem Programm entsprechend. Ein großer Teil der auswärtigen Gäste versammelte sich 15,30 Uhr am Bahnhof in Güstrow, um mit einem Personenautobus in das Dorf Kriškow hinauszufahren. Die meisten Teilnehmer waren dort schon anwesend. Im Gasthof Ziemer war eine große Kaffeefasel gedeckt, an welcher in fröhlicher Unterhaltung Wiedersehen gefeiert wurde. Herr Pastor Schlüter begrüßte hier alle auswärtigen Gäste und hieß uns alle herzlich willkommen im gastfreundlichen Kriškow.

Nach der Kaffeefasel begann sofort die Vertreterfrühung, in welcher einige organisatorische Fragen erledigt, vor allem aber die Schulungstage in diesem Winter besprochen wurden. In Zusammenarbeit mit den landwirtschaftlichen Schulen, dem Thüneninstitut Rostock und den Vereinigungen ehemaliger landwirtschaftlicher Schüler wird in allen Kreisen gleich nach Weihnachten mit dieser Schulungsarbeit begonnen. Die erste Schulungstagung findet wahrscheinlich im Januar in der Bauernhochschule Willigrad statt. — Die Tagesordnung konnte bis zum Abend nicht erledigt werden, so daß der Landesführer sich gezwungen sah, die Fortsetzung auf den Sonntag um 9 Uhr festzusetzen.

Den Abend schenkte uns die Jungbauernschaft Kriškow einen gutgelungenen Unterhaltungsabend, welcher von allen umliegenden Ortschaften und den Kriškower Einwohnern sehr stark besucht wurde. Herr Pastor Schlüter leistete diesen Abend mit einer der ersten Zeit entsprechenden Ansprache ein. Zwei hübsche Theaterspiele hatte die Kriškower Jugend eingeübt. Ein sehr fröhliches mecklenburgisches Erntefest sowie eine lustige und auch lehrreiche Gerichtssitzung kamen zur Aufführung. Wie schon so oft, spielten die Kriškower und Kuhser Jugend glänzend, so daß die natürliche Fröhlichkeit der Spieler bald alle Zuschauer ergriff. Dankbar war man auch den Worten Dr. Priesters, welcher zwischen den beiden Theaterstücken zu uns sprach und alle mahnte, in der Zukunft in allen frohen und vor allem auch ersten Stunden fest zusammenzustehen, damit echte Dorf- und Volksgemeinschaft wieder in deutschen Landen lebendig würde und wachse. Nicht vergessen darf weiterhin werden, daß die Vorführung hübscher Volkstänze eines dörflichen Volkstanzkreises großen Beifall fand. Nach den Theaterstücken fand dieses gute Beispiel auch dann schnell seine Nachahmung. Jung und alt blieb noch bis in die späten Nachstunden beisammen und erfreute sich an deutschen und alten Volkstänzen.

Allen denen, welche uns diesen schönen Abend besicherten, aber auch weiterhin allen Kriškowern und Kuhsern, welche uns so gastfreundlich aufnahmen, sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt.

Der Sonntag brachte uns dann wohl die wertvollsten Stunden. Der Gottesdienst, von Herrn Pastor Schlüter gehalten, die Vorträge von Herrn Pastor Wilm und Herrn Gänther waren uns drei große Erlebnisse.

Der ganze Sonntag stand unter der entscheidenden Frage: „Wie erkämpfen wir uns unseren Gottesglauben wieder, welcher uns die Kraft wiedergeben soll, alle die schweren Aufgaben der Zukunft zu meistern.“ Die große Persönlichkeit Luthers, des großen Kämpfers um das deutsche Gewissen, wird uns so unter der Führung Schlüters-Wilms-Gänthers nicht nur eine geschichtliche Tatsache, sondern wird uns wieder ein ganzes Erleben der Not des deutschen Menschen und dann der großen Freiheit eines Christenmenschen. Das Truglied: „Ein feste Burg ist unser Gott . . .“ wird uns wieder zum Kampflied.

Herr Pastor Wilm aus Potsdam legte uns das deutsche Denken und Trachten dieser Tage in klarer, schlichter Form, aber darum um so eindrucksvoller vor Augen.

Es wurde im alten Luthergeist ein ganz offenes Wort gesprochen, vor welchem es kein Ausweichen gibt. Aus dieser bis ins Letzte ehrlichen Erkenntnis unserer großen Halbfheiten und Schwachheiten klang dann das eiserne Muß zum Gehorjam der Stimme des Gewissens, als der Stimme Gottes, gegenüber.

Herr Gänther packte uns noch einmal mit dem Thema „Aufgaben deutschen Jungbauerntums“ ans Herz. Der Bauer, der Sohn der Scholle, vom kleinsten bis zum größten, ist der Träger einer hochwertigen Kultur und braucht sich von der Zivilisation der Großstadt nicht imponieren zu lassen. Bauernstolz und Bauernsitte trägt den gesunden Kern deutschen Denkens, wenn sie noch gelebt werden. Aus reichem Wissen zeichnete uns Herr Gänther die großen Bindungen aus Blut und Boden unter der Hand eines allmächtigen Gottes. In seinen großen Grundgedanken deckt sich der Vortrag des Herrn Gänther klar und bestimmt mit denen seines Vorredners.

Unter dieser Schulung nun formt sich immer stärker die neue bäuerliche Haltung im Kampf um Blut und Boden in unserer mecklenburgischen Landjugend, welche sie fähig machen wird auch für das Höchste, den Glauben an den großen und gerechten Gott, und mit ihm für die deutsche Heimat den ganzen Menschen einzusetzen.

Am Anfang der Tagung sprachen Herr Dr. Wendhausen, der Vorsitzende des Meckl. Landbundes, und Herr Palm vom Reichsjunglandbund in Berlin grüßende und mahnende Worte zu uns, welche dankbar aufgenommen wurden. Letzterer gab auch noch in kurzen Zügen Einblick in die jungbäuerliche Arbeit der anderen Länder des Reiches und in die Tätigkeit des Reichsjunglandbundes, was für uns sehr lehrreich war.

Die in der Tagung begonnene Aussprache wurde bis spät in die Abendstunden in kleinem Kreise fortgesetzt. So konnten noch freundschaftliche Bande enger geschlossen werden. Mit dem Versprechen, sich bald hier und da im Lande in kleinerem Kreise wieder zusammenzufinden, schieden schließlich die Lezten voneinander.

Im ganzen gesehen, kann man drum wohl ohne Uebertreibung dankbar sagen, daß unser Landesjungbauerntag größte innere Sammlung geworden ist, welche, so Gott will, bald ihre Früchte trägt.

Landhunger.

Landhunger. Gedanken über Boden und neues Bauerntum von Wilhelm Scholz. Bündischer Verlag, Heidelberg. Geh. 2,50 RM.

Bei dem Wirrwarr der heutigen Zeit ist es schwer, sofern man selbst den inneren Maßstab verloren hat, sich durchzufinden. Und wer hätte diesen Maßstab heute wohl noch ganz? Zerbrosene Teile finden sich überall in Stadt und Land. Wenn wir das Buch „Landhunger“ gelesen und auf uns einwirken gelassen haben, müssen wir, wenn wir ehrlich sind, bekennen: Hier hat einer noch voll und ganz jenes aus Väterzeit überkommene innere Maß, das aufrichtet, zusammenhält, das Schlechte vom Guten scheidet, das die Kraft und den Glauben gibt, rücksichtslos zwischen Tod und Teufel dem gesteckten Ziele zuzustreben. Es ist ein Buch, das geradezu zur Tat herausfordert. Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt die Grundrichtung des Buches:

1. Wo steht Deutschland? 2. Umstrittene Wege in die Zukunft; 3. Landhunger; 4. Landhungerige: Bauerntum, Artamanen, Jugendbewegung, Anhänger der Rassenlehre. 5. Selbsthilfe der Landhungerigen: Die Menschen der Selbsthilfe. Die Mittel. Die Art der Siedlung. Das Bodenrecht. Die Sippe. 6. Ausblicke: Boden und Volk, Boden und Staat, Boden und Bildung, Boden und Kultur, Boden und Weltanschauung. 7. Die Scheidung.

Einige Sätze mögen Einblicke in das Werk gestatten:

„... Der Mutterchoß eines wiedergeborenen Deutschlands heißt Boden und Bauerntum ...“

„... Der deutsche Kampf ist noch in einen anderen Irrtum verstrickt. In jedem bedrohten Körper sind zugleich Abwehrkräfte und Neubaukräfte wirksam. Für den so schwer bedrohten Volkskörper heißt das, daß Abwehrkräfte vorhanden sein müssen, die die drohende Zersetzung verhindern, das eindringende Gift aufhalten, binden und wirkungslos machen, und Aufbaukräfte, die Neues schaffen. Das erstere erfordert Zähigkeit, Widerstandskraft, Beharrungsvermögen, kurz die Tugenden, die im Waffenkampfe die Landwehr und den Landsturm auszeichnen. Für den geistigen Abwehrkampf eines Volkes ist das ein in sich gefestigtes, tief verwurzeltes Bürgertum und Bauerntum, das dem Händlergeist, der Versorgungslust, der Bequemlichkeit, der Entfittlichung widersteht. Das andere erfordert Drang, Angriffsgeist und Schöpferkraft. Nun verlagte der erstgenannte Teil unseres Volkes, der natürliche Träger dieser so dringend notwendigen Eigenschaften, so sehr, daß ein großer Teil der Aufbaukräfte, das ist das junge, bewegliche, angriffsfreudige schöpferische Geschlecht, heute zum Widerstand verwendet, zur Abwehr angezogen werden muß. Wegen der Brichtigkeit des älteren Geschlechts volksfremden und volkszersehbenden Pseudo-Ideen gegenüber ist nun das junge weithin so geschwächt, gefährdet und bereits erkrankt, daß von ihm auch nur noch ein Teil gesund und kampfesfreudig ist. Und dieser Teil muß, weil die Alten nicht unerbittlich hart, streng und zäh gegen alle Verwahrlosung des Geistes und der Sitte, gegen alles Unrecht eines wuchernden Kapitalismus auftragen, heute Theater- und Kinovorstellungen sprengen, um die Lust wieder etwas zu reinigen, muß im Straßenkampf verbluten, muß über Vergangenheit räsonnieren anstatt alle seine junge Schöpferkraft in die deutsche Zukunft hineinzuströmen. . .“

„... Die Landwirtschaft ist im heutigen System nichts weiter als geduldet und die amtliche Vertretung der Landwirtschaft hat sich mit diesem Zustand der Duldung leider mehr oder weniger abgefunden. Das zeigt sich darin, daß sie in der Hauptsache ihre Aufgabe darin sieht (innerlich längst auch vom Versorgungsgedanken angefressen wie die andern Kreise), diesen Zustand nur eben noch erträglich zu machen. Das heute in allererster Linie landwirtschaftlich, und nur noch in geringem Umfang bäuerlich denkende Bauerntum ist vollständig in die Abwehr gedrängt. Es sieht seine Aufgabe mit der Abwehr erfüllt und das ist sein Schicksal. Es kommt ihm der Gedanke des Angriffs gar nicht mehr in den Sinn. Das Bauerntum, oder richtiger die Landwirtschaft, hat, bei aller parteipolitischen Rechtsfärbung, vollständig mit der Zeit gehend, sich auf den Standpunkt des Liberalismus gestellt, hat das „Ich“ vor das „Wir“ gestellt, und lebt nun in dem Wahne, daß viele ich-schreibende Individuen von selber ein lebenskräftiges „Wir“ einen Stand oder sogar ein willensstarkes Volk ergeben. Auf dem Ich-Standpunkt stehend, ohne Idee lebend, kommt es gar nicht mehr auf den Gedanken, statt der Abwehr politische Neugestaltung nach bauerntümlichen Gesetzen zu wollen und auf kulturellem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet zum Angriff überzugehen. Aus seinem liberalistischen Ich-Standpunkt heraus kann es gar nicht mehr dazu kommen, auch wenn es die seelische, geistige und wirtschaftliche Kraft dazu noch aufzubringen imstande wäre. Da nun nicht landwirtschaftlichschützende Gesetze, sondern allein bauerntümliche Rechtsgrundlagen den Bauernstand erhalten und den Dauerbestand des ganzen Volkes gewährleisten können, so ist mit der Abwehr für die deutsche Zukunft nichts getan, sondern ist der Angriff des bauerntümlichen Vordruckes, allerdings natürlich nur auf Grund völliger bäuerlicher Pflichterfüllung, mitten hinein in das sich so sicher fühlende, wirtschaftskapitalistische, mehrheitspolitische System, die einzige Möglichkeit, die einzige Hoffnung auf Wendung der Dinge in Deutschland. Es ist eine alte Erfahrung, nur ein Neues, nur ideengetriebene Kraft, kann einen Angriff vortragen, kann für mehr kämpfen, als für das persönliche Wohlergehen, und nur der ideengelebene, zielbewußte Angriff bürgt für Neugestaltung und Neubau, weil er Schöpferkraft in sich birgt. Und darum ein neues Bauerntum. . .“

„... Der Boden verlangt und bedingt nicht nur ein neues Erziehungs-, sondern auch ein neues Bildungsziel. Aus einem Bauerntum, das wegen der ohne alle Frage sehr zahlreich erwachsenden

Feinde geistig auf hervorragender Höhe stehen, dabei widerstandsfähig und gegenüber Versuchungen und Lockungen fast instinktmäßig ablehnend sein muß, ergibt sich von selbst ein bauerliches Bildungsziel. Es heißt: der einfache und klare Kopf, nicht das komplizierte Gehirn . . .“

„ . . . Die Kulturaufgabe eines jungen Bauerntums ist nicht, die städtische Kulturerfaltung mit Gewaltmaßnahmen zu verhindern, das ist die Aufgabe des gesund gebliebenen Städters. Seine Aufgabe ist, wieder echt zu werden in der eigenen, der artgemäßen, der bodenfälligen Kultur . . .“

„ . . . Wer heute auf eine neue Reformation hofft oder, im strengen Eigensinne dazu, alle weltanschaulichen Fragen ausgeschrieben wissen will, der hat noch nicht erkannt, daß wir heute, ob es der Einzelne will oder nicht, bereits im Anfang eines weltanschaulichen Freiheitskampfes stehen. Auch heute wird er wieder auf dem volkstümlichsten Gebiete ausgefochten: es ist heute das der Wirtschaft. Ging es damals darum, das Recht zu erkämpfen, mit seinem Gott unmittelbar auf du und du zu stehen, so geht es heute darum, da nunmehr jedem, der es haben will, jenes Recht zugefallen ist, daß wir die Befreiung erkämpfen von der Gewaltherrschaft des Profitwahnens und der Profitprediger. Der Kampf geht darum, zu unserer Leistung wieder auf „du und du“ treten zu dürfen, in unserer Leistung und all unserem Tun nicht etwas sehen zu müssen, das nur Sinn hat, wenn es Rente, wenn es Ertrag, wenn es „Wirtschaftswerte“, wenn es Profit bringt, sondern daß wir wieder zu ihm stehen dürfen als zu etwas, das wir aus freien Stücken tun, zu ihm stehen dürfen als zu einer sittlichen Tat. Frei zu sein im Denken, darum ging es ehemals. Frei zu sein im Tun, darum geht es heute . . .“

„ . . . Der deutsche Boden reicht nicht aus für ein bodenhungrig und wieder bodenfüchtig gewordenen junges Geschlecht. Aber die Innensiedlung allein ist es, die den Sinn wecken kann für Raumpolitik, die Bahn brechen kann den Gedanken, die über die deutschen Grenzen hinausgreifen . . .“

Diese wenigen Proben, die nur einen schwachen Einblick in die Tiefen des Buches ermöglichen, mögen gerade im Jungbauerntum die Anregung auslösen, sich dieses Buch zu Weihnachten auf den Gabentisch legen zu lassen und sich mit ihm auseinanderzusetzen, denn hier geht es nicht um Gegenwart, sondern um Zukunft. — Wir sind dem Verfasser dankbar für seine Schrift, weil sie uns das Maß wiedergibt, von dem eingangs gesprochen wurde.

Fr.

Landesverein für ländl. Wohlfahrts- u. Heimpflege

Entschließung.

Der Gesamtvorstand des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimpflege stellte in seiner am 2. Dezember abgehaltenen Sitzung, an der vom Mecklenburgischen Landesverein Dr. Priester teilnahm, mit lebhaftem Bedauern fest, daß die an sich durchaus notwendigen Sparmaßnahmen auf dem Lande zur Einschränkung oder Aufhebung von Einrichtungen geführt haben, die für die Entwicklung des Landlebens von größter Bedeutung sind. Ländliche Schwesternstationen und Fürsorgerrinnenstellen werden aufgehoben; Kindergärten läßt man eingehen. Die kaum ins Leben getretene Mädchenfortbildungsschule muß vielfach ihre Tore schon wieder schließen, und auch Knabenfortbildungsschulen gehen in großer Zahl ein. Durch Aufhebung kleiner Volksschulen droht manchen Dörfern der Verlust ihrer einzigen Bildungseinrichtung.

Diese Maßnahmen erscheinen um so weniger berechtigt, als ihr Einfluß auf die Geldwirtschaft recht geringfügig ist.

Eine Wiederbelebung der stillgelegten oder stark beschnittenen Einrichtungen ist mit möglicher Beschleunigung zu erstreben. Sie ist möglich, wenn man grundsätzlich die Einrichtungen in ihren Formen und den angewendeten Mitteln durchaus den

ländlichen Gegebenheiten anpaßt. Dadurch läßt sich die bisher vielfach vernachlässigte ländliche Bevölkerung für die Arbeit gewinnen, und manches wird dann durch freiwillige Tätigkeit gefördert werden können. Um die freiwillige Arbeit anzufachen, ist es notwendig, daß schnellstens die Benachteiligung der Landlehrer beseitigt wird, die darin liegt, daß den alleinstehenden und ersten Lehrern die Sebstständigkeitszulage genommen wurde.

Jungbauernschaft Hessenstein. Bericht über unsere Filmwoche.

Vom 23. bis 28. November veranstalteten wir von der Hessensteiner Jungbauernschaft unter Mitwirkung des Dorfskinos vom Mecklenburgischen Landesverein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege eine Filmwoche. Es wurden Kino-, Musik- und plattdeutsche Vorträge in vier verschiedenen Dörfern abgehalten. Die Abende waren durchweg recht gut besucht, und jung und alt hatten viel Freude an diesen Abenden. Außerdem hielt Herr Franke noch zwei Vorträge in unserer Jungbauernschaft. Den Abschluß dieser Filmwoche, die an die Veranstalter große Anforderungen stellte, bildete ein „Dörpabend“, veranstaltet vom Schliesenberger Possaunenchor, wo auch unser Dorfskino mitwirkte und wo auch die mecklenburgischen Trachten zur Geltung kamen. An diesem Abend wurde der Beweis erbracht, daß so ein Dörpabend wirklich not tut. Es haben uns diese Abende wiederum einen Schritt vorwärts in unserer Arbeit gebracht und möchten wir allen Freunden die Benützung des Dorfskinos warm empfehlen.

W a s m u n d.

An all' dei Buernhochschäulers un Heimatfrünnen.

Leuwe Landsläd!

Herrn Dr. Christin un Dr. Priester hewn all mihrmals up dat Buernmuseum hengewiest. Dat is ne herrlich Sak; dei müßt ünnerstütt't worden. Vål is all dortau dahn worden, man dat fählt noch ünmer an dat nödig Geld. Dorüm hew ick ne Novell den Landesverein schenkt: „Der Schulmeister von Jasseniß“. Wat dorachter stekt, schreiw Herr Dr. Priester kort an mi: „Das Lesen Ihres „Schulmeisters“ hat auch mir viel Spaß gemacht. Ich halte das Werk so für druckreif.“ Dat seggt naug. Nu laß ick fieshunnert Bänker von drucken. Dei maken rund hunnert Mark Unkosten. Dat Stück sall mit 50 Pf. verköfft worden, also sünd 150 Mk. bi dei Uplag dower. Nu bidd ick all' dei Heimatfrünnen: Helpt mit un bestellst ein Bauk! Wenn all' ein bestellen, geiht kein Geld för Reklame weg, un jeder heft dor wat von. Dei 50, mit Porto 65 Pf., sünd woll noch bi dower.

Mit heimatlichen Gruß!

Lank bi Lübbheen, 20. Nov. 1931.

Korl Puls, Schriftsteller.

Bücherbesprechung.

Ratgeber für das Laienspiel auf dem Lande. Herausgegeben von Wilhelm Treblin. Karton. 1,50 Mk. Verlag Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11. — Ratgeber und Uebersichten über das Laienspiel gibt es schon überreichlich genug, aber bisher gab es noch keinen, der bewußt die ganz besonderen Verhältnisse des Dorfes ins Auge faßte. Im Gegenteil: die meisten Ratgeber, von Großstadtmenschen verfaßt, wirken, auf dem Dorfe angewandt, „vergroßstädtend“. Der Treblin'sche Ratgeber will aber nicht nur die dem Dorfe gemäßen Spiele und ihre Spielweise darbieten, sondern hat in erster Linie das Ziel, dem Dorf zur Freude an seiner besonderen Art zu verhelfen und gegen alle Vergroßstädtung zu kämpfen. Er bringt einen kürzeren grundsätzlichen Teil, in dem über den Sinn und die Gestaltung des Spieles auf dem Dorfe die Rede ist, und einen größeren, in dem 200 Spiele eingehend besprochen werden. Ein Anhang weist auf das Schattenspiel hin.

Leidende! Nur Vertrauen! Lehrer Obst-Tees
 unübertroffen. Druckf. sämtlicher Tees.
 Beratung. Gratisprobe durch
R. Obst, Krummhübel (Hgb.)

Bezugsbedingungen: Die „Mecklenburgische Heimat“ erscheint monatlich einmal. Derz. Bezugspreis für Nichtmitglieder beträgt vierteljährlich 1,50 M.Mark. Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt ist Dr. Priester, Rostock, Tessiner Chaussee 26. Das Geschäftszimmer der Redaktion befindet sich Alexandrinenstraße 92. Erscheinungsort ist Schwerin. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder direkt der Verlag entgegen. — Nachdruck ist nach vorheriger Anfrage bei dem Herausgeber mit Quellenangabe gestattet.

Anzeigenbedingungen: Die 27 mm breite Kleinzeile kostet 10 Pf. Bei Wiederholung wird Rabatt nach Tarif gewährt. — Alle Zuschriften, die den Anzeigenteil betreffen, sind ausschließlich zu richten an Richard Hermes Druckerei, Abteilung Anzeigen-Expedition, Schwerin i. M., Bismarckstraße 29, Fernruf 3822.

Durchschnittlicher
KALIVERBRAUCH
je Hektar in:

HOLLAND



Höchstertag und beste Ernte

bringt die **KALI**düngung ein!
Hollands Bauer das erlernte,
Laß es Dir ein Beispiel sein!

Auskunft in allen Düngungsfragen erteilt
Deutsches Kalisyndikat, Ldw. Auskunftsstelle
Rostock i. M., Schwaan'sche Straße 2

ländlichen Gegebenheiten anpaßt. Dadurch läßt sich die bisher vielfach vernachlässigte ländliche Bevölkerung für die Arbeit gewinnen, und manches wird durch freiwillige Tätigkeit gefördert werden können. Um die freiwillige Arbeit zu fördern, ist es notwendig, daß schnellstens die Benachteiligung der Landlehrer, die darin liegt, daß den alleinstehenden und ersten Lehrern die Gehälter zu gering genommen wurde.

Jungbauernschaft Hessenstein. Bericht über unsere Filmwo

Vom 23. bis 28. November veranstalteten wir von der Gesellschaft unter Mitwirkung des Dorfskino vom Mecklenburgische ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege eine Filmwoche. Die landliche und plattdeutsche Vorträge in vier verschiedenen Dörfern waren durchweg recht gut besucht, und jung und alt hielten an diesen Abenden. Außerdem hielt Herr Franke noch zwei Vorträge über die Bauernschaft. Den Abschluß dieser Filmwoche, die an die Verhältnisse der Bauernschaft stellte, bildete ein „Dörpabend“, veranstaltet vom Schützenverein, wo auch unser Dorfskino mitwirkte und wo auch die meiste Aufmerksamkeit kam. An diesem Abend wurde der Beweis wirklich not tut. Es haben uns diese Abende von unserer Arbeit gebracht und möchten wir allen Dorfskino warm empfehlen.

An all' dei Buernhochschäulers un

Leime Landslid!

Herrn Dr. Christin un Dr. Priester
wiesl. Dat is ne herrlich Sak; dei mi
worden, man dat fahlt noch immer a
Landesverein schenkt: „Der Schulm
Herr Dr. Priester hort an mi: „I
Spaß gemacht. Ich halte das W
siefhunnert Bäcker von Druck
Stück soll mit 50 Pf. verköfft
bidd ich all' dei Heimatfrünn
stellen, gehst kein Geld für
Porto 65 Pf., sünd woll p

Is up dat Buernmuseum hen-
garden. Wäl is all dorkau dahn
Dortüm hew ick ne Novell den
h". Wat dorachter steckt, schreiw
„Schulmeisters" hat auch mir viel
teif." Dat seggt naug. Nu lat ick
rund hundert Mark Unkosten. Dat
und 150 Mk. bi dei Uplag oewer. Nu
bestellt ein Bauk! Wenn all ein be-
m jeder heft dor wat von. Dzi 50, mit

Mit heimatlichen Gruß!

Karl Puls, Schriftsteller.

Bücherbespr

Ratgeber für
Treiblin. Ka
— Ratgeber
aber bisher
Dorfes ins
verfaßt, w
Ratgeber
bieten,
sonder

Ratgeber für Treblin. Ratgeber
 — Ratgeber
 aber bisher
 Dorfes ins
 verfaßt, w
 Ratgeber
 bieten,
 sonder
 einen k
 Spieles auf
 besprochen werden.

auf dem Lande. Herausgegeben von Wilhelm
 Verlag Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11.
 über das Laienspiel gibt es schon überreichlich genug,
 en, der bewußt die ganz besonderen Verhältnisse des
 Gegenteil: die meisten Ratgeber, von Großstadtmenschen
 Dorfe angewandt, „vergroßtädternd“. Der Treblin'sche
 ist die dem Dorfe gemäßen Spiele und ihre Spielweise dar-
 after Linie das Ziel, dem Dorf zur Freude an seiner be-
 stehen und gegen alle Vergroßtädterung zu kämpfen. Er bringt
 ähnlichen Teil, in dem über den Sinn und die Gestaltung des
 die Rede ist, und einen größeren, in dem 200 Spiele eingehend
 Ein Anhang weist auf das Schattenspiel hin.